This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

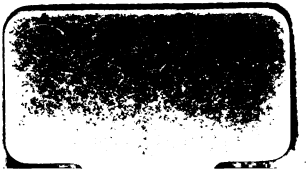
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bought from Röhrscheid, Bonn

Vet. Ger. III A. 622



G. A. Bürger's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Sechster Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 DEC 1970
OF OXFORD
LIBRARY

G. A. Bürger's

vermischte Schriften.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Vierter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

Inhalt des sechsten Bandes.

Vermischte Schriften. Vierter Theil.

I. Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern. . . . . Seite 3

II. Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. . . . . „ 35

III. Zwei Freimaurer-Reden.

1. Über die Zufriedenheit. . . . . „ 83

2. Über den moralischen Muth. . . . . „ 96

IV. Poetische Fragmente.

1. Dido. Ein episches Gedicht, aus Virgil's Äneis gezogen. . . . . „ 131

2. Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers. . . . . „ 161

3. Bellin. Erster Gesang. . . . . „ 166

V. Prosaische Fragmente.

1. Aus Daniel Wunderlich's Buche. . . . „ 179

2. Die Republik England. . . . . „ 200

Druckfehler.

Im sechsten Bande.

Seite	21,	Zeile	3 v. u., statt sowohl, lies so wohl.
″	28,	″	8 v. u., st. Geblete, l. Gebiethe.
″	54,	″	3 v. u., st. lassen., l. lassen.„
″	89,	″	9, st. Delai, l. Dalai.
″	165,	″	1, st. Wollt, l. Wollt'.
″	175,	″	4 v. u., st. Collecteurs, l. Collecteure.
″	181,	″	3 v. u., l. ich!„ — „und.
″	188,	″	13, st. pflegten, l. pflegten.
″	205,	″	3, st. Jannuar l. Januar.
″	″,	″	14, st. in, l. zu.
″	227,	″	4 v. u., st. Schottländer, l. Schotten. So auch, der Gleichförmigkeit wegen, S. 230, Z. 1 u. 2 v. u., S. 231, Z. 10, S. 233, Z. 7 u. 12, S. 250, Z. 7 v. u., S. 266, Z. 6 v. u., S. 268, Z. 2, S. 287, Z. 14, S. 288, Z. 10.
″	236,	″	40, l. Benehmen der.
″	248,	″	7 v. u., streiche das zweite eine.
″	266,	″	1 v. u., st. Schottländischen, l. Schottischen.
″	271,	″	3, streiche zu
″	288,	″	9 v. u., st. Schottländische, l. Schottische.

Vermischte Schriften.

Vierter Theil.

I.

Vorschlag,

dem Büchernachdrucke zu steuern.

Vorſchlag,

dem Büchernachdrucke zu ſteuern *).

„Das müßte aber doch mit dem T . . . l zugehen, wenn gar auf der Welt Gottes nichts wider den ſchurkiſchen Büchernachdruck helfen ſollte!„ — ſo erinnere ich mich öfters gegen dieſen und jenen Buchhändler aufgefahren zu ſeyn, wenn er mich aus meiner Geduld heraus geſeufzt, geklagt, geſchimpft, geflucht und geſacramentirt hatte. — „Ach! war die Antwort, dawider hilft nichts. Wie vielerlei iſt nicht ſchon umſonſt verſucht? Geſetze, Privilegien, Satyren und die kräftigſten Trümpfe ſind vergeblich geweſen, und werden es ſeyn. Selbſt das ſtrengſte allgemeinſte Geſetz in Deutſchland würde dawider nicht Alles ausrichten. Was iſt vollends zu erwarten, da ſo viele Fürſten ſich noch nicht ſchämen, den Stehler in ihren Ländern zu hehlen? Neulich haben wir uns faſt an die Sechzig bis Siebenzig ſchriftlich verbrüdert, wir wollten keinen Nachdruck unter unſerm Sorti-

*) Abgedruckt aus dem Deutſchen Muſeum. 1777. 2. Band. S. 435.

D. H.

ment gestatten. Alles umsonst! Die ehrlichern Buchhändler, wenn sie schon selbst nicht nachdrucken, wollen oder können dessen ungeachtet nicht Umgang nehmen, dem Nachdrucker seine Waare abzukaufen und weiter zu verhandeln.„ —

Nun wohlan denn! sprach ich zu mir selbst, rasse dich einmahl auf, mein Verstand, und spann' alle deine Segel bis an die Wimpel aus. Wär' es ja doch nichts Geringes, wenn du allein ausführetest, was so mancher Gelehrte, so mancher rafinirte Buchhändler, was kein Deutscher Potentat, was Kaiser und Reich mit aller ihrer Macht zusammen genommen, ja selbst der sinnreiche Friedrich Eckardt*) mit seiner Knute und heftigen Scorpionen nicht vermochten!

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Liebe Leute, der Hiatus geschah blos des Spaßes und der Vorrede wegen. Denn der Vorschlag, den ich euch darlegen will, und seine Erfindung bedurften ganz und gar so großen Hülfhohlens nicht. Schon längst lag er mir, wie euch

*) S. Epistel an Tobias Göhardt in Bamberg über eine auf Joh. Chr. Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift. 1776. 8. — Friedrich Eckardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Joh. Göhardt. 1776. 8. Fliegende Blätter, die Keinem unbekannt seyn sollten, der echten Witz, Satyre und Laune zu fühlen weiß.

Allen, vor der Nase. Der Unterschied zwischen mir und euch war nur der, daß ich kurz vor mir hinsuchte und fand, Ihr aber ohne Noth eure Blicke in's Weite schosset, und nicht fandet, wie denn dieß gar oft der Fall auf Erden zu seyn pflegt. Wenn ich euch mein Project werde entwickelt haben, so wird's gehn, wie bei dem Ei des Columbus. „Ja wahrhaftig, das ist auch wahr!„ werdet Ihr sagen. Nun zur Sache!

Gibt es unter allen Deutschen Buchhändlern nur funfzig, frei und rein von Nachdrucksünden, und sie wollen nach meinem Vorschlage handeln, so getraue ich mir, ihnen zu versprechen, daß ihnen hinfort der Nachdruck nicht nur keinen sonderlichen Schaden mehr zufügen, sondern daß dieser räuberische Vogel Greif ganz und gar mit Leib und Seele zu Grunde gehen soll.

Der meiste Büchernachdruck geschieht, wie das Gaunern und Stehlen überhaupt, um des schnöden Gewinstes willen. Nur selten mag er aus Muthwillen, oder Rache gegen diesen und jenen rechtmäßigen Verleger ausgeübt werden. Gäbe es nun ein Mittel, dem Nachdrucker den schnöden Gewinst, oder seine Rache, nicht nur gänzlich zu vereiteln, sondern ihm sogar noch oben drein ein beträchtliches Loch in seinen eigenen Beutel zu machen, so müßte ihn ein

böser Geist plagen, wenn er noch weiter nachdrucken, und in seine eigenen Eingeweide wüthen wollte.

Ein solches und, wie mich dünkt, sicheres Mittel aber ist: Die Einrichtung einer förmlichen Assecurant-Societät und Casse, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlags-Artikel nachgedruckt wird, eine solche Vergütung erhält, daß es von dem Tage an, da der Nachdruck erscheint, seinen Artikel wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, verkaufen kann, und welche Societät noch über dieß sich erlauben mag, den Nachdrucker mit Repressalien zu strafen, ihm seine sonst rechtmäßigen Artikel, wenn er deren hat, wieder nachzudrucken und um ein halbes Spottgeld zu verkaufen, oder gar zu verschenken.

Daß ein solches Institut, wenn es nur einmahl erst da wäre, den Zweck vollkommen erreichen werde, daran habe ich zwar selbst mit Gewalt zu zweifeln versucht, aber nicht vermocht. Ich sollte also denken, daß auch kein Anderer daran zweifeln könnte. Ob aber die Einrichtung so leicht, oder gar überall möglich und thunlich sey? das ist eine andere Frage. Ich muß also den Vorschlag weiter, und so deutlich, als möglich, zu entwickeln versuchen.

Wollten die angenommenen Funfzig, — wären's Mehrere, desto besser! wären's aber auch ein Zehn weniger, immer auch noch gut! — wollten sie, sag' ich, sich bloß dahin

verbrüdern und verbinden: Dafern Einem von uns ein rechtmäßiger Verlags-Artikel nachgedruckt wird, so wollen wir unter einander ihm eine zu gleichen Theilen von uns zusammen geschossene Vergütung dergestalt thun, daß er seinen Artikel um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, geben kann, — so dürfte wohl solche Verbindung, wegen folgender Schwierigkeiten, bei weiten nicht hinlänglich seyn:

1. Vielleicht gibt der Beschädigte, bei eintretendem Falle, den Schaden nicht richtig, sondern zu hoch an, und denkt schlecht genug, seine Mitgenossen über die Gebühr in Contribution zu setzen.

2. Sollte der Beschädigte jedes Mahl bei seinen neun und vierzig Mitgenossen umherwandern, und von ihnen die Beiträge einsammeln, so möchte es wohl gute Weile haben, ehe er Alles zusammen brächte. Mancher Beitrag bliebe vielleicht gar im Laufe. Mühe und Correspondenz hätte er umsonst. Porto und andere Auslagen, — Mahnen und Warten, — wieder Mahnen und wieder Warten, — kurz, hundert Inconvenienzen würden ihm die Vergütung erschweren, versalzen, und am Ende wohl gar großen Theils zu Wasser machen.

3. Es fehlt einer solchen Einrichtung ein fest genug eingerammelter Mittelpfahl; es fehlt an Banden, die Mitglieder hinlänglich daran zu fesseln. Der müßte die Men-

sehen, ihren Eigensinn, ihre Grillen und Launen im geringsten nicht kennen, der sich einbilden wollte, ein solches so schwach in einander gefügtes Gebäude könne lange Bestand haben. Ein Hauch der Wetterhaane eines einzigen Krautkopfs könnte die ganze Herrlichkeit, wie der Wind die Spreu, zerwehen, der äußern ungleich mächtigern Stürme, denen ein solches Gebäude ausgesetzt seyn wird, nicht zu gedenken.

Diesen und andern Inconvenienzen abzuhelfen, muß zugleich eine gemeinschaftliche Assecuranz-Casse, an einem gewissen und bequemen Orte, unter landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht, unter sicherer, kluger und fleißiger Verwaltung errichtet und unterhalten werden. Über die Einrichtung einer solchen Casse muß ich mich näher erklären. Die Antworten auf folgende Fragen werden hinlängliche Erläuterung enthalten.

I. Woher soll die Grundlage kommen?

II. Wie soll die Casse unterhalten und vergrößert?

III. Wie weit vergrößert?

IV. An welchem Orte?

V. Unter welcher Gestalt landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht?

VI. Von wem und wie verwaltet? und endlich

VII. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

I. Woher soll die Grundlage zur Assecuranz-Casse kommen?

Jeder der funfzig Verbündeten müßte ein Gewisses, etwa 50 Thaler, aus seiner Tasche hergeben. Dieß wird ja hoffentlich nicht zu viel seyn, da ich wohl annehmen kann, die Societät bestehe größten Theils aus Hundert- aus Funfzig- Dreißig- und Zwanzig- wenigstens doch aus Zehn- und Fünftausend-Thaler-Leuten. Nur ein einziges Mahl auf der Messe minder locker gelebt, so sind diese 50 Thaler schon reichlich wieder erspart. Kurz, der müßte ein armseliger Buchhändler seyn, der nicht einmahl 50 Thaler zu einem so nützlichen Endzwecke aus seiner Handlung entbehren könnte. Über dieß wird diese Auslage, wie ich unten zeigen werde, in der Folge mit Wucher wieder in eines Jeden Tasche zurück kehren. Sonach hätte die Societät eine Casse von 2500 Thalern beisammen, woraus schon der Erste von ihr, dem ein Artikel nachgedruckt würde, ja vielleicht schon der Zweite und Dritte, wenn die Artikel anders nicht allzu kostbar wären, welche jedoch schon an sich selbst, der Kostbarkeit wegen, dem Nachdrucke nicht so sehr ausgesetzt sind, Schadenersetzung bekommen könnte. Wollen und können die Zusammentretenden die erste Einlage noch größer machen, so wird es noch sicherer und besser seyn.

Allein auf diese Weise könnten die Nachdrucker die Casse bald sprengen, und immer wieder von neuen, wie im

Anfange, einzulegen, möchten die Mitglieder bald überdrüssig werden. Diese Betrachtung leitet mich auf

II. Woher soll die Casse unterhalten und vergrößert werden?

1. Durch die Zinsen, welche die erste Grundlage abwerfen kann. Denn natürlicher Weise darf das Capital nicht todt im Kasten liegen, sondern muß, gegen Verzinsung, sicher in eine Bank oder Handlung gelegt werden, von wannen man zu allen Zeiten, so viel man braucht, promt zurück ziehen kann.

2. Jedes Mitglied muß, ungeachtet des bereits hergegebenen Fonds, dennoch hernach seine Verlags-Artikel, die es gegen den Nachdruck gesichert wissen will, besonders auf eine gewisse bestimmte Summe, vor dem Verkaufe, bei der Societät, oder deren Direction, einzeichnen lassen, und davon gewisse bestimmte Procent-Gelder an die Casse entrichten. Die einzuzeichnende Summe müßte, wenn man richtig zu Werke gehen wollte, nicht nur die auf den Artikel verwandten Kosten, sondern auch den daraus zu hoffenden Profit in sich begreifen. Es hat z. B. Einer von dem Artikel eine Auflage von 1000 Exemplaren gemacht. Er hofft, sie ganz abzusetzen, und setzt er sie ganz ab, so kommen ihm an verwandten Kosten und Profit 1000 Thaler ein. Dann lasse er die-

sen Artikel auf 1000 Thaler hoch assecuriren, und bezahle von dieser Summe die Procent-Gelder.

3. Da solche Assecurations-Einzeichnungen auch von Fremden, die in der Societät nicht mit begriffen sind, angenommen werden können, und höchst wahrscheinlich vorfallen werden, so mag man auch diese unter die Zuflüsse der Casse mit zählen. Beiläufig aber merke ich an, daß diese viel höhere Procente, als die beständigen Mitgenossen erlegen müßten, und aus der Casse, außer der Sicherheit für ihren einzeln eingezeichneten Artikel, keinen von den Vortheilen genössen, deren, wie unten vorkommen wird, die ordentlichen Mitgenossen sich zu erfreuen haben.

Diese besondere Einzeichnung ist ein wichtiger Hauptumstand, der niemahls abgeschafft werden darf, wenn die Societät mit ihrer Casse Bestand haben soll. Denn außer dem, daß

A. die Casse dadurch immerwährende Nahrung und Wachsthum erhält, wird

B. der Vortheil gewonnen, daß die wahre, mit Kosten und Profit verhältnißmäßige Vergütungssumme, schon vor dem eintretenden Falle des Nachdrucks, bestimmt ist. Es wird also verhindert, daß Jemand in's Gelag hinein den Werth seines zu veraſſecurirenden Artikels angebe; indem, je höher Einer assecuriren läßt, je mehr Procent-Gelder er ge-

ben muß. Auch fällt alle nachherige Berechnung, Chicane, Aufenthalt u. s. w. gänzlich weg.

Drei Procent, — vielleicht noch weniger, ich will aber einmahl so viel setzen, — wäre wohl für ein ordentliches Mitglied als vollkommen hinlänglich zu achten. Denn ich darf annehmen, daß meine funfzig Societäts-Genossen so ansehnliche Buchhändler sind, daß durch die Bank jeder von ihnen jährlich auf 2000 Thaler hoch einzeichnen lassen werde. Es würden also von 100,000 Thalern die Procent-Gelder 3000 Thaler jährlich betragen. Dieser Zuwachs, die Einkünfte von fremden Einzeichnungen noch nicht einmahl mitgerechnet, würde sehr ansehnlich und vollkommen hinreichend seyn. Denn es ist zu bedenken, daß nach gemachter Einrichtung der Nachdruck die Ohren gar mächtig sinken lassen, und die Casse in der Folge selten oder niemahls einen Stoß davon auszuhalten haben werde.

Wenn aber dem also ist, so wird die Casse ohne Noth in's Unendliche vergrößert werden, und mit der Zeit den beträchtlichsten Theil des Nutzens, den die Buchhändler durch den capot gemachten Nachdruck zogen, in sich verschlingen. So wünschenswürdig die anfängliche Vergrößerung, zur Constitenz und Dauer des ganzen Instituts, wäre, so überflüssig und lästig würde sie für jedes Mitglied werden, wenn die

Größe die Gebühr und Nothdurft übersteigen sollte. Es fragt sich also:

III. Wie weit soll die Casse vergrößert werden?

Es wird auf die Interessenten ankommen, ihr ein gewisses Maß und Ziel zu setzen. Diesen aber wird es im Grunde nichts schaden und kosten, wenn sie selbige so anschwellen lassen, und hernach in solcher Stärke erhalten, daß sie wenigstens funfzig ansehnlichen Nachdrücken die Spitze auf Ein Mahl zu biethen vermag. Denn es ist möglich, daß die Nachdrucker, wie wohl öfters Spitzbuben aus Verzweiflung gethan, sich zusammen rottiren, und die Assecuranz-Casse durch mehrere Nachdrücke auf Ein Mahl zu sprengen versuchen. Also muß man immer gegen einen stärkern Angriff gerüstet seyn, als wahrscheinlich zu erwarten stehet.

Wenn nun aber die Casse dieses oder ein anderes vorgestecktes Ziel erreicht hat, was ist dann anzufangen? Soll sie dann etwa sich bloß durch sich selbst nähren? — Hierzu würde sie freilich im Stande seyn. — Und sollen alsdann die Assecurations-Einzeichnungen, oder doch wenigstens die Procent-Gelder von den Mitgliedern wegfallen? Letzteres nimmermehr! Aus Ursachen, die ich oben schon angeführt habe. Vielmehr muß ein anderer Canal eröffnet werden, vermittelst dessen die Casse eben so, wie sie aus den 50 Taschen der Mitglieder zusammen geflossen ist, wieder einen immer-

währenden Aus- und Rückfluß mit Wucher in die Taschen der Interessenten erhält. Ich sage mit Wucher! Denn nicht nur dasjenige, was sie an einem Orte hinein fließen lassen, muß ihnen am andern Orte der Rückfluß wieder zuführen, sondern dieß muß sogar Zinsen mitbringen. Die Möglichkeit dessen ist aus Folgendem klar. Was für Ausgaben wird die Casse sonderlich haben? Höchstens weiter keine, als die, welche allenfalls, jedoch selten genug, ein Nachdruck, oder die Besoldung der Direction und Verwaltung veranlassen möchte. Diese Ausgabe aber muß gegen dasjenige, was die Casse an Zinsen und Procent-Geldern für fremde Assecuranzen abwerfen kann, nur ein sehr Geringes betragen. Über dieß läßt sich vielleicht eine Operation anstellen, vermöge welcher das Haupt-Cassen-Capital sich ungleich ansehnlicher, als durch eine bloße zinsbare Ausleihung, verinteressiren könnte. Wie wäre es z. B., wenn die Societät eine Buchhandlung anlegte?

Was aber die Art und Weise des Cassenabflusses betrifft, so schlage ich, weil mir nichts anders gleich beifällt, von Zeit zu Zeit eine simpele bare Vertheilung unter die ordentlichen Mitgenossen vor, wovon die Fremden, die keine ordentlichen Mitglieder sind, unerachtet sie wenig oder viel mögen haben einzeichnen und assecuriren lassen, ausgeschlossen seyn müssen.

Da aber ein jedes Mitglied seinen funfzigsten Theil an

dem Eigenthum des beständigen Hauptstocks hat, so fragt sich: Wie es damit zu halten sey, wenn ein Mitglied bei seinem Leben, oder durch seinen Tod, aus der Societät abtreten sollte? — In diesem Falle muß es ihm, oder seinen Erben, vergönnt seyn, seinen Antheil ganz heraus zu ziehen. Entweder kauft ihm alsdann ein Anderer denselben ab, und stammt sich auf diese Weise zur Mitgliedschaft an des Abgegangenen Stelle ein, oder es ist die ganze Societät gehalten, den Abgehenden, oder dessen Erben, aus der gemeinschaftlichen Casse abzufinden.

Was hat nun der Abgehende eingebüßt? Gesetzt, er habe schon seit geraumen Jahren den Cassenüberschuß, als Verzinsung seines Capitals, gezogen, so zieht er nun am Ende das Capital selbst zurück. Nichts hat er also verloren. Was verloren? — Hat er nicht den enormen Nutzen gewonnen, daß sich kein Nachdrucker unterstanden hat, ihm viele Tausende zu Wasser zu machen?

IV. An welchem Orte soll die Casse und, so zu sagen, das Haupt-Quartier der ganzen Societät seyn?

Die Antwort kann kurz seyn. Wo anders, als zu Leipzig, wo der Hauptmittelpunkt des ganzen Deutschen Buchhandels ist, und wohin jeder Buchhändler des Jahrs wenigstens Ein Mahl reiset.

V. Was für Gestalt soll die landesherrliche Bestätigung

und Oberaufsicht, die dem Institute nothwendig seyn will, haben?

Jedermann sieht leicht, daß, wenn ein solches Institut vorhanden seyn sollte, die bisherigen Privilegia als überflüssig wegfallen und der Fiscus einiger Landesherren einen Zweig seiner Einnahme verlieren werden. Es will daher nöthig seyn, um der Mißgunst auszuweichen, daß die Societät sich wenigstens Einen Fiscus zum Protector und Freunde mache. Welcher andere sollte das seyn, als der Chur-Sächsische, da dieser vorher von den Bücher-Privilegien das Meiste mit einzukommen hatte, und da das Haupt-Quartier der Societät und Casse in einer Chur-Sächsischen Stadt ist? Mit Chur-Sächsischer Landesregierung müßte also um ein Aquivalent für die wegfallenden Privilegien gehandelt, es müßte von ihr Protection und Bestätigung der Societät, ihrer Einrichtung und ihrer Gesetze, es müßte von ihr eine Commission zur Direction und Oberaufsicht über die Verwaltung und über den Gang der ganzen Maschine erbethen werden. Ohne diese landesherrliche Protection, Bestätigung und Oberaufsicht kann, wie aus den Antworten auf die folgenden Fragen noch weiter erhellen wird, das Institut weder in Gang kommen, noch im Gange erhalten werden.

VI. Von wem? und wie soll die Casse verwaltet werden?

Daß die Verwaltung von der Direction und Oberauf-

sicht verschieden sey, ist wohl überflüssig zu sagen. Jene nimmt Gelder ein, gibt Gelder aus, und führt Rechnung darüber; Alles nach den Gesetzen einer ordentlichen vortheilhaften Haushaltung. Diese hergegen ist Zuschauerinn, sieht überall nach den Rechten, und läßt sich die Rechnung mit vorlegen. Jene wird aus den Mitteln der Societät; diese aber von der Landesregierung besoldet und angeordnet. Zwei Hauptpersonen, die cautionsfähig sind, und in Eid und Pflicht genommen werden müssen, und wovon die eine Rechnung, die andere aber Gegenrechnung führet, scheinen hinlänglich zu seyn. Diese könnten ansehnliche in Leipzig wohnende Buchhändler und Mitglieder der Societät seyn. Sie müssen für ihre Dienste, so wie etwa die sonst noch erforderlichen Personen, besoldet werden.

VIII. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

Wenn die Theilhaber zusammen getreten sind, ihre Einlage gemacht, landesherrliche Protection, Bestätigung und Oberaufsicht durch Commissarien erlanget und Cassenverwalter bestellet haben, so hält die Societät

1. Ein Mahl alle Jahre allgemeine Zusammenkunft. Diese geschieht auf derjenigen Messe, da die Buchhändler unter einander abrechnen, und welche mithin von den meisten Buchhändlern bereiset wird. Zu dieser Zusammenkunft

hat jedes Mitglied entweder persönlich, oder durch Gevollmächtigte freien Zutritt und Stimme. Auf diesen Zusammenkünften legen die Cassenverwalter Rechnung von dem verflossenen Jahre ab, und erhalten darüber Entlassung. Es wird über Wohl und Wehe der Societät Rath gepflogen, und deßfalls die Nothdurft für die Zukunft durch die meisten Stimmen verordnet und festgesetzet. Es werden die im verflossenen Jahre vorgekommenen Nachdrucks-Vergütungsfälle vorgelegt, untersucht, entschieden und die Vergütungsgelder ausgezahlet.

Die landesherrliche commissarische Direction hat hierbei Folgendes zu thun.

A. Sie läßt die anwesenden Mitglieder früh genug auf bestimmte Tage, an einen gewissen Ort, zusammen laden. Wer da weder persönlich, noch durch Gevollmächtigte erscheinet, auf den wird nicht geachtet, und er muß sich das gefallen lassen, was die Anwesenden beschließen.

B. Sie hat in der Versammlung den Vorsitz, und, weil sie aus Rechtsverständigen bestehen muß, so sehen sie dahin, daß überall nach den Societäts-Gesetzen aus gemeinen Rechten verfahren werde. Daher kann kein Societäts-Schluß, welchem diese Direction nicht beitritt, für gültig geachtet werden. Sollten sich aber die Societät und ihre Direc-

tion nicht vereinbaren können, so wird die Entscheidung höheren Orts gesuchet.

C. Sie thut von allen Dingen den Vortrag, und auch dasjenige, was ein oder anderes Mitglied besonders vorgetragen wissen will, muß durch sie geschehen, oder sie muß, daß das Mitglied den Vortrag selbst verrichte, die Erlaubniß ertheilet haben. Sie fodert zum Sprechen auf und gebiethet Schweigen, damit kein Pohlnischer Reichstag entstehen möge.

Damit aber diese Direction, als von der Landesregierung allein angeordnet, nicht etwas Gehässiges bekommen möge, so ist es gut, aus den Mitteln der Societät selbst eine oder zwei Personen dazu zu ordnen.

2. Über Alles, was in der Societät, oder deren Versammlung verhandelt wird, muß schriftliche Registratur geführet und ein Archiv unterhalten werden. Jedem Mitgliede muß freistehen, in die Acten zu schauen.

Was aber endlich den Hauptzweck der ganzen Einrichtung, nähmlich die Vergütung des Nachdrucks betrifft, so müßte nach folgenden Gesetzen verfahren werden.

1. Die Assecurations-Einzeichnungen müssen, sowohl von Mitgliedern, als Fremden, vollkommen vor dem angefangenen Abdrucke des Artikels gemeldet und zugleich die bestimm-

ten Procent-Gelder, entweder bar, oder durch annehmliche Anweisungen, erlegt werden.

2. Diese Anmeldung und Erlegung der Procent-Gelder kann zu allen Zeiten von einem Abwesenden schriftlich an die Direction und Verwaltung geschehen. Jene ertheilet darüber einen Assecuranz-Schein, und diese Quittung über bezahlte Procent-Gelder.

3. Ohne, daß die Procent-Gelder sogleich bar erlegt, oder der Verwaltung annehmlich gesichert werden, wird die Einzeichnung nicht angenommen. Hat die Verwaltung dennoch die Einzeichnung und die Ausfertigung des Assecurations-Scheins geschehen lassen, so muß sie für das Einkommen der Procent-Gelder haften. Daher gibt die Verwaltung alle Mahl zu Ausfertigung des Assecurations-Scheins ihre Einwilligung.

4. Wer rechtlich überführet werden kann, daß er nicht, vor angefangenem Abdrucke seines Artikels, den Assecuranz-Schein gelöset hat, dem wird bei vorkommendem Nachdrucke nicht nur nichts gut gethan, sondern er ist auch noch über dieß seiner Procent-Gelder verlustig.

5. Bei der Einzeichnung wird der Titel des Buchs, die Bogenzahl, Beschaffenheit des Papiers, Druck und der Kupferstiche, die Anzahl der Auflage und endlich die Assecurations-Summe, welche Kosten und Profit der ganzen Auflage

in sich begreifet, angemeldet. Die Ursachen dieser Ausführlichkeit sollen weiter unten noch angeführet werden.

6. Ist nun solcher Gestalt die Einzeichnung ordnungsmäßig geschehen, und es ereignet sich ein Nachdruck, so macht der rechtmäßige Verleger, so bald er von dem Daseyn des Nachdrucks und seinem Preise vergewissert ist, nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch durch Briefe an diejenigen Buchhandlungen, an welche er Exemplare überlassen hat, bekannt, daß der Preis nunmehr, nach dem Societäts-Principium, herabgesetzt sey. Von dieser Zeit an muß das Buch nicht nur bei dem Verleger, sondern in allen Buchhandlungen um den herabgesetzten Preis zu haben seyn, und der Verleger muß die aus der Casse empfangene Vergütung auch allen seinen Abnehmern pro rata zufließen lassen und deßfalls mit ihnen zurückrechnen.

Hierbei fragt sich's: Ob, außer den Buchhändlern, auch den Bücherliebhabern, welche vor entstandenem Nachdrucke um den ersten höhern Preis Exemplare gekauft haben, die nachherige Herabsetzung des Preises zu Gute kommen, und das bereits bezahlte Plus zurück gegeben werden müsse? — Wenn ich annehmen könnte, daß alle Buchhändler, die dem Hauptverleger Exemplare abgenommen haben, so ehrlich wären, bei vorfallender Herabsetzung des Preises, die Zahl ihrer alsdann noch vorräthigen Exemplare richtig anzugeben,

so würde ich antworten: Was um den ersten Preis einmahl an Bücherliebhaber verkauft ist, das bleibe auch darum verkauft! — Allein da sich's wahrscheinlich zutragen wird, daß vor Herabsetzung des Preises schon hier und da von Buchhändlern Exemplare verkauft sind, und wahrscheinlich mancher Schlechtdenkende zu Erhaschung eines Vortheilchens sich gelüsten lassen möchte, gegen den Hauptverleger zu behaupten, er habe für den ersten höhern Preis nichts verkauft, indem man ihn des Gegentheils nicht leicht überführen könnte, so antworte ich nunmehr aus dieser Betrachtung: Auch dem einzelnen Käufer, der den ersten höhern Preis schon erlegt hat, muß, wenn er sich anders darum meldet, der herabgesetzte Preis zu Gute kommen. Solcher Gestalt fällt, däucht mir, der Unterschleif ziemlich weg. Der ganze Handel ist klar. So viel Exemplare ein Buchhändler von der Verlagshandlung genommen hat, auf so viele leistet ihm diese Vergütung. Meldet sich ein einzelner Käufer binnen einer gewissen Zeit, etwa binnen 5 Monathen a dato der Bekanntmachung, nicht um die Zurückgabe des bezahlten Plus bei demjenigen, von welchem er sein Exemplar gekauft hat, (von einem Andern wird ihm, des besorglichen Unterschleifs wegen, darauf nichts gut gethan,) so ist das Plus an diesen verfallen, und er hat solches mit Recht.

7. Das Daseyn des Nachdrucks wird durch ein oder

mehrere Nachdrucks-Exemplare dargethan. Wie, wenn nun aber ein Nachdrucker, um der Societät und ihrer Casse eins anzuhängen, auf den Einfall geriethe, nur ein oder ein Paar Exemplare nachzudrucken, um selbige in die Hände des rechten Verlegers zu spielen? Wie, wenn dieß öfters versucht würde, um die Casse durch öftere Aderlässe zu schwächen? — Der Kniff wäre freilich möglich und besorglich. Der Nachdrucker müßte dann freilich das Setzerlohn daran spendiren, aber er ersparte doch eine ganze Auflage von Papier und den größten Theil der Druckerkosten. Wie, wenn sich vollends mehrere Nachdrucker zusammen thäten, und gemeinschaftliche Sache machten?

Durch dergleichen Spiegelfechten muß ein Institut, das auf so festen und sichern Grundpfeilern ruhet, sich nicht irre machen lassen. Ja, ich will's zugeben, daß dieß Ein Mahl und mehrere Mahle geschehen könne und geschehen werde. Aber endlich wird der Nachdrucker eines Spaßes, der ihm nichts frommet, aber doch immer ein Ansehnliches kostet, indem das Setzerlohn eine Hauptpost der Ausgabe ist, überdrüssig werden. Denn das Wort Nachdrucker ist ein gleichbedeutender Ausdruck für Lumpenhund. Wie wollten aber die Kräfte eines Lumpenhundes hinreichen, die vereinigte Kraft von funfzig vermögenden ehelichen Leuten zu beugen? Mögen auch sich der Lumpenhunde mehrere vereinigen? Un-

ter Schurken und Spitzbubengesindel kann keine Vereinigung von Bestand und Dauer seyn. Denn es fehlt ihnen die Hauptgrundfeste: Guter und redlicher Endzweck. Meine Societät wird immer das Stärkerrecht auf ihrer Seite behalten. Das Complott der Niederträchtigen kann nicht immer verborgen bleiben, ihre Cabalen müssen offenbar werden, und sind sie offenbar, so müßte es nicht gut seyn, wenn man nicht neue Maßregeln, sie zu vereiteln, erfinden könnte.

Da aber keine Gesellschaft so gut und auserlesen seyn kann, daß nicht ein räudiges Schaf darunter seyn sollte, so ist es möglich, daß unter meiner Societät Niederträchtige sind, denen es einfallen kann, folgenden oder einen andern ähnlichen Betrug zu spielen. Es hat z. B. Einer auf einen Artikel, der nicht gehen will, ansehnliche Kosten verwendet, und eine übermäßige Auflage davon veranstaltet. Der könnte sich einfallen lassen, ein oder zwei Exemplare heimlich solcher Gestalt umsetzen und abdrucken zu lassen, daß sie wie Nachdruck aussähen. Nun setzte er den Preis seines Artikels herunter; producirte die falschen Nachdrücke bei der Societät; verlangte und erhielte ordnungsmäßige Vergütung. — Ein solcher Ehrloser, wenn er des Betrugs überführt würde, — und wahrscheinlich wird er's über lang oder kurz werden, denn nichts ist so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, — müßte durch Gesetze cum infamia

von der Societät, mit Verlust aller Vortheile, auf ewig ausgeschlossen seyn, und er dürfte weder selbst, noch mit seinem Verlage jemahls die Leipziger Messe wieder beziehen. Hätte er in Leipzig eine Niederlage, so müßte selbige halb der Societät und halb dem Fiscus anheim fallen. Der Denunciant müßte verschwiegen und ansehnlich belohnet werden.

8. Sind nun die unter den vorhergehenden sieben Nummern aufgeführten Erfordernisse beobachtet, so producirt der Beschädigte auf der nächsten Societäts-Versammlung:

A. Den Assecuranz-Schein.

B. Die Quittung über bezahlte Procent-Gelder; beide in Originalen.

C. Er thut das wirkliche Daseyn des Nachdrucks so wohl durch ein oder zwei Exemplare, als auch durch Vorzeigung der deßfalls erhaltenen Briefe und Nachrichten dar.

D. Zugleich zeigt er ein Exemplar seines rechtmäßigen Verlagsartikels vor.

E. Endlich documentirt er durch ein oder zwei gedruckte öffentliche Blätter, daß er den Preis seines ihm nachgedruckten Artikels herabgesetzt und bekannt gemacht habe.

Sind nun alle diese Puncte hinlänglich erledigt, so schreitet die anwesende Societät zur Stimmensammlung über die Vergütung. Der Beschädigte muß hierbei abtreten, indem Niemand in einer sein eigenes Interesse betref-

fenden Sache seine Stimme geben darf. Sprechen die meisten Stimmen ihm die Vergütung zu, so erhält er darüber einen von der Direction unterzeichneten Societäts-Schluß und daneben eine Anweisung zur Auszahlung der Vergütungsgelder an die Cassen-Verwaltung.

Was aber die Vergütungs-Summe selbst betrifft, so bestimmt sich diese von selbst folgender Maßen:

Z. E. die Auflage war 1000 stark; assecurirt zu 1000 Thalern. Der rechtmäßige Verleger verkaufte das Exemplar um 1 Thaler. Nun kommt Nachdruck. Der Nachdrucker verkauft das Exemplar um 16 Groschen; mithin setzt jener den Preis seiner Ausgabe auf 8 Groschen herab. Die Societät vergütet ihm also zwei Drittheile der Assecurations-Summe mit 636 Thalern und 16 Groschen.

Derjenige, welcher durch einen Societäts-Schluß sich beschwert erachtet, muß dagegen höhern Orts appelliren können. Jedoch müssen alle vorfallenden Streitigkeiten, die in die Societät schlagen, sehr kurz und summarisch abgethan werden. Die Societät selbst müßte die erste Instanz haben.

Hiermit hätte ich denn nun, was mir zu Erläuterung meines Vorschlags vorerst eingefallen war, an- und ausgeführt. Was ich oben in dem Hauptumrisse desselben von Repressalien gegen den Nachdrucker noch angehängt habe,

will so viel nicht sagen. Denn selten wird man Gelegenheit zu Repressalien finden, weil die Nachdrucker größten Theils solche Kerle sind, die höchstens keinen andern rechtmäßigen eigenen Verlag, als etwa Christkatholische Maculatur haben. Wie mag man sie mit deren Nachdrucke strafen?

Noch Eins ist zum Beschlusse übrig. Warum habe ich mir wohl die Mühe gegeben, dieses Project zu erfinden und so handgreiflich und thunlich zu entwickeln? — Etwa eine Ehrensäule in dem künftigen Versammlungssaale der Societät mir zu erwerben? Diese, wenn ich sie auch verdiente, müßte ich denn doch wohl verbitten. — Etwa einen Beutel voll Pistolen zu erhaschen? — Darauf sich Rechnung machen, das hieße wohl weit von dem Ziele vorbei schießen. So freigebig sind die Menschenkinder nicht. — Etwa die Buchhändler zu bereichern und ihnen Gelegenheit zu geben, uns arme Bücherkäufer desto baß in Contribution zu setzen? Bewahre der Himmel in Gnaden! Freilich! In so fern will ich jeden ehrlichen Mann mit Freuden bereichern, als er es nach Recht und Billigkeit verdienet. Ich läugne nicht, daß Unwillen und Zähneknirschen über die Schurken, die da ernten wollen, wo sie weder geackert noch gesäet hatten, zum Theil mir die Bekanntmachung dieses Vorschlags mit abgedrungen haben. Mein Hauptzweck aber

ist, kurz zusammen gefaßt, der: Daß Jedermann, so wohl Autor, als Verleger und Käufer, das Seinige erhalte.

Der Autor steht mit Recht oben an. Denn es ist himmelschreiend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte seines Leibes und seiner Seele ein unsterbliches Werk hervorgebracht hat, welches äußerlich vielleicht kein anderer Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mästet, und ein ganzes Land unterrichtet oder ergetzet, nicht einmahl so viel Belohnung dafür haben soll, um die Apotheker-Rechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm seyn, der zum Behuf fremder Behaglichkeit und Pracht spinnen, und wenn er ausgesponnen hat, im Mangel vollends dahin welken muß? Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdrucke entgegen geschrieen, und unter diesem Vorwande das Honorarium bis zum schimpflichsten Trankgelde herunter gehandelt. Dieser Vorwand fällt durch mein Project weg. Es hindert nunmehr nichts, den würdigen Schriftsteller nach Würden zu belohnen. Denn das ist kein gültiger Vorwand, daß ein Verleger an dem guten Autor wieder erhohlen müsse, was er an einem schlechten, oder auch an einem solchen, dessen Werk, Trotz innerlicher Güte, dennoch zu Maculatur wird, eingebüßt hat. An solchen Einbußen ist der Buchhändler

selbst Schuld. Warum versteht er sein Gewerbe nicht besser? Der Buchhandel ist fast der intricateste von allen, und erfodert Kenntniße und Speculation, wie kaum ein anderer. Mag es nun wohl mit einigem Rocht, mit einiger Billigkeit der würdige populäre Schriftsteller entgelten, wenn der Herr Verleger z. v. ein dummer Teufel ist, und sich entweder schlechten Verlag *) anschmieren läßt, oder für seinen guten Verlag schlechtes Sortiment eintauschet?

Der Verleger hat den zweiten Platz. Wer wollte nicht ihm, der seine Speculation, seine Mühe und sein Geld an einen Artikel gewagt hat, einen ansehnlichen und sichern Profit gönnen? Eben deßwegen, weil in Ansehung der erforderlichen Klugheit, Kenntniß und des dabei nie ganz zu entfernenden Risico der Buchhandel sich über den gemeinen Handel so sehr erhebet, bescheide ich mich gern, daß es niedrig und eigennützig von einem Gelehrten gedacht seyn würde, wenn man dem edlern Handelsmanne keinen höhern, als gemeinen handwerksmäßigen Profit, den leicht jede Eselei abwirft, zubilligen wollte. Seinen wohlverdienten und sichern Profit aber wird er durch mein Project haben

*) Ich nenne das hier schlechten Verlag, der für den Verleger im Abgange schlecht ausfällt.

und behalten, wenn er gleich nunmehr den Autor vier- und fünffach besser setzet, als derselbe bisher gestanden hat.

Endlich aber auch soll der Käufer das Seinige erhalten. Guten correcten Druck, auf gutem Papier, für billige Preise. Gar ärgerlich ist's bisher zuweilen gewesen, wenn man, auf halbem Löschpapier, einen stumpfen Buchstaben in den andern, und eine Zeile in die andere geschoben, hat lesen müssen. Hat man den Verleger wegen solcher Knauserei getadelt, so hat er sich gleich mit der Gefahr des Nachdrucks entschuldigt. Damit der Nachdrucker die Segel nicht noch mehr zusammen ziehen möchte, so zog er sie lieber selbst so viel zusammen, als möglich seyn wollte. Diese Maxime wird durch meinen Vorschlag überflüssig; ja selbst schädlich. Ein Buch, das gutes äußerliches und lachendes Ansehen hat, verkauft und liest sich viel besser, als ein maculaturähnlicher Wisch. Dessen ungeachtet können die bisherigen Bücherpreise nicht nur beibehalten, sondern sogar herabgesetzt werden, ohne daß Schriftsteller und Verleger dabei einbüßen. Ja, wenn beide für ihren wahren Nutzen handeln wollen, so müssen sie die Preise herabsetzen. Sie erwecken dadurch bei dem Publicum Gunst und Liebe für die Societät, und immer mehr Abscheu gegen den Nachdruck; sie befördern die Lectüre zu größerer Allgemeinheit unter den ärmern Ständen, und verschaffen sich dadurch immer mehr Absatz. Nichts ist

dem Profit eines jeden Handels so nachtheilig, als theure Waarenpreise. Derjenige, der seine Waaren überthenert, wenn er auch ein Monopolium hätte, wird gewiß niemahls ein reicher gesegneter Handelsmann werden. Wollten nun etwa meine Societäts-Genossen einen so übeln Gebrauch von ihrer Sicherheit gegen den Nachdruck machen, daß das Publicum um desto höhere Preise kaufen müßte, so werden Abnahme der Lectüre und Gelehrsamkeit, mithin verminderter Bücherabsatz und endlich Verfall des ganzen Buchhandels die unausbleiblichen Folgen ihrer unseligen Habsucht werden. Daher nehme die Societät, welche doch hoffentlich immer größten Theils aus richtig- und edeldenkenden Mitgliedern bestehen wird, und die landesherrliche Direction auf diesen Umstand ein beständiges Augenmerk, damit auch kein einzelnes Mitglied sich gelüsten lasse, wider die Maxime billiger und wohlfeiler Preise zu sündigen. Aus dieser Ursache muß auch alle Mahl von dem assecurirten Artikel ein Exemplar, nebst dem Preise, von dem Verleger bei der Societäts-Versammlung producirt und angezeigt werden. Fände sich nun, daß Einer den Preis, in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Waare, zu hoch gesetzt hätte, so muß die Societät sich's anmaßen dürfen, den Preis mit dem Werthe in ein richtigeres Verhältniß zu setzen.

Ich werfe hiermit meinen Vorschlag in's Publicum.

Edeldenkende und raffinirte Leute mögen ihn prüfen, berichtigen, erweitern oder zusammenziehen, ja, wenn er unthunlich ist, ganz verwerfen. Er geht mich nun weiter nichts mehr an. Leid aber sollte es mir doch darum seyn, wenn die Ausführung nicht durch seine innerliche Unthunlichkeit, sondern durch Trägheit, Kleinmuth, Blödsinn oder Wetterlaune der Buchhändler verhindert werden sollte.

II.

Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten.

Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten *).

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Kästner.

Zwei Cherubim, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes. Was aber auch der Geist nur immer hervorbringen mag, so ist es doch in den meisten Fällen hauptsächlich nur Schönheit, welche das Siegel des Ruhmes und der Unsterblichkeit seinen Werken aufdrückt. Dieses erwägen die Bekenner der so genannten strengen Wissenschaften nicht immer, und gar nichts davon weiß der Troß

*) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen von Gottfried August Bürger, Doctor der Philosophie. Erstes Blatt. Göttingen. 1787. 48 S. 8.

D. H.

der Brotstudenten, der in den Vorhöfen der Erkenntniß herumlärmt, und durch höhere Weihe noch nicht berechtigt ist, in das Heiligthum hinter dem Vorhange zu blicken.

Freilich muß daher der Forscher, Kenner und Darsteller des Schönen es sich gefallen lassen, daß mancher Reihemann aus den obern Facultäten, manches Mitglied von zwölf Dutzend Academieen und Societäten, von St. Petersburg bis London, von London bis nach Batavia, ja daß sogar der ganze Hans Hagel des Vorhofs sich ziemlich vornehm und wichtig gegen ihn geberdet. Freilich muß er sich's gefallen lassen, daß er nicht nur im bürgerlichen, sondern selbst in dem Gelehrten-Staate gleichsam für überzählig geachtet wird. Bei dem Allen aber wagt doch selbst der roheste Butter- und Brotbeflissene nicht leicht die Sottise aller Sottisen, verächtlich, oder auch nur gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache zu thun. Selbst diejenigen, welche in der weitesten Entfernung von dem Gebiete des Schönen, und aller derjenigen Erkenntniß ihr Wesen treiben, welche noch etwas mehr, als Butter und Brot, welche der Menschheit höhern Adel verleihet, selbst die gemeinsten Rechts-Practicanten und bürgerlichen Geschäftsmänner von der Feder, ja sogar die ungewaschensten Herren vom Leder pochen immer weniger auf den alten eisernen Freiheitsbrief roher Zeiten, entweder gar nicht, oder doch geschmacklos und

barbarisch schreiben zu dürfen. Wer von dem Präsidenten bis zum Pedellen, wer vom Staatsminister an bis zum Thorschreiber herab, wer von Allen, welche die Feder handhaben müssen, ließe sich nicht gern nachrühmen, daß er einen guten schriftlichen Aufsatz verfertige?

Nun sollte man denken, Wunder, wie lebhaft, wie allgemein der Eifer und das Bestreben nach vollkommener Schreibart, Wunder, wie auffallend und glänzend der Erfolg seyn müsse! Allein nichts weniger, als dieses! Der Mann von Verstand, Kenntniß und Geschmack sehe doch nur die gedruckten so wohl, als ungedruckten Schreibereien selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stylistische Gräuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Scribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Nahmen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraus sagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich's heraus sagen, daß mir aus der ganzen Literär-Geschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachläßig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so — liederlich geschrieben hätte, als bisher unser Deutsches Volk.

Woran liegt nun dieſe ſo ungemein auffallende Inconſequenz? Liegt ſie an irgend einem Mangel richtiger, deutlicher und vollſtändiger Begriffe, ſo wohl von der Sache, als von ihrem Werthe? Liegt ſie am Mangel des gehörigen Eifers? Oder endlich an den Mitteln, die man gemeiniglich zum Zwecke wählt? — Mir däucht, ſie liegt an dieſem Allen; und es ſcheint mir der Mühe werth, etwas darüber zu ſagen, obgleich das, was ich ſagen werde, weder etwas Neues, noch Gelehrt- und Tiefgedachtes ſeyn wird. Vielleicht iſt es deſſen ungeachtet demjenigen Publicum, welchem dieſe fliegenden Blätter beſtimmt ſind, nicht ganz unnütz. Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmahl für den größern Haufen lesbar und erbaulich ſeyn, wenn gleich dadurch der gewöhnliche Zweck ſolcher Schriftchen, nach welchem ſie nichts mehr und nichts weniger, als Handwerksklappern zu Nutz und Frommen der Herren Verfaſſer bei ihren Scholarchen abgeben ſollen, ganz und gar nicht erreicht werden dürfte. Nachdrückliche Wiederhohlung nützlicher, obſchon bekannter Wahrheiten für den großen Haufen kann oft weit verdienſtlicher ſeyn, als ein ſehr gelehrtes Specimen, das vielleicht kein Dutzend Menſchen lieſt und der Scholarch nicht verſteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefſinn, als auf Energie ankommt, wenn auch

diese hier und da bis zu Sackmannischer Energie übergehen sollte *). Ich erkenne hierüber kein absolutes Gesetz irgend eines kurzsichtigen Geschmacks-Pedanten. Gesetze dieser Art hängen von Umständen und Verhältnissen ab; und wo diese wechseln, da wechseln auch die Schreibgesetze. Wenn Umstände und Verhältnisse erfodern, daß die Geißel der Kritik rasch und derb auf fühllose Rücken falle, so muß der Pedant nicht die sanfte wellenförmige Schwungbewegung der Grazien verlangen.

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.

Wenn Äußerungen der Unwissenheit und des Unverstandes mich nicht ganz und gar betriegen, so herrschen in den Köpfen des großen Haufens höchst sonderbare Begriffe von der Deutschen Sprache und Schreibart. Man scheinet einen Unterschied zwischen gemeinem Deutsch und schönem Deutsch zu machen, und damit solche Begriffe zu verbinden, die nichts anders, als die zweckwidrigsten Ungereimtheiten hervorbringen müssen. Unter gemeinem Deutsch scheint man bloß die Sprache der alltäglichen Nothdurft, unter schönem hingegen dasjenige zu verstehen, welches zwar seinen

*) Die Energie dieses Plattdeutschen Predigers ist den Niedersachsen, besonders den Hanoveranern schon längst, seit kurzen aber auch andern Deutschen aus dem Journale von und für Deutschland bekannt.

Mann zieren mag, aber doch zu Butter und Brot, worein so wohl gelehrter, als ungelehrter Hans Hagel fast ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wissenschaften, alles Lebens, Strebens und Handelns setzet, nicht schlechterdings nothwendig ist. Nun aber glaubet selten Jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutsch fehle. Das lernt sich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von selbst. Wenn daher ein Ehrenmann von solcher Einsicht für zuträglich achtet, in Ansehung seiner Muttersprache und Schreibart noch etwas hinzu zu lernen, so ist es bloß das schöne, oder, wie noch genug Leute sich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutsch. Weil ihm nun dieses nichts weiter, als bloße Galanterie ist, so schätzt er's auch ungefähr eben so, als die Besetzung auf dem Kleide. Für die bloße Nothdurft hat der Biedermann an dem schlichten Kleide genug, wiewohl sich's freilich in dem gestickten Rocke zuweilen etwas besser prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie sich der Tressenrock nicht überall hinschickt, so verräth ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewisses galantes und scharmantes Deutsch nicht überall hinpasse. Man fühlt es, daß man sich in manchen Fällen höchst lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unschicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurtheilen, dazu gehört ein we-

nig mehr Einsicht und Geschmack, als der große Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends nothwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den so genannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanterie-Händler achtet, zu überlassen sey.

Es ist kaum zu läugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größten Theils mit Schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu ertheilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Nahmen, mit denen Jeder beinahe andere Begriffe und zum Theil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit. Daß dieser Baum, der sich in tausend Äste ausbreitet, am Ende nur durch eine einzige einfache Stammwurzel in dem Innersten unserer Natur gegründet sey, ist zwar wohl kaum zu bezweifeln, aber nach Allem, was ich darüber noch gelesen habe, scheint mir noch kein Forscher bis zu dieser Wurzel hinab gedrungen zu seyn. Es ist hier der Ort nicht, mein Glaubensbekenntniß über

diesen Gegenstand abzulegen und zu rechtfertigen, welches ich noch einmahl anderwärts thun werde, wenn es dem Genius meines Lebens und Schicksals gefällig seyn sollte, mich in einer für philosophische Nachforschungen bequemen Lage zu erhalten. Hier will ich nur so viel sagen, daß man sich in der Lehre vom Style lieber eines Ausdrucks enthalten sollte, der wegen seiner Unbestimmtheit so leicht zu falschen und nachtheiligen Vorstellungen Anlaß geben muß. Denn gesetzt, es wäre auch das allgemeine und höchste Princip der Schönheit, auf welches sich alle Gattungen des Schönen zurückführen lassen, schon wirklich aufgefunden, so ist das Auge des großen Haufens doch bei weiten zu stumpf, die Verkettung jedes besondern mit dem allgemeinen Glied für Glied zu durchschauen. Wenn daher der philosophische Lehrer des Styls den Begriff der schönen Schreibart auch noch so genau und allumfassend dahin bestimmte, daß alle Gattungen, von der Demosthenischen Rede an bis auf den Frachtzettel herab, unter das allgemeine Gesetz der Schönheit gehörten: so schweben dem gemeinen Verstande doch allzu viele Gegenstände von ganz anderer Art vor Augen, denen der unbesonnene und selten ganz nüchterne Sprachgebrauch des gemeinen Lebens gleichfalls Eigenschaften der Schönheit beilegt, die sich mit demjenigen, was man auch in der Schreibart,

so wohl in weiterer, als engerer Bedeutung schön nennen möchte, nicht füglich vereinigen lassen.

Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Styls ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Nahmen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte. Alsdann würde überall die Deduction viel kürzer und leichter, gleichwohl aber weit einleuchtender seyn, daß Jedermann, der irgend zu einem Behufe spricht, oder nur eine Zeile schreibt, daß der gemeinste Federmann eben so gut, als der vornehmste Dichter, Redner und Geschichtschreiber, von diesem Gesetze sich richten zu lassen verbunden sey. Denn Vollkommenheit ist nichts anders, als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Nun thut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunst darbiethen, kann unmöglich gleichgültig seyn. So wie unter tausend Linien, die von einem Puncte zum andern führen, nur eine einzige die gerudeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedes Mahl nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit

Ausschließung aller übrigen sey. Nun wüßte ich aber in der Welt Gottes kein Privilegium, welches irgend einen schreibenden Menschen in irgend einem Falle von der Wahl dieser einzigen, angemessensten, zweckmäßigsten, vollkommensten Bezeichnungsart loszählen könnte. Mag also der rohe geschmacklose Sudler immerhin Ausflüchte zu Dutzenden in Bereitschaft haben, warum er nicht schön zu schreiben brauche, worauf sich eben wegen der dunkeln und schwankenden Begriffe von Schönheit nicht immer aus dem Stegreife etwas Befriedigendes antworten läßt: so wird doch jederzeit das Ulyssische Zepter der Vollkommenheit die Höcker des häßlichen Thersites mit seiner ganzen Kraft treffen. Wenn du schreibst, es sey, was es wolle, so sollst du vollkommen schreiben, und dafür nicht einmahl befugt seyn, nur unsern Dank zu fodern.

Bei einer andern Vorstellung und Würdigung der Sache, da man einen so einfältigen Unterschied zwischen gemeinem Alltagsdeutsch und Sonntagsdeutsch macht, ist es leicht einzusehen, warum eben kein sonderlicher Eifer für das Studium der Deutschen Sprache und einer vollkommenen Schreibart entspringen könne. Wäre das schöne Sonntagsdeutsch das, was man sich gemeiniglich einbildet, wäre es weiter nichts, als leerer Zierrath, der zwar da seyn, aber auch überall fehlen könnte, so würde ich es selbst nicht werth halten, nur

eine Stunde des Lebens darauf zu verwenden. Mich wundert in der That, wie bei solchen Begriffen noch irgend ein vernünftiger Vater seinem scheidenden Sohne den Rath mitgeben kann, sich doch auch nebenher, wenn es seyn kann, ein wenig um einen schönen Stylum zu bekümmern. Ich wenigstens riethe dem meinigen alsdann eben so gern, sich doch auch ein wenig mit auf Kirschkernschneiden zu legen. Denn diese Galanterie und jene schöne Stylkunst sind ungefähr von gleichem Werthe. Weit weniger wundert es mich hingegen, wenn es schon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beiwohnt, eben so, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit gröberer Ignorant, als er selbst, — denn Legion heißt der Nahme Deutscher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen, — sein Lehrer ist eben so wenig im Stande, ihm seine Unwissenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu überzeugen. So wächst denn nun der

Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldhühnlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Nothdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrlichste Geschenk Gottes anzuwenden sey. Freilich mag er zu einigen Deutschen Ausarbeitungen angehalten werden. Allein lernt er wohl dadurch den ganzen unendlichen Reichthum verarbeiten? Freilich mag sein Lehrer, so weit er's versteht, dieses und jenes daran verbessern; freilich mag er zwischendurch gut geschriebene Bücher lesen, und auch aus diesen mag etwas zum Besten seiner Sprache und Schreibart hängen bleiben. Allein ist es wohl zu vermuthen, daß er auch hierdurch den Reichthum der Sprache im ganzen Umfange, daß er den Styl in aller seiner Mannigfaltigkeit kennen, beurtheilen und anwenden lerne? Glücklich kann er sich noch schätzen, wenn er nur an solche Muster geräth, welche die Probe gesunder Kritik aushalten. Aber das ist, besonders unter obigen Voraussetzungen, höchst selten, ja fast unmöglich, da die Schriftstellerei tagtäglich immer mehr in die Hände der Knaben geräth. So kommt es denn, daß er empirisch seine Gedanken bald richtig, bald unrichtig, bald schicklich, bald unschicklich, bald schön, bald häßlich bezeichnen lernet, ohne selbst ein Wort davon zu wissen, ohne weder

ſich, noch Andern, gründliche Rechenſchaft über das Warum geben zu können.

Mit dieſer Bildung bezieht der Jüngling die Univerſität. Geſetzt, es gäbe daſelbſt einen gründlichen philoſophiſchen Lehrer der Mutterſprache und des guten Geſchmacks, wiewohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen ſolchen für ziemlich überflüſſig, ſondern auch die für dieſe Gegenſtände nebenher beſtimmten Bemühungen anderer Lehrer für ſehr entbehrlich gehalten zu haben ſcheinet, ſo haben doch nur die Wenigſten eine Ahndung davon, daß von einem ſolchen Lehrer noch etwas Nützliches und Nothwendiges für ſie zu lernen ſey. Denn mit der Deutſchen Sprachlehre dürfte ihnen dieſer ganz und gar nicht kommen, ſo unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatiſch richtig ſchreiben können. Damit dieß die Studenten nicht verdrieße, ſo ſetze ich getroſt hinzu, daß mehr, als Ein Dutzend ihrer hochberühmten, Profeſſoren durch ganz Germanien es eben ſo wenig kann. Und wofern dieß geläugnet, ja, nur bezweifelt werden ſollte, ſo verpflichte ich mich, es durch Schwarz auf Weiß darzuthun, und bei den Schriften deſſen, der es läugnet, — denn ſeine Sprache verräth ihn, daß er einer von ihnen iſt, — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wie ganz natürlich und billig, ſich meiſtens nur

Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freilich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabei nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber, denken Beide, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften vom Predigt- und Kanzeley-Styl? Der mag allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmahl angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist. Daher glaubt denn in Rücksicht auf Sprache und Schreibart der Theolog Alles gethan zu haben, wenn er sein Homiletieum, der Jurist aber, wenn er sein Practicum hört, beides Collegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranstaltet werden. Bloß von diesen erwartet man die rechte Schreibart, wie sie Theologen, oder Juristen geziemet. Es geht hierin gerade eben so, als wenn irgend wo ein altes Christliches Gesangbuch verbessert werden soll. Wann denkt ein Consistorium daran, ein solches Geschäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geschmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß

der Beſorger nicht faſt immer ein geiſtlicher Herr Confrater ſeyn? Und iſt er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmahl wahrgenommen hat, daß er wohl auch ſeinen Vers und Reim zu ſetzen wiſſe?

Was iſt denn nun aber von dieſer Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anders, als daß Alles im Ganzen genommen ſeinen alten barbariſchen Schlendrian fortſchleudert. Um hierin vor Widerſpruche, wenigſtens vernünftigem Widerſpruche ſicher zu ſeyn, will ich mich nur auf den ſo genannten Kanzelley-Styl berufen. Ich weiß es zwar eben ſo gut, und vielleicht noch ein wenig beſſer, als die ganze Zunft der Juriſten, die weiter nichts, als Juriſten ſind, daß der Kanzelley-Styl ſeine Eigenheiten habe, die, ob ſie gleich den Regeln der Vernunft in mancher Hinſicht, den Regeln des guten Geſchmackes aber durchaus zuwider ſind, ihm dennoch nicht füglich genommen werden können. Und wahrlich, wofern ſich irgend ein unbeſonnener Geſchmacksaffe unterſtehen wollte, ihm dieſe zu nehmen, oder ihn deßwegen zu hänſeln, da würde ich, der Dichter, dem man das wohl nicht zutrauen ſollte, der als Dichter tauſend Meilen weit von dem Kanzelley-Style ſein Weſen treibt, dennoch ſehr willig mit Schwert und Speer für den Kanzelley-Styl zu Felde ziehen. Aber bei dem Allen weiß ich auch ſehr gut, was für Greuel des Ausdruckes unter dieſem Vorwande der

Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Woher kommt nun das? Woher kommt es, daß, wenn in der Schreibart aller übrigen Gelehrten der gute Geschmack fortrückt, derselbe allein in der juristischen Schreibart so ungeheuer weit zurückbleibt? Hauptsächlich davon, daß Juristen gemeiniglich bloß von ihres Gleichen das Schreiben lernen.

Nun ist es aber ein höchst seltener, ja vielleicht ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rechte auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmackes sey. Das Gebieth der Rechtskunde ist schon für sich allein von so großem Umfange, und übersteigt die Kräfte eines einzelnen Menschen so weit, daß Mehrere sich in seine Provinzen theilen müssen, wenn das Ganze vollkommen beherrscht werden soll. Wie könnte man also von dem Rechtslehrer mit einiger Billigkeit begehren, daß er auch noch in einem andern Felde bewandert sey, in einem Felde, welches vielleicht noch weitläuftiger, als das seinige ist, das außer mannigfaltigen Sprach- und Sachkenntnissen, außer großem Fleiße, auch noch besondere, nicht jedem Erdensohne verliehene Naturgaben erfodert? Nun ist aber einmahl der schlimme Umstand vorhanden, daß seit Jahrhunderten in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttinn thronet, die an und für sich nichts weniger, als häß-

lich, nichts weniger, als den Gesetzen einer edeln keuschen Schönheit abgeneigt ist. Die Juristen, welche öfters im Dienste des Tempels dort ein und ausgehen müssen, haben sich einmahl durch täglichen Umgang und Anblick an die gräßliche Gestalt des Augeheuers gewöhnet. Sie fühlen nicht mehr bei seinem ungekämmten Zottelhaar, bei seinen borstigen Augenbraunen, die wie Fußsäcke herunterhangen, bei seinem Nasengebirge, bei den behaarten Warzen seines viereckigen Angesichtes, bei seinen ungewaschenen Händen mit zolllangen Nägeln, und dem zu dieser ganzen Unholdsfigur passenden Ornate, was andere Menschenkinder empfinden, welche in Gegenden bewandert sind, wo ihnen schönere Gestalten begegnen. Daher läßt es sich denn auch erklären, wie selbst in so manchen neuern nicht wenig gerühmten Anweisungen zum juristischen und übrigen Geschäfts-Style, die aus juristischen Federn geflossen sind, solche entbehrliche, Vernunft und Geschmack beleidigende Auswüchse nicht nur entschuldigt, sondern sogar in Schutz genommen, für nothwendig geachtet, oder als Zierlichkeiten empfohlen werden. Dieß bleibt nun größten Theils unbemerkt und ungerügt, weil die Juristen wenig bei andern gelehrten Leuten in die Schule gehen, andere Leute von Gelehrsamkeit und Geschmack aber sich um die juristischen Zierlichkeiten eben nicht zu bekümmern pflegen.

Welche Beispiele könnte ich hierüber nicht häufen! Eins muß ich jedoch anführen, um zu zeigen, daß meine Behauptungen etwas mehr, als leere ungegründete Declamation sind. Da schlage ich ein Buch auf, und stoße sogleich auf ein Präsentations-Schreiben eines Candidaten zu einem Pfarramt, welches also lautet:

P. P.

Nachdem das hiesige Pfarramt vor kurzem durch die erfolgte Translocation des zeitherigen Pfarrers M. N. nach N. erledigt worden, und mir daher als Besitzern des Ritterguts N., welchem in Gemäßheit der gnädigst ertheilten Lehnbriefe das Patronatrecht über die hiesige Pfarrey zusteht, obliget, ein taugliches Subject zu erwähntem erledigtem Pfarramt gehorsamst zu präsentiren. Als erfülle ich diese Pflicht, indem ich den Candidat N., welcher sich, daß er ein Landskind sey, und 3 Jahre zu N. der Gottesgelahrtheit obgelegen, legitimiren wird, hierzu pflichtschuldigst präsentire, und zugleich geziemend bitte, „denselben gewöhnlichermaßen prüfen, und wenn selbiger tüchtig erfunden worden, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel zur Probepredigt, sodann auch seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben verfügen zu lassen.

Ich legitimire mich als Besitzer des Ritterguts N. und also als Patron und Collator der hiesigen Kirche und Pfarre

durch beiliegende beglaubte Abschrift der von hoher Lehns-Curie erhaltenen Lehnsrecognition, und verharre im übrigen ꝛc.

Ein Jurist, der weder seine Muttersprache von Leuten, die sie verstehen, gelernet, noch seinen Geschmack durch Leute, welche die Regeln desselben wissen, oder sonst durch tadellose Muster gebildet hat, sieht nun ein solches Product mit der ruhigsten Gleichgültigkeit an, und ahndet kaum von fern, daß daran noch etwas auszusetzen seyn möchte. Und dennoch ... Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufsatz Wunders halber einmahl durchgehn.

Wozu erstlich das bei allen guten Schriftstellern längst aus dem Gebrauche gekommene nachdem für die gangbare Conjunction da? Wozu die überflüssigen, mithin weitschweifigen Beisätze, die erfolgte, — des zeitherigen? Besitzern ist gar ein Sprachschnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. Pfarrey ist entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutsch sagt man Pfarre, oder Pfarramt. Zu erwähntem erledigtem, — ist Ein Mahl schleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erste Bestimmungswort des Substantivs, erwähntem, wird nach der bestimmten Declination der Adjective gebogen; diese aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere, erledigtem, so wie alle übri-

gen, wenn deren auch noch mehrere dastünden, gehet nach der unbestimmten Declination, deren Charakter ein n ist. Das wär der erste Sprachfehler. Übrigens durfte der bestimmte Artikel dem, — zu dem, oder wenigstens, zum erwähnten erledigten . . . nicht ausgelassen werden. Wenn ich den Ausdruck, zu erwähntem erledigten Pfarramt in seine eigentlichen vollständigen Redetheile auflöse, so würde es so viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der bestimmte Artikel kann mit der Präposition, und nur der unbestimmte mit dem Adjectiv zusammen gezogen werden. Nach präsentiren ist die Interpunction fehlerhaft, und die veraltete Conjunction als, für so, höchst widrig. Den Candidat, für Candidaten, ist abermahls ein Sprachschnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, ist eine altfränkische Prunkphrase. Theologie studieren ist nicht nur gebräuchlicher, sondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für diese Gattung des Styles. Pflichtschuldigst ist hier ein Ausdruck schwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich diese Pflicht, ist schleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dagewesenen denselben verursacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, ist für die gemeine gute Prose veraltet. In den Ausdrücken, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel, so-

dann auch (zu) seiner Zeit, — und sonst allenthalben, — herrscht der unnöthigste Überfluß. Hiernächst aber ist in den letzten Sätzen die verworfene Construction tadelhaft. Nach einer richtigen, auf Regeln der Logik sich gründenden Construction sollte es wenigstens heißen: wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, sodann auch zu seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben das weitere Nöthige verfügen zu lassen. Die ganze Schlußstelle kann weit kürzer, dennoch aber vollständig und deutlich genug anderwärts eingeschaltet werden.

Der Mann, der das obige und ähnliche Formulare zur Nachahmung vorlegte, durfte gleichwohl in der Vorrede zu seinem Buche als Regel für dergleichen Aufsätze feststellen: „Daß man nicht zu sehr von dem juristischen Styl abweiche und sich einer zu großen Modernität befleißige, die bei einem Formularbuch bei Vielen anstößig seyn würde; daß man aber hingegen auch zweitens den guten Geschmack in der heutigen Deutschen Schreibart nicht zu sehr verläugne, daß man den ältern Gerichtsstyl, die Einmischung fremder Wörter ohne Noth, überflüssige Weitläuftigkeiten, und die übrigen Gebrechen des ältern Kanzelley-Styls beibehalten, und nicht vielmehr sich einer reinen Schreibart ohne Zwang und Affectation befleißigen sollte.„ Gegen das Ende der Vorrede scheint er zwar etwas davon wieder zurück zu nehmen, schließt

aber doch: „Er habe der Kürze, Deutlichkeit und einer reinen Schreibart sich zwar möglichst befliſſen, — alle ganz unnöthigen Clauſeln, Wiederhohlungen, Einmiſchung ſolcher Puncte, welche ſich nach der Natur des Geſchäftes von ſelbſt verſtehen, ſo wie auch den Gebrauch fremder Wörter, für welche wir gleichlautende gewöhnliche Deutſche haben, zu vermeiden geſucht, dabei aber ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, im zweifelhaften Fall lieber eine gewöhnliche Clauſel zu viel beizubehalten, und ſich einen Lateiniſchen Ausdruck alsdann zu erlauben, wenn er das, was er ſagen ſoll, deutlicher, als ein einheimiſches Wort ausdrückte.„

Ich habe einen ſo unbeträchtlichen Gegenſtand, als das Formular zu einer Candidaten-Präſentation iſt, um deßwillen ſo umſtändlich beurtheilt, weil allgemeine Anklagen gegen gewiſſe Gattungen von Menſchen nichts helfen, weil man dieſen ſehr ſcharf zu Leibe gehen, ſie beim Ärmel feſthalten und ihnen alle ihre Sünden Stück für Stück vorzählen muß, wenn ſie nicht davon ſchleichen und thun ſollen, als wäre nicht von ihnen, ſondern von Chineſen die Rede. Mir däucht, ich habe den Verfaſſer nach ſeinen eigenen anerkannten Geſetzen gerichtet, und an dieſem Beiſpiele zugleich gezeigt, wie die Juriſten ein Geſetz zwar oft auswendig, ja ſelbſt ganz richtig zu erklären, dennoch aber in facto gar nicht anzuwenden wiſſen, wozu eine gewiſſe

Geschmeidigkeit der Geistes-Organe erfoderlich ist, die man nur durch Übung ausser ihrer Sphäre erhält.

Siehe nun, juristisches Israel, das sind deine Götzen! Das sind die schönen Muster, wonach du dich bilden sollst, und, wie es so häufig am Tage liegt, wirklich bildest, wenn du nicht bei Zeiten solchen Schulen entläufst. Und es sind Muster, nicht etwa von 1686, sondern von eintausend sieben hundert und sechs und achtzig *)! Das Beispiel ist auch nicht etwa mühsam aufgesucht; nein! es ist blind aufgegriffen. Bringe mir alle deine Bücher her, worin dir Juristen ohne Sprachkenntniß, ohne Geschmack, Anweisungen zu einer zierlichen juristischen Schreibart ertheilen, und ich verspreche dir, überall eine gleiche Menge des unverzeihlichsten Unraths auszusichten.

Noch liegt von ungefähr, da ich dieses schreibe, neben mir eine Abhandlung über den Geschäftsstyl und dessen Anweisung auf hohen Schulen, welche sogar in einer Deutschen Gesellschaft, mithin von einem Manne, der nichts Geringeres, als den eleganten Juristen machen will, abgelesen worden, die gleichwohl auf jeder Seite mit Sprach- und Stylfehlern angefüllt ist, ja sogar den ärgsten Solöcis-

*) Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze. 2 Theile. Leipzig. 1786.

mus an der Stirne trägt, indem es nicht dessen Anweisung, sondern Anweisung zu demselben heißen müßte. Noch liegt neben mir . . . Doch, ich will es lieber verschweigen, was alle für zierliche Anweiser noch neben mir liegen, mit denen ich nur noch härter verfahren müßte.

Niemand aber erlaube sich hierbei den Vorwurf, daß ich meine Rüge zu weit in's Kleine und Feine treibe. Das ist zwar eine sehr gemeine, aber jeder Vollkommenheit höchst nachtheilige Ausflucht. Wie wollen wir es jemahls zu einiger Vollkommenheit in unserer Sprache und Schreibart bringen, wenn wir die uns vor allen Nationen eigene Unart, es mit Kleinigkeiten nicht so genau zu nehmen, nicht ablegen? Nicht die Sylbe, ja nicht einmahl der Buchstab sollten unserer Aufmerksamkeit zu geringe seyn. Wer des Hellers nicht achtet, gelangt nicht zum Thaler, ist ein Sprichwort in Jedermanns Munde. Wir befolgen es auch oft bei andern Gegenständen bis zur Übertreibung. Warum denn hier gar nicht?

Ich frage nun nur noch, ob die gerügten Fehler wohl solche Eigenheiten des Kanzeley-Styles sind, die man ihm nicht füglich nehmen darf? Wird man nicht im Stande seyn, jene Präsentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufassen, ohne gleichwohl den Dichter oder schönen Geist zu verrathen, der freilich, wie alle wahren Dich-

ter und schönen Geister selbst am besten wissen, aus Aufsätzen dieser Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch, — noch ein Mahl Wunders halber! — versuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Versetzung, (oder immerhin auch Translocation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufsätzen dieser Art so genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererei zu übertreiben.) Also: Zu dem hiesigen, durch die neuliche Translocation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte stelle ich hiermit, Kraft meines Patronat-Rechts, welches aus den beglaubten Beilagen — erhellet, den Candidaten N. dar. Da sich derselbe als Landeskind, das drei Jahre zu N. Theologie studiert hat, legitimiren wird, so bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen, und, wenn er tüchtig befunden seyn wird, wegen seiner Probepredigt, Ordination und Einsetzung das Nöthige verfügen zu lassen.

Der ich ꝛc.

Schmeckt denn nun das nach falscher Schöngeisterei? Oder ist es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufsatz ohne Überfluß und Mangel *)? O, man lasse sich

*) Es ist in unserm politisch-ökonomisch-mercantilischen Zeitalter, in welchem Alles, was eine Feder rühren kann, aufklären

doch ja nicht von Unwissenheit, Unvernunft und Geschmacklosigkeit gegen alles dasjenige einnehmen, was sie so oft mit höhnischem Nasenrümpfen-Schöngeisterei, Bellettristerei, und

---

und der armen Menschheit auf die Beine helfen will, des Zählens, des Rechnens, des Messens, des Wiegens kein Ende. Das Meiste betrifft indessen bloß Geld, oder Geldeswerth; gerade, als ob alles Wohl und Weh der Menschheit bloß im Geldbeutel steckte. Allein eine Million Menschen, die hundert Millionen Geld und für hundert tausend Millionen Geldeswerth besäße, könnte denn doch wohl außer dem noch etwas haben, welches leicht eben so viel, ja noch mehr werth wäre, als das alles Beides, mithin allerdings verdiente, daß so wohl Staats- als Privat-Wirthschaft ihre Künste daran ausübten. Und dieses wichtige Etwas ist, — ich wette, kein Mensch denkt daran, — ist die liebe, liebe Zeit. — Ersparniß der Mühe und Zeit, so wohl für den Schreiber, als den Leser, ist wohl nicht das kleinste Verdienst. Wäre es möglich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weitschweifigkeit des Hof- und Kanzelley-Styls veranlaßt, genau zusammen zu rechnen, so würde man über die Hauptsumme vor Schrecken erstarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate, nicht größer, als der unserige, jährlich das Leben wenigstens einiger hundert Menschen bloß auf Titelschreiben verwendet wird. Wie viel nun nicht vollends auf andern end- und nahmenlosen Überfluß?] Wie viel besser könnten nicht so vieler Menschen Leben und Kräfte genützt werden? Und wenn auch das nicht, so dächte ich, das verächtlichste far niente wäre immer noch weit besser, als Leib und Seele an solchen Nichtswürdigkeiten dumm und stumpf zu schreiben.

Gott weiß, wie alle, zu schelten pflegen! Nichts kann der Geistes-Cultur nachtheiliger seyn, als wenn solch ein unwürdiger Spott zugleich wahre Vernunft, nützliche Kenntniß und guten Geschmack antastet, ohne welches Alles der schöne Geist nur ein Bettelprinz ist. Schöner Geist! Schöner Geist! — Ich habe dergleichen Hohneckereien mit eigenen Ohren von vornehmen Kathedern herab gehört, nicht anders, als ob es ehrenvoller wäre, ein häßlicher, als ein schöner Geist zu seyn. Mir ist noch nie ein wahrer echter schöner Geist vorgekommen, der nicht zugleich ein sehr vernünftiger, mit mannigfaltigen sehr würdigen Sachkenntnissen genährter und gestärkter Geist gewesen wäre. Aber häßliche Geister ohne Vernunft, ohne Geschmack, ohne menschenadelnde Kenntnisse, umschwärmen Einen überall, wie das Fliegengeschmeiß im Sommer. Man bringt den schönen Geist in der Gestalt, wie er diesen Nahmen verdienet, wahrlich nicht mit auf die Welt, ob man gleich etwas mitbringen muß, welches vielen sehr gelehrten Leuten mangelt, nähmlich das Talent der Urtheilskraft, oder das Specifische des so genannten Mutterwitzes, wie es Kant, der erste Philosoph auf Erden, nennt, ein Talent, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann *).

*) Der Mangel an Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht ab-

Aus diesem Mutterwitze, gleichsam dem Fruchtkeime eines jeden, und also auch des schönen Geistes, muß sich der echte schöne Geist durch ein Studium, eben so mühsam, als jedes andere, erst langsam hervor arbeiten. Er muß sich durch Einsammlung humaner Kenntnisse und durch sehr oft angestellte Übungen auf der Palästra des Geistes zu demjenigen, wofür er sich mit Recht ausgeben will, entwickelt und ausgebildet haben. Wenn der schöne Geist ein solcher ist, so ist er nicht bloß eingeschränkter nothdürftiger Ausüber und Beurtheiler dieser oder jener einzelnen Kunst, etwa der poetischen, wiewohl auch das schon nicht unrühmlich wäre,

ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae potens et cantor Apollo;

sondern er ist fertiger, er ist wohlbefugter Richter und Lehrer jeder Kunst des Geistes, sie werde nun ausgeübet, von wem sie wolle. Würde ein schöner Geist lehren, man solle in Versen oder in poetischer Prose processiren, so würde er

zuhelfen. Ein stumpfer, oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit auszurüsten, da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem, (der Secunda Petri,) zu fehlen pflegt, so ist es nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die, im Gebrauch ihrer Wissenschaft, jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen. S. Kant's Critik der reinen Vernunft. S. 172.

durch nichts offenbarer verrathen, daß er nichts weniger, als ein echter schöner Geist, sondern ein verwahrlosetes Ding von eben der Art sey, wie sie die obern Facultäten zu Legionen aussenden. Der wahre schöne Geist, der dieß schlechterdings nicht seyn kann, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger Geist ist, lehret und befördert nicht nur niemahls schön seyn sollende Grimassen, sondern er ist es gerade, der allen unschicklichen Geschmacks-Grimassen am wirksamsten entgegen steuert. Er ist es gerade, welcher der läppischen Flittern und einer gewissen ästhetischen Schminke, womit, nicht schöne Geister, sondern unbesonnene an Urtheilskraft arme Theologen und Juristen selbst ihre Wissenschaften verunstalten, am lebhaftesten spottet. Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in sicheres festes Gefühl, das ist, in Geschmack verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht. Wenn nun aber, o Schüler der Themis, der schöne Geist, der überall den Codex gesunder Vernunft bei sich führen und daraus seinen Nahmen rechtfertigen muß, dir aus den Regeln, welche in dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, oder in der Zusammenstimmung der besten Mittel zum besten Zwecke gegründet sind, darthut, daß du dich ohne Noth von der Vollkommenheit entfernest; wenn er dir den geradesten

und kürzesten Weg zu derselben zeiget: so mache es dich nicht irre, daß es ein schöner Geist, und nicht ein Jurist war, der dich des Bessern belehrte! Es mache dich nicht irre, wenn etwa Juristen, welche in Vorurtheilen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alt und grau geworden sind, der bessern Theorie nicht beistimmen! Auch warte nicht erst, bis die alten Herren, die den Mangel ihrer Jugendbildung durch Geistes-Lahmheit und Steifigkeit büßen, dir voran gehen, oder du wirst sehr spät, vielleicht auch niemahls zum Ziele der Vollkommenheit gelangen.

Aus dem bisher Gesagten folget, daß Juristen und Geschäftsmänner es um deßwillen bei Lehrern aus ihrem Mittel schwerlich zu einiger Vollkommenheit in der Schreibart bringen können, weil eine so große Menge derselben weder Einsicht, noch auch Geschmack genug dazu besitzt, ja, weil eine so große Menge sich nicht einmahl schämet, etwas bei sich zu vermissen, was gleichwohl vor Alters die Cicero's, die Hortensius, Pompejus, Cäsar, u. s. w., — wahrlich doch auch Juristen und Präsidenten eines Rathes, nicht etwa für ein Deutsches Residenz-Städtlein, oder ein Paar Meilen in die Runde, sondern für Rom und die Welt! — nicht unter der Würde ihrer Bemühungen achteten. Niemand aber wird hoffentlich zugleich daraus folgern, als ob ich allen unsern Rechtsgelehrten ohne Ausnahme Einsicht und Geschmack in

der Muttersprache und Schreibart, mithin ihrem Unterrichte allen Nutzen für den jungen Zögling ganz und gar absprechen wolle, welches gewiß die schimpflichste Unbesonnenheit seyn würde. Von wem, der nur den mindesten Sinn für diese Dinge hat, kann es unbemerkt bleiben, daß z. B. in unsern Landen ein vorzüglich guter, wenn gleich noch kein vollkommener Kanzelley-Styl herrsche? Und wer, wenn er mit unbefangenem Blicke auf den Grund dieser angenehmen Erscheinung zurückforsche, kann da die Bemühungen solcher Rechtslehrer auf der hiesigen Universität verfehlen, welche, so wie an Rechtskenntnissen, also auch an einem richtigen, reinen und schicklichen, so wohl mündlichen, als schriftlichen Vortrage so viele ihrer Zunftgenossen übertreffen? Aber auch aus den Schulen solcher Männer, besäßen sie auch noch so viel Geschmack, noch so viel gründliche Einsicht in die Muttersprache und Schreibart, läßt sich etwas Vollkommenes weder erwarten, noch fodern, ob ich gleich sehr willig zugebe, daß aus ihren practischen Lehrstunden auch für den Styl kein geringer Nutzen entspringe. Alles dasjenige, was zur richtigen zweckmäßigen Sprache und Schreibart gehört, müßten die Schüler, welche ihren Übungsstunden beiwohnen, billig schon mächtig seyn. Wenn solche Männer sich auch auf Sprache und Schreibart einlassen, so geschieht es wohl nicht deßwegen, weil diese mit zu ihrem Zwecke gehörten,

sondern weil die leidige Noth sie dringet, wenigstens den auffallendsten, den unerträglichsten Mängeln, so viel die Zeit nebenher verstattet, abzuhelfen. Sie können auch nur alsdann ihre Winke geben, wann einzelne Fälle ihnen Gelegenheit darbiethen. Wenn nun der Lehrling auch von zehn und zwanzig Fehlern dadurch unterrichtet wird, die er beibehalten haben würde, wenn er diese Schulen nicht besucht hätte, so kann er bei dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch noch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Aufsätze, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehen.

Hieraus denke ich nun ist ersichtlich, daß Sprache und Schreibart, sammt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf Universitäten eigene Lehrvorträge, so wie von Seiten der Studierenden ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfodern. Es ist so wohl der classischen Vollkommenheit unserer Literatur, als überhaupt der Behandlung unserer Federgeschäfte im Staate sehr nachtheilig, daß man diese Kenntnisse gleichsam als niedere betrachtet, mit welchen man schon auf den niedern-Schulen fertig geworden seyn müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höhern Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will

man eigentlich damit sagen? Freilich, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, habe ich eben so wenig gegen eine Eintheilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unserer Seelenkräfte. Aber, wahrlich! der Grund, aus welchem eine gewisse trotzende Hochgelahrtheit diese Eintheilung zu machen scheinet, ist sehr thöricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erfoderten? O, wenn dieß den Nahmen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine classische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter classischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erfoderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit versäumt sind, und jene großen Haufen liefern dazu oft nicht ein

Körnchen. Die unzähligen Beispiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten, und es doch nicht können, die es selbst bei nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät, nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht dennoch in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter, als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts, als Latein, Griechisch und ein wenig zusammen gestümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird? Und dennoch wären diese Schulen noch immer weit besser, als diejenigen, wo, nach der Überweisheit einiger neuern Pädagogen, eine Art von höhern wissenschaftlichen — Spielereien die Redekünste verdränget.

Aber sind denn nun diese schweren Künste in der That so wichtig? Sind sie es werth, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? Daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wenn nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht geringe schätze? Das sollte ich doch ohne alle Anmaßung denken.

Alles menschliche Wissen bestehet in Vorstellungen des Mannigfaltigen der Dinge in ihren Verhältnissen, und in der Kunst, dieß auf das genaueste zu bezeichnen. Beides, Vorstellung und Bezeichnung, ist so innig mit einander ver-

bunden, daß man nicht genug über die Unbesonnenheit derer erstaunen kann, welche gleichsam scheiden wollen, was Gott zusammen gefügt hat. Ohne Bezeichnungskunst ist kein Verkehr unter den Menschen möglich, die gleichwohl zur Gemeinschaft unter einander geschaffen zu seyn scheinen. Je höher diese Kunst getrieben werden kann, desto inniger und fester muß sich die Menschheit zu einem großen, vollständigen, gesunden und thätigen Körper zusammen gliedern.

Das gesellschaftliche Menschenleben erfodert einen beständigen ununterbrochenen Hin- und Herhandel mit unzähligen Gedanken und Empfindungen. Dieser kann nicht anders, als durch schickliche Zeichen getrieben werden. Ausgemacht aber ist es längst, daß unter allen bekannten Bezeichnungsarten diejenige, welche im gewöhnlichsten und allgemeinsten Sinne Sprache heißt, die vorzüglichste sey. Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfodert so wohl der Verstand, als der Geschmack. Was für ein armseliger Handelsmann ist derjenige, der seinen Beutel nicht voll dieser Münze hat, der ihren Gehalt nicht kennet, der nicht weiß, weß das Bild und die Überschrift ist, der sie nicht aufzuzählen versteht! Er gleichet dem Kinde, das noch kein Geld kennt, das alle Sorten, von der Guinee an bis zum Heller, bunt durch einander,

ein Stück für das andere, bloß, weil Alles rund ist, und noch dazu mit allem seinen Kinderschmutze besudelt, hinzählt. Der Handel kann so nicht bestehen; er muß, wenn nicht ganz in Stockung, dennoch in die unseligste Verwirrung gerathen. Wenn unser Geist auch aller möglichen Erkenntniß ohne Sprache fähig wäre, welches sich doch wohl wenigstens in Ansehung der abstracten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, so würde der Mensch, ohne Kenntniß der Sprache und des Ausdruckes, dennoch eben so übel daran seyn, als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswerth, aber an barem Gelde selbst fehlte. Er würde, sowohl in Einnahme, als Ausgabe, tausend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baren Casse ist, nichts gewahr wird.

Ist dieß schon der Fall mit jedem gemeinen gesellschaftlichen Menschen, wie viel mehr muß er's nicht seyn mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr steht. Wie weit fertiger muß nicht dessen Geist seyn, Vorstellungen auf alle mögliche Arten so wohl zu empfangen, als auch wieder zu geben! Kein gesellschaftlicher Mensch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in seinem Leben durchaus vermeiden, zu Zeiten unterrichten, überreden, rühren, oder auf irgend eine Art ergehen zu müssen. So wohl sein eigenes, als auch sei-

nes Nächsten Wohl und Weh hängt mehr, als Ein Mahl, von seiner Empfänglichkeit für alle diese Wirkungen ab, wann sein Verstand oder sein Herz von außen her angeredet wird. Überall stehet der Sprachausdruck als Mittel mit diesen Wirkungen im genauesten Verhältnisse. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig ist? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasselbe ist?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben, so wichtig, sondern auch, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Nothdurft, ist sie jedem einzelnen Menschen an und für sich zur Erhöhung und Veredelung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichthum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es von einer Seite wahr und unläugbar ist, daß der an Erkenntniß wachsende, an Empfindungen sich veredelnde Geist die Sprache bereichert, verfeinert, und sie gleichsam mit sich nimmt, wann er in das Reich seiner Herrlichkeit eingeht, so bereichert und veredelt von der andern Seite eben so gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, besonders, wenn diese die Muttersprache ist, den an Vorstel-

lungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieses aber mit einem für den Lernenden sehr angenehmen Unterschiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als, je vollkommener Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seiner Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als, aller Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als, eben so gebrechlich denken und empfinden. „So lange der Mensch nicht reden konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und

schönen Gedanken in der gefälligsten Einkleidung*), — so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, oder redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.„

Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Muttersprache in ihrem ganzen Umfange anschaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die sich bei geringem Nachdenken vor dem Geiste versammeln, nur einen und den andern auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn schon diese wenigen müssen es hinlänglich darthun, daß echtes Sprach-Studium nichts Geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

*) S. Engel's Philosoph für die Welt. 2. Th. S. 19. Neue Aufl. von 1787.

Wenn nun aber Kunde der Mutterſprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen ſo genau zu bezeichnen, daß es faſt eben ſo viel iſt, als würden ſie ſelbſt aus Seele in Seele hinüber gehaucht, ſo überaus ſchwer und wichtig ſind, ſo müſſen auch vollkommene Anweiſungen zum zweckmäßigſten Gebrauche des vornehmſten Werkzeuges des wirkenden Menſchengeiſtes mit zu den ſchwerſten und wichtigſten Menſchenkünſten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredtſamkeit und Dichtkunſt, wenn er das iſt, was er ſeyn ſoll, iſt alſo wenigſtens eben ſo viel werth, als einer der Beſten aus den drei oder vier obern Facultäten. Er iſt keinesweges der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und deſſen Producte allenfalls salva Republica literaria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die Weiſeſten aller aufgeklärten Nationen eingeſehen, und daher die Redekünſte in den höchſten Ehren gehalten.

Redekünſte, gerade nichts anders, als Redekünſte, und vornehmlich die ſchönen, ſind es geweſen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten umnebelten Geiſt erwärmet und erleuchtet haben. Redekünſte ſind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wiſſenſchaften aufrichteten, am feſteſten auf-

recht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet; dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur auf Körper, und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern verste-

het! Menschen, die Ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet Ihr dagegen die Künste des Geistes, vornähmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigenthum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird. Wenn wir Sclaven sind, so sind wir's wahrlich nicht durch jene Stein- Eisen- Blei- und Fleischmassen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Massen entgegen zu stellen haben; sondern darum sind wir's, weil wir die kraft- that- und siegreichsten Künste des Geistes, die Künste, zu reden und zu schreiben, vernachlässigen. Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?

Wahrlich, ich weiß nichts Besseres, den gehorchenden Theil des Staates gegen die stehenden Kriegsheere, gegen die Festungen und Kanonen des Gebiethenden im nothwendigen Gleichgewichte zu erhalten, als Kraft des Geistes und Fertigkeit in seinen wichtigsten Künsten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle

des Mundes der Demosthene und Ciceröne vertreten. Es sind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz- und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen sich die höchst mögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredtsamkeit doch nicht immer siegen. Oft, wenn Gründe nicht siegen, sind es, bei Lichte besehen, schlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch Beides nicht immer siegt, verdient denn darum eine Festung, oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuversicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, diesen einige Kämpfer aus seinen Gliedern geschossen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieses aus einander gehen lassen? Welche Schlacht kostet nicht Blut, so wohl dem Sieger, als dem Besiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünste geringe zu schätzen, oder zu vernachlässigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit Recht, Eigenthum und Freiheit, mit Geistes- und Herzens-Adel, mit der ganzen so genannten Sachgelehrsamkeit nehmen wird. Sachgelehrsamkeit! O, kein Mensch hägt tiefere Ehrfurcht, als ich, vor echter, menschengedeihlicher Sachgelehrsamkeit. Aber was für eine Sachgelehrsamkeit ist oft diejenige, die sich am unerträglichsten brüstet? Mit einer

Kinderspanne lassen sich die Grenzen ihres Nutzens ausmessen; oft gilt sie kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze, und einen Schritt hinüber ist sie — Plunder. Wenn noch allumfassende Kunde so wohl der geistigen, als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geschichte, nicht eine gewisse Plunderkrämerinn, die sich auch so nennt, sondern die so selten erscheinende erhabene Menschenlehrerinn, wenn die noch sich brüsteten, die der tiefsten Verehrung so würdig sind: so würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich seyn, weil Redekunst der Stab, die rechte Hand einer jeden Wissenschaft ohne Ausnahme ist, jedoch wäre es immer noch eher zu ertragen. Aber wenn . . . doch, ich breche ab.

III.

Zwei Freimaurer-Reden.

1.

Über die Zufriedenheit *).

1788.

Wenn man gesund, und so wohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich läugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wann mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Strick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären, als ob das alte, dunkele, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen. So bald mir aber einmahl der Strick nur etwas loser

*) Aus der Handschrift.

sitzt, so bald das Wollengespinst von meinen Nerven ein wenig sich abgestreift und das Instrument seinen hellern, reinen Naturton gibt, so bald die ungedeihliche, lähmende December-Witterung der Seele sich aufklärt, so wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheits-Katechismus fein im Gedächtnisse habe und beobachte. Und dieser ist überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der stammt gewiß aus dem Geschlechte der Ohnesorgen!„ kann hierbei Mancher sagen oder denken. Den Ohnesorgen liegt das so in der Art, daß sie zufrieden und glücklich sind, sie mögen viel, oder wenig haben, sie mögen hoch, oder niedrig, oder auch gar nicht auf der Ehrenliste des Staates stehen. — Ihr habt Recht, Ihr Herren, die Ohnesorgen sind ein zufriedenes und glückseliges Völkchen; vergeßt doch aber nicht, zugleich mit hinzu zu fügen: besonders, wenn sie Gott vertrauen. Daß der Sorglose zufrieden ist, das ist des Wunderns eben nicht werth. Wenn der Mensch bei seinem gegenwärtigen Zustande keine Spanne lang vor sich hinaus in die Zukunft sieht, so kann er leicht zufrieden seyn, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigstens neunzig aus Neid, oder wegen Besorgniß in Ansehung der Zukunft sind.

Der Trieb, nur fröhlichen Empfindungen nachzuhän-

gen, so wie, den Kummer zu verbannen, ist so allgemein, und den Trostgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir so gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und sein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum sehen wir sonst, — zur grossen Verherrlichung der ewigen Vorsicht, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maß von Glücksgütern ausschließlich hat binden wollen, — warum sehen wir sonst so viele Zufriedene, so viele Glückliche in der äußersten Dürftigkeit?

Meine Brüder, lassen Sie uns doch einmahl ein wenig sehen, was uns wohl einen Theil dieser Zufriedenheit gewähren könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja, vielleicht sehr viel dazu beitragen. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unsere Umstände bis zu einer thierischen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herab zu sinken braucht, so stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglücke gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät in seine Lage.

So wie unsere Sinnenwerkzeuge von selbst die gewohnte Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Ge-

genstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserm Glücke, weil sie es dunkel sieht, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe.

Dieß ist nun freilich noch ein sehr niedriges, ja, der allerniedrigste Grad der Zufriedenheit. Es ist eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Kultur und Veredelung des vortrefflichsten Gewächses darbietet. Wir wollen weiter sehen, wie es sich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächsten Erfordernissen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit schon ungemein erhöhet werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunst, mit gesunden, guten Augen auch gut zu sehen. Ich verstehe hierunter die Neigung und Geschicklichkeit, sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vorzustellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte zu bemerken. Wenn nun die beiden Maximen gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt sehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll,„ so muß nothwendig unsere Zufriedenheit von unserer Art, die Sachen zu betrachten, oder von einer glücklichen Gabe und Kunst, zu sehen, die

hängen. Es ist überhaupt kein so trauriges und nach der Meinung des groben Haufens noch so böse Begebenheit, die nicht von einer vergnügt gestimmten Seele oder von einem verständigen Manne von einer guten Seite könnte angesehen werden. Und ich glaube, wie es, unsern gesunden Verstand ausgenommen, kein irdisches Gut gibt, das nun unbedingt ein Gut nennen kann, so gibt es auch kein Übel, das man nicht wozu nutzen könn, wenn man nur Verstand hat. Unser Verstand ist die Biene, die aus jeder Blüthe und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu saugen vermag.

Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, so gehört gewiß diese glückliche Kunst unter die beneidenswürdigsten Dinge. Sie erheitert den ganzen Geschichtskreis unseres Lebens, und schafft einen unvergänglichen Frühling um und her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fisch im Wasser; unser Blut fließt leichter durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns milde Heiterkeit; wir finden alle Menschen liebenswürdig, und werden von ihnen wieder liebenswürdig gefunden. Kurz, es ist nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Ganze erhält, als die herrliche Kunst, Menschen und Dinge von der guten Seite anzusehen. Und sie ist gar so schwer nicht, als man sich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu

unwillig, träge und verdrossen ist, ein wenig um sie herum zu gehen und den Standort der Betrachtung zu wechseln. Das Gute, was sich allenthalben findet, springt dann ganz von selbst in die Augen.

Nächst dieser Kunst, zu sehen, getraue ich mir auch das als ein sehr wirksames Mittel der Zufriedenheit vorzuschlagen, wenn man seinen Wünschen sein oft die Flügel beschneidet, und sie nach solchen Mitteln der Befriedigung stimmt, die in unserer Gewalt stehen. Auch dieß zu bewerkstelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen schon vorgearbeitet. Denn natürlicher Weise begehret unser Wille nur diejenigen Dinge, die sich unser Verstand einigen Maßen als möglich vorstellet. Wer ist so unnatürlich thöricht, sich in den Mond, oder in eins der Paradiese zu wünschen, die es auf andern Planeten geben mag, und sich von solchen Wünschen beunruhigen zu lassen? Und warum? Weil dem Verstande keine Mittel einleuchten, solche Wünsche zu befriedigen. Aber warum gewöhnen wir uns denn nun nicht, alle Dinge außer uns als eben so über unser Vermögen zu betrachten? Und das müssen wir allerdings, wenn wir nur einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken. Denn so bald wir gethan haben, was wir mußten oder konnten, und der Erfolg entspricht nun dennoch unsern Wünschen nicht, so muß man denken, die Erlangung war, wenigstens für

das Mahl, eben so unmöglich, als es unmöglich ist, in's Paradies der Thoren im Monde auf Gänseflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieses, so würden wir es eben so wenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unserer Geburt, unserer Talente oder unserer Geschicklichkeit fordern zu können glauben, entbehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld entbehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben sitzen, oder, wie der Delai Lama, göttlich verehrt und angebethet werden. Ja, noch mehr! Wir werden sogar aus der Noth eine Tugend machen, und eben so wenig gesund zu seyn fordern, wenn wir nun einmahl krank sind und unstreitig krank seyn sollen, eben so wenig frei, wann wir gefangen sind, als wir verlangen, aus unzerstörbarem Stoffe, aus gediegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu seyn, oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tschimborasso erheben zu können. Indessen können wir bei diesen geringen Mitteln immer noch glücklich seyn, wenn nur unsere Wünsche nicht größer sind, als die Mittel, sie zu befriedigen. Freilich ist das wohl gewiß, daß ein wohlgestalteter, kraftvoller Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt, und der dabei eben so weise, als tugendhaft ist, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein anderer armer, ungesunder, übelgestaltester Krüppel, bei aller seiner Weisheit und

Tugend. Allein, so wie ein kleiner Becher eben so voll seyn kann, als der gröſste Ehren-Pokal, ob er gleich weniger Wein enthält, so kann man auch annehmen, wenn man eines Jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung seiner vernünftigen Wünsche nimmt, daß die allerniedrigsten und ärmsten Menschen, die vom Glücke am übelsten behandelt und verwahrloset sind, eben so zufrieden und vergnügt seyn können, als die Lieblinge des Glückes, ob sie gleich nicht eine so hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genieſsen.

Lassen Sie uns also, meine Brüder, in einer solchen Unabhängigkeit von der Oberaufsicht des Glückes uns erhalten, daß, wenn wir gleich keine Gelegenheit versäumen, die Vortheile festzuhalten, die es uns anbiethet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es sie uns verweigert. Böthe mir das Glück eine Million an, so streckte ich zuverlässig meine Hände danach aus, und reichte es mir in der andern zwei Millionen dar, so griffe ich ganz gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja, nach hunderten am allerliebsten. Weil das nun aber nicht geschiehet, und sicherlich deßwegen nicht geschiehet, weil es in der Reihe und dem Zusammenhange der Dinge gar nicht geschehen kann, nun, — so ist es auch gut. O, wie groſses Unrecht mögen wir nicht oft dem armen Glücke thun,

das vielleicht ohnmächtiger, als wir, ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft eben so, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souveräne, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell anzustellen im Stande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke seyn mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Recept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man besuche sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werthe verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Specificum für den Neid. Denn es beziehet sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen etwas die Güter besitzen, und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig seyn, so würde es der seyn müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist. Denn das ganze Wesen ihres Werthes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! — Sollten die Gegenstände des Neides seyn, so könnten sie es nicht anders

werden, als wenn man sie zu bloßen Mitteln des Geldgeizes und der Ehrsucht herabwürdiget. Alsdann müssen sie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren, wie alle anderen Artikel, wann der Markt damit überladen ist. Unterscheiden muß man also die Güter, die ihren Werth dadurch verlieren können, daß andere Menschen ähnliche besitzen, von denjenigen, die durch diesen Umstand an ihrem inneren Gehalte und Werthe nichts einbüßen. So würde ein Mensch, der eine Million besäße, unbeschreiblich reich seyn, wenn Niemand außer ihm Geld hätte; aber er würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menschen das Geld zu hundert und tausend Millionen besäßen. In ähnlicher Rücksicht ist auch eine gute Eigenschaft, ein angenehmes und nützliches Talent, die Jemand besitzt, desto rühmlicher, je Wenigere sie außer ihm besitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, so wie den Reichthum, zu beneiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf Reichthümer und Ruhm, welche sie begleiten können, werden dadurch an sich keinesweges vermindert, daß auch Andere sie besitzen. Es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man Andere deßwegen beneiden soll.

Ein vortrefflicher Weltweiser, Descartes, erhöhet diese Anmerkung noch durch folgende Betrachtung. Die Güter, welche die zahllosen denkenden und empfindenden Geschöpfe

der unbegrenzten Natur genießen, sind von der Art, daß uns dadurch nicht das Mindeste abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchste Wesen lieben und in Ansehung der Geschöpfe unsern Willen mit dem seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommener, edler und größer das Ganze ist, wovon wir Theile sind, und desto mehr Ursache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf Denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglücke in's Daseyn hervor gerufen, oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangele, dessen es in seiner jedesmahligen Lage zu seinem Wohlseyn bedarf. Alle übrigen Mittel dienten bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos seyn? — Allein können wir das wohl; und wenn wir es könnten, sollen wir es? — Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig seyn, um in seinem männlichen Alter brauchbar zu werden und sein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings; das soll er!

Aber, wenn er seine Pflicht gethan hat, so soll er sich auch auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag, — er mag sie ihn genießen lassen, oder nicht, der Frost mag sie in der Blüthe tödten, oder Näſſe, Dürre, Ungeziefer schon nahe an ihrer Reife zerstören, Hagel mag den Halm zerknicken, oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reiſſen, — glauben soll er und wiſſen, daß Alles, was Gott thut, wohl gethan sey. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht so wohl der Sorgloſe, als vielmehr derjenige seyn, der Gott vertrauet.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrage ermüden, meine Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung, daß ich Sie nicht beſſer unterhalten habe. So gern ich es gethan hätte, so haben mich doch meine Geſchäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dieß Wenige, dachte ich indeſſen, wäre doch beſſer, als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichſte im Jahre iſt. Da wir uns an demſelben hauptſächlich zum Wohlſeyn und zur Freude verſammeln, so glaubte ich, dieſe kurze Betrachtung könnte vielleicht in ſo fern einen ſchicklichen Bezug darauf haben, daß ſie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Diſtelbuſch auszujäten, der dem Wachsthume des herrlichſten Gewächſes ſonſt hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns Allen dazu ſein

Gedeihen, und laſſe uns ſo wohl dieſen, als alle übrigen Tage dieſes neuen Logen-Jahres in wahrer Zufriedenheit und Glückſeligkeit geſegnet ſeyn!

2.

Über den moralischen Muth *).

1791.

Tausende und abermahl Tausende erkennen vielleicht mit Überzeugung die erhabenen Vorzüge einer Glückseligkeit, die von Weisheit und Rechtschaffenheit erzeugt und genährt wird, und verächtlich erscheinet ihnen dagegen in gewissen Stunden jedes andere Glück der Erde. Entzückt von der Schönheit und Vortrefflichkeit eines der Tugend geweiheten Lebens, fühlen sie sich durchdrungen von dem lebhaftesten Enthusiasmus für Alles, wodurch die Menschennatur groß und ehrwürdig wird. Aber kaum machen sie den Versuch, alten durch Erziehung, Gewohnheit, Beispiele tief gewurzelten Vorurtheilen und verkehrten Neigungen zuwider zu handeln, kaum den Versuch, ihre selbstsüchtigen sinnlichen Triebe, die schon längst durch Verwöhnung ein Recht bekommen zu haben scheinen, ihre Befriedigung als ein Bedürfniß zu ertrotzen, durch Vernunft und die wohlwollenden sittlichen

*) Aus der Handschrift.

D. H.

Gefühle in ihre Grenzen zu weisen: so finden sie so viele furchtbare, Theils innerliche, Theils äußerliche Hindernisse zu bekämpfen, daß dieser thätige Eifer zum Guten gar bald wieder in ihren Herzen erkaltet.

Worinnen — das längst aufgehobene Gleichgewicht aller Kräfte, Empfindungen und Triebe, dessen Mangel Unordnungen und Lasterhaftigkeit zu unausbleiblichen Folgen hat; die jeden Augenblick wieder erwachenden Begierden, welche an Stillung und Pflege gewöhnt sind, und alle guten Entschließungen bald wieder überwältigen; die bösen Fertigkeiten des Willens, welcher zur Unterwürfigkeit unter die Gesetze der Vernunft so leicht nicht zurück zu bringen ist, nachdem er ihre Oberherrschaft schon so lange nicht mehr anerkannt hat; und endlich die practischen Vorurtheile, die bei jeder Veranlassung, triumphirend über die besseren Grundsätze, in die Seele zurück kehren.

Von außen — so viele dem sinnlichen Menschen ganz unwiderstehlich scheinende Reizungen und Anlockungen des Lasters; so manches der Tugend Ungünstige, von ihr Zurückschreckende in den äußerlichen Verhältnissen des gemeinen Lebens und unserer bürgerlichen Verfassungen, die öfters eben nicht nach moralischen Zwecken angelegt scheinen; Verachtung, Spott, vielleicht sogar thätiger Haß und bittere Kränkungen von Seiten der oft, wegen ihrer Menge,

ihres glänzenden Ansehns und ihrer überwiegenden Gewalt viel vermögenden Thoren und Lasterfreunde. — Diese und noch unzählich viele andere moralische Schwierigkeiten, die mit Heereskraft uns entgegen treten, vereiteln öfters die besten Entschlüsse, und sind die Ursachen, daß nicht wenige Menschen bei allen ihren richtigen Einsichten, bei ihren hinzugen guten Herzensrührungen entweder nie bis zu ernsthaften Versuchen ihrer Besserung fortgehen, oder doch, gleich nach den ersten Schritten, geschreckt durch jene Riesenheere, und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurück weichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinaus schieben, und so unter lauter edeln Vorsätzen ihrem Grabe entgegen reifen, ohne jemahls zu einer siegreichen Herrschaft über sich selbst, ohne jemahls zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Thorheiten und Lastern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückseligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerm Geiste und edlerm Herzen, — sey nun sein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf, oder eine Familie, — wenn er es einsieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größern oder kleinern gesellschaftlichen Verfassungen, der Menschheit nimmermehr aufgeholfen werden könne, — wenn er, hiervon überzeugt, von schönen und

rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Theile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, um die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren, und des Elendes weniger zu machen: — o! wer zählet alsdann die Schwierigkeiten, die er, der thätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er Trotz zu biethen hat, und wodurch viele Tausende, bei wirklich reinen und starken Regungen für das Gute und Edle dennoch auf immer abgeschreckt werden, wichtige Versuche zur Vervollkommnung der Menschheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Festigkeit auszudauern? —

Zwar ist der Mensch mit genugsamen, so wohl physischen, als moralischen Kräften ausgerüstet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu siegen, jeden mißlungenen Versuch nicht nur wieder zu verbessern, sondern auch sogar zu seiner eigenen größern Vervollkommnung zu benutzen; er ist physisch und moralisch stark genug, gegen den Andrang der Feinde seiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, selbst aus seinen Niederlagen sich nur desto größer und edler zu erheben; kurz, er ist stark genug, durch seine große heilige, schützende Oberwalterinn, durch die göttliche Vernunft, so wohl über die Natur außer ihm, als sein

eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an sich selbst verzagende Kleinmuth und Furchtsamkeit, ein von außen und von innen, leider! so reichlich genährter bänglicher Sclavensinn verdunkeln das Gefühl dieser Kräfte, und machen uns durchaus unfähig zu fortgesetzter Erweckung, Übung und Anwendung derselben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterstreben, ohne welches unmöglich ist, das Ziel der Vollendung zu erringen.

Es ist demnach, zumahl in der gegenwärtigen äußerlichen Weltverfassung, welche der geistigen und sittlichen Vervollkommnung öfters noch so wenig günstig ist, ein nicht gemeiner Grad von Geistesstärke und Entschlossenheit zur Unternehmung guter und großer Thaten, und eine unter allen Schwierigkeiten nicht erliegende Standhaftigkeit derselben vonnöthen. Ohne diese Festigkeit des Geistes und des Herzens, ohne diesen moralischen Tapferkeitsmuth kann kein Menschenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menschen würdig seyn. Ohne ihn wird kein Sterblicher der hohen Pflicht Genüge leisten, so wohl zu seiner eigenen Veredelung, als auch zur wahren Vervollkommnung und Beglückung seiner Brüder unablässig geschäftig zu seyn. —

Meine theuersten Brüder! Wenn es auch mit uns der Fall seyn sollte, — und wessen Eigendünkel dürfte sich so weit vermessen, es läugnen zu wollen? — wenn es der Fall

seyn sollte, daß wir in der verflossenen Zeit zwar manche neue Einsicht in die erhabene Wissenschaft des Guten gewonnen, manchen edeln Wunsch im Herzen empfangen und gehäget, manchen rühmlichen Vorsatz gefaßt hätten, aber dennoch, durch Weichlichkeit und Verzagtheit gehemmet, nicht zu Thaten fortgeschritten wären: so hoffe ich, wird es des heutigen feierlichen Tages und des Anbeginns eines neuen Maurerjahres würdig seyn, über einen Gegenstand zu reden, der uns auf dem steilen Wege zum Tempel der Tugend eben so wichtig und unentbehrlich, als dem Seefahrer sein Vorrath an Speise und Trank ist. Diesen Gegenstand wollen wir Augenmaaß nennen. Von diesem Muthe soll mein Vortrag handeln; ihn wünschte ich in unser Aller Herzen zu hauchen, von ihm jeden noch so schwachen, tief unter der Asche kaum noch glimmenden Funken zur hohen und wirksamen Flamme anzufachen.

Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit schreiben wir einem Menschen zu, welcher sich durch erkannte, oder gar schon empfundene Schwierigkeiten und Gefahren von Verfolgung seines Wunsches nicht abschrecken läßt. Es wird also immer Kenntniß der Gefahren und Schwierigkeiten dabei vorausgesetzt. Dann wer unbekannten Hindernissen und Gefährlichkeiten ohne Furcht entgegen gehet, der scheint nur muthig und entschlossen zu seyn. Wären sie ihm bekannt,

so würde er vielleicht bei ihrem ersten Anblicke vor ihnen zurück beben.

Dieser kühne Muth kann bei einem vernünftigen Wesen keine andere Quelle haben, als das Bewußtseyn eigener und fremder ihm behülflicher Kräfte, welche, in Vergleichung mit jenen Schwierigkeiten, überwiegend erscheinen. Denn Gefahren und Hindernissen trotzen, ohne daß man sich hinlänglicher Stärke zu deren Besiegung, oder wenigstens zur standhaften und gelassenen Ertragung der schauerhaften Folgen mißlungener Versuche bewußt ist, das würde Wahnsinn und Tollkühnheit zu heissen verdienen.

Das auf sich selbst vertrauende Kraftgefühl, und der daraus entspringende entschlossene Muth beruhen aber nicht immer auf der Erinnerung an schon ehedem besiegte ähnliche Schwierigkeiten, oder an den glücklichen Fortgang ähnlicher Unternehmungen, sondern es mögen auch mehr dem zu dessen Erzeugung und Verstärkung unter andern vorzüglich folgende Gründe nicht wenig bei.

Gleichwie das menschliche Gemüth überhaupt sehr geneigt ist, sich durch seine Wünsche täuschen zu lassen, und dasjenige für möglich, für wahrscheinlich, ja selbst für wirklich zu halten, wonach es ein Verlangen empfindet: so überreden wir uns auch, wenn wir etwas unbrichten zu können wünschen, gar zu leicht, daß wir die dazu erforderlichen Tau-

ben, Talente und Kräfte wirklich besitzen. Auf diese Art erzeuget denn das Verlangen nach einer Wirkung ein freilich oft grundloses und trügendes Vertrauen auf uns selbst, und die Hoffnung, das Gewünschte hervorbringen zu können, folglich auch Entschlossenheit und Muth, im Bewußtseyn der, wenigstens unserer Meinung nach, uns beiwohnenden Kräfte. — Ja, da selbst das Gefühl unserer Stärke an und für sich, und wegen mannigfaltiger daran geknüpfter schmeichelnder Vorstellungen so angenehm ist, so entstehet schon hieraus in uns die Neigung, uns von dem wirklichen Besitze vorzüglicher Kräfte zu überreden, und auch das Schwere, zumahl wenn dieses an und für sich selbst Gegenstand eines hohen Verlangens ist, mit Muth und Zuversicht auf uns selbst zu wagen.

Auf überwundenen Schwierigkeiten zurück zu blicken, ist wegen des damit verbundenen angenehmen Bewußtseyns wohl angewandter Kräfte, dem Gemüthe die süßeste Selbstzufriedenheit. Nichts ist also natürlicher, als daß man sich in diese glückliche Lage hinein wünscht, ja, vermittelst der Phantasie sich sogar in dieselbe hinein träumet, daß man folglich von dem Kraftgefühle, das man am Ziele zu empfinden hoffet und wünschet, einen Vorgenuß hat, wodurch denn auch die Entschlossenheit und der Muth zu allen denjenigen schweren und gefahrvollen Unternehmungen,

durch welche man dieses schmeichelhaften Selbstbewußtseyns würdig und theilhaftig werden kann, nothwendig wachsen muß.

Sehr viel trägt ferner die gute Meinung und die Achtung, in der wir bei andern Menschen stehen, dazu bei, unser eigenes Urtheil von uns, unsern Verdiensten, Gaben und Kräften hinauf zu stimmen. Alles aber, was in uns das Gefühl unseres eigenen Werthes erhöhet, macht uns thätig, unternehmend, entschlossen, — so wie hingegen Alles, was uns in unserer eigenen Meinung und Empfindung erniedrigt, zaghaft und muthlos macht.

Auch die lebhafte Vorstellung von Beispielen fremder Entschlossenheit, Kühnheit und Geistesstärke erzeugt, vermöge der sympathetischen Einrichtung unserer Natur, einen ähnlichen Gemüthszustand, ein gewisses Gefühl ähnlicher Kräfte, und ein muthvolles Streben nach gleicher Vollkommenheit und Seelengröße.

Endlich kann auch die Erinnerung an ehemahls gelungene schwere Versuche, obgleich solche vielleicht von ganz anderer Art gewesen seyn mögen, — wie auch der Glaube an ein gewisses persönliches Glück, Zutrauen zu uns selbst und Muth zu schweren oder gefahrvollen Thaten bewirken.

Von diesen angeführten Gründen vereinigen sich gewöhnlicher Weise bald mehrere, bald wenigere mit dem uns

Erfahrung erlangten Bewußtseyn eigener Kräfte, oder mit dem Vertrauen auf fremden Beistand, um den Charakter des muthvollen Mannes zu bilden.

Es wird nun nicht schwer seyn, diese psychologischen Bemerkungen auf das Moralische anzuwenden.

Soll ich, um mir das hohe Glück der Weisheit und der Tugend zu erringen, alle meine Stärke aufbiethen, — soll ich nicht, entweder schon bei der bloßen vorhergehenden Betrachtung der in meinem Wege liegenden Schwierigkeiten, oder, nachdem ich solche bei den ersten gewagten Versuchen wirklich aus Erfahrung kennen gelernt habe, muthlos zurück treten: so muß ich alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle zu Hülfe rufen, welche mein Herz gegen die Hindernisse und Gefahren auf der Bahn der Rechtschaffenheit mit muthiger Entschlossenheit zu waffnen vermögen.

Viel ist schon gewonnen, wenn ich, aus inniger Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend und aus dem lebhaften Gefühle meiner Verbindlichkeit zu derselben, es in meiner moralischen Veredelung immer weiter zu bringen von Herzen wünsche. Denn schon dieses Verlangen wird mich geneigt machen, mir auch das zu meiner Vervollkommnung erforderliche Vermögen zuzutrauen. Ja, das Bewußtseyn meiner Verpflichtung, und der Wunsch, derselben Genüge zu leisten, wird das Gefühl der in mir liegenden sittlichen

Kräfte und der Stärke meiner freien selbstthätigen Vernunft aufwecken, beleben und erhöhen. — Und so wird denn zugleich mit der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend und von meiner Verbindlichkeit zu derselben mir auch der Muth, alle moralischen Schwierigkeiten tapfer zu bekämpfen, zu Theil werden.

Wenn ich ferner, begeistert von dem hohen Werthe der Tugend, das Glück ihres Besitzers ganz zu schätzen weiß, — welche Wonne muß es mir dann seyn, mich auf eine erhabene Stufe meiner moralischen Veredelung hinzudenken, wo ich, mit süßer Selbstzufriedenheit, und mit der schmeichelnden Empfindung meiner Stärke, auf das Heer besiegter Schwierigkeiten und überstandener Gefahren, wodurch viele Tausende sich auch von dem ersten Schritte abschrecken lassen, dereinst zurück zu blicken hoffe! — Und dieser Vorgenuß des entzückenden Selbstgefühles einer triumphirenden Vernunft, wird er nicht meinen Muth zum Kampfe stärken? Wird nicht selbst der Anblick der Hindernisse, wenn ich mir sie nur nicht zu groß, nicht unüberwindlich denke, meinen Wunsch, das Ziel zu erringen, noch mehr entflammen, und meinem Streben nach dem höchsten aller Güter noch mehr Beharrlichkeit ertheilen?

Auch der Gedanke an gewisse äußerliche Verhältnisse, an die guten Meinungen und Erwartungen, welche Andere

von mir hängen, desgleichen das Andenken an tugendhafte und rühmlich bekannte Vorfahren, Verwandte und Freunde, — auch diese und ähnliche Vorstellungen können den Muth zu moralisch großen Unternehmungen, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ungemein beleben. — Ja, die Beispiele moralischer Größe und Vortrefflichkeit wirken nicht nur an und für sich durch Sympathie, sondern auch vermittelst der hinzu kommenden Gefühle eigener Menschenwürde, eines edeln Stolzes und der lobenswürdigen Nacheiferung, eine Empfindung gleicher Stärke, und erheben die Seele zum Selbstvertrauen, und zu der Hoffnung, eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen zu können.

Zu diesem Allen kommt öfters noch ein durch Religion veranlaßtes Vertrauen auf Gottes besondern Beistand in Ausübung schwerer Pflichten, welches, ungeachtet es mehrentheils auf unaufgeklärten Begriffen beruhet, gleichwohl von großer Wirkung zu seyn pfleget.

Wenn nun ein aus diesen und ähnlichen Quellen entsprungener edler Muth zu großen und löblichen Thaten und zu einem ausdauernden Fleiße in der Rechtschaffenheit das Herz eines Menschen, — noch ehe er durch eigene Erfahrung von seinen Kräften überzeugt worden ist, — erfüllt hat, dann waget er mit entschlossener Seele die ersten Versuche. Gelingen diese, so wächst seine Zuversicht. Mißlingen sie,

oder sieht er nun erst aus Erfahrung, wie schwer der Kampf sey, so wird der Mann, dessen Muth nicht ganz auf grundlosen Einbildungen ruhet, zumahl, wenn es ihm nicht an den Anweisungen und an dem ermunternden Zuspruche eines weisen Lehrers, oder eines treuen und tugendhaften Freundes fehlet, nicht sogleich verzagen, sondern alle seine Kräfte aufbiethen, um die gute Meinung von sich zu behaupten, und sein Selbstvertrauen durch den Erfolg gerechtfertigt zu sehen. Selbst wiederhohlte Niederlagen besiegen Den nicht, welchem es mit der Tugend ein wahrer Ernst ist. Indem er unterliegt, lernet er überwinden. Und wie sehr muß dann durch jede Wahrnehmung, daß ihm die Ausübung seiner Pflichten immer leichter werde, — wie sehr muß mit jedem neuen Siege sein Muth und seine Entschlossenheit wachsen!

Mit diesem Tugendmuthe wagt es der nach wahren und edeln Grundsätzen gebildete Jüngling, bei seinem Eintritte in die größere Welt, der Thorheit und dem Laster den Kampf anzukündigen, und, von den Vorurtheilen und den verderblichen Beispielen seiner Zeit unabhängig, unter der Leitung einer aufgeklärten Vernunft, den Gang der Weisheit und der Tugend für sich zu wandeln. — Mächtige Schwierigkeiten werden ihm freilich bei jedem Schritte aufstoßen, und fürchterliche Gefahren seiner Rechtschaffenheit von allen Seiten drohen. Aber glückt es ihm, hier in ei-

mer Versuchung zu bestehen, dort in einer mißlichen Lage, wo ihm für seine Tugend bange war, seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, — heute über den Spott eines angesehenen und glänzenden Thoren durch Gegenverachtung zu siegen, morgen eine gefährliche Neigung, welche, durch äußerliche Lockungen des Lasters aufgeregt, sich empöret, nieder zu schlagen, und der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, — findet er so sein Vertrauen zu sich selbst durch den Erfolg täglich mehr bestätigt und gerechtfertigt: so wird ihn der Anblick neuer Hindernisse und neuer Gefahren je länger je weniger schrecken. Er hoffet ähnliche Erfolge von seinen schon durch die Erfahrung erprobten Kräften. Die süße Selbstzufriedenheit, womit nach jedem vorhergegangenen Siege sein Herz sich belohnt fühlte, wird ihm ein mächtiger Sporn zur verdoppelten Anstrengung, und der Gedanke, unterzuliegen, wird ihm desto unerträglicher, je mehr er schon aus eigenem Genusse die hohen Freuden kennet, womit die triumphirende Tugend sich selbst belohnet.

So ein mächtiger Antrieb aber zu großen und guten Unternehmungen der aus dem Gefühle eigener Kräfte entstehende Tugendmuth ist, so nothwendig muß er doch durch Vernunft und Klugheit in Schranken gehalten und geleitet werden, wenn er nicht zu Schanden werden, sondern seinen vorgesetzten Zweck wirklich erreichen soll. Sich für allzu

stark halten, um irgend etwas fürchten zu dürfen, jede Schwierigkeit, jede Gefahr für nichtsbedeutende Kleinigkeit ansehen, gegen welche man nicht nöthig habe, seine ganze Aufmerksamkeit und Besonnenheit, oder alle seine Kräfte aufzubiethen, — dieß ist der gewisseste Weg zum Falle.

Der Mensch, welcher sich überredet, durch Grundsätze der Religion und Sittlichkeit gegen jeden Fehltritt allzu wohl verwahrt zu seyn, und dieser eiteln Einbildung zu Folge die Gelegenheiten, seinen guten Entschließungen untreu zu werden, nicht sorgfältig genug vermeidet, oder wenn er sich wirklich in gefährlichen Lagen findet, jene edeln Grundsätze und Beweggründe seinem Gemüthe nicht in der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig erhält, fühlet sich oft ganz unvermuthet von verführerischen Beispielen geblendet, oder von seinen eigenen Leidenschaften überwältiget und hingerissen zu dem, was seine Vernunft mißbilligen muß. — Glück für ihn, wenn er durch solche Überraschungen seine allzu hohe Meinung von sich selbst mäßigen, sich zu größerer Vorsicht, zu genauerer Aufmerksamkeit auf sein Herz erwecken und zu einem gewissenhaftern Gebrauche seiner Kräfte und der ihm gegebenen Tugendmittel antreiben läßt! Aber dieses wird nicht immer die Folge davon seyn. Der Allzusichere, Unvorsichtige, der seine übertriebene Einbildung von eigener Stärke durch oftmahlige Übereilungen dieser Art widerlegt

sieht, verfällt gar zu leicht aus einer ungemäßigten Kühnheit in Kleinmuth und Verzweiflung an sich selbst; oder er gibt wohl gar allen Glauben an menschliche Tugend ganz und gar auf. Denn es ist der Eigenliebe doch immer noch erträglicher, den Grund ihrer getäuschten Hoffnungen und ihrer mißlungenen Versuche in der Unmöglichkeit der Sache selbst, als in ihrer Schwäche oder Nachlässigkeit zu finden.

Aber allzu großes Vertrauen auf eigene Stärke kann auch noch auf andere Arten der Tugend schaden, und die besten Entwürfe vereiteln. Es verleitet nähmlich nicht selten den Menschen, Dinge zu wagen, die über sein Vermögen sind, und von denen er doch beschämt bald wieder abstehen muß. Daher wird es denn Ursache, daß der Mensch auch dasjenige, was nicht über sein Vermögen gehet, aus Kleinmuth unversucht läßt, auch zu demjenigen nicht Muth und Entschlossenheit genug übrig behält, was er bei einem anhaltenden Gebrauche seiner Kräfte gar wohl ausführen könnte. — So wirkt auch eine überspannte Einbildung von eigener Geistesstärke jene stolze, von allen andern Menschen und ihren Urtheilen ganz unabhängig sich dünkende Selbstgenügsamkeit, welche schon Viele zu thörichten Sonderlingen gemacht hat, die, um nicht in den Fehler einer blinden Nachahmung und einer zaghaften Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile, Thorheiten und Laster zu verfallen, auch sogar in

gleichgültigen Dingen sich von dem gebahnten Wege entfernten, und sich hierdurch ganz unnöthiger Weise Spott, Verachtung und Haß zuzogen. Eine Zeit lang zwar ertrugen sie alle solche Widerwärtigkeiten mit gelassenem Gleichmuthe, ja, es schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn sie sich berechtigt glauben, sich für Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu halten. Aber werden sie auch alsdann noch standhaft bleiben, wann es ihnen nicht einmahl mehr gelingen will, die Aufmerksamkeit des Publicums durch ihre Eigenheiten auf sich zu ziehen? Oder wann sie die nachtheiligen Folgen, welche die verscherzte Achtung und Zuneigung der Mitmenschen früher oder später für unsere Zufriedenheit und Ruhe zu haben pfleget, gar zu sehr empfinden? — Und wenn denn nun ihre selbstgenügsame Entschlossenheit, womit sie bisher allen ungünstigen Beurtheilungen Trotz boten, sie verläßt; wenn sie, durch allerlei unangenehme Erfahrungen klüger gemacht, glauben, sich mit der Welt, es koste, was es wolle, wieder aussöhnen zu müssen: o, wie sehr ist dann zu besorgen, daß diese Aussöhnung selbst mit Aufopferung ihrer sittlichen Maximen geschehe, und daß sie, um sich gegen den Verdacht aller Seltsamkeit zu sichern, sammt ihren Sonderlingslaunen, auch ihre Tugend, die vielleicht selbst nur eine Laune bei ihnen war, aufzugeben sich bereitwillig finden lassen. —

Endlich werden oftmahls auch die besten Menschen durch ein ungemäßigtes Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Entwürfe und auf die unfehlbare Unterstützung der göttlichen Vorsehung zu den unbesonnensten und mißlichsten Schritten verleitet, wodurch sie sich die Schwierigkeiten dergestalt selbst häufen, daß sie bei aller ihrer eingebildeten Stärke endlich dennoch erliegen, und alle ihre Hoffnungen aufgeben müssen, oder doch nur mit der größten Mühe sich aufrecht zu erhalten, und nur den geringsten Theil ihrer löblichen Absichten zu erreichen vermögen. —

So wenig also ist kühner Enthusiasmus ohne Klugheit, und unternehmender Geist ohne vorsichtige Besonnenheit zu einem sittlich guten Charakter, oder auch nur zur Ausführung einzelner herrlicher Entwürfe hinreichend. Ein von bloßen Gefühlen erzeugter Muth greift zwar heftig an; allein er ist bei widrigem Erfolge auch desto größerer Gefahr des Abfalles ausgesetzt, — ja, er pflegt fast immer, gleich einem Feuer, dem es an hinlänglicher und aushaltender Nahrung fehlet, bald zu verlodern. Ist aber dieser Tugendmuth nicht bloß die Frucht eines warmen Gefühles, sondern wird er unterstützt und begleitet von den Einsichten eines sorgfältig prüfenden und richtig urtheilenden Verstandes; welcher seine Kräfte gegen die vorhergesehenen Hindernisse gehörig ab-

zuwägen und zu berechnen weiß: so wird er sich durch das, was ihm seine Arbeit auch über Erwartung erschweret, oder durch einzelne mißlungene Versuche und getäuschte Hoffnungen desto weniger niederschlagen lassen, je mehr er sich gleich Anfangs schon auf nicht vorhergesehene Schwierigkeiten, fehlschlagende Unternehmungen und betrogene Erwartungen zum voraus gefaßt gemacht hatte. — Weit entfernt, aus unbesonnener Hitze etwas auf das Ungefähr zu wagen, handelt die von Vernunft und Klugheit regierte Entschlossenheit nie anders, als nach wohl durchdachten und sorgfältig geprüften Planen. Im Handeln selbst aber begleitet sie ruhige Gegenwart des Geistes und stets aufmerksame Beobachtung so wohl ihrer selbst, als auch aller Umstände außer sich, deren jeden sie zur Erreichung ihrer Endzwecke zu nützen suchet. Gelassen berechnet sie jede sich äußernde Schwierigkeit gegen ihre aus Erfahrung und Überlegung richtig geschätzten Kräfte; bald ändert, bald ergänzet sie ihren Entwurf, wo die Hindernisse unüberwindlich erscheinen, da weichet sie zur rechten Zeit und mit Anstand; wo nicht Alles, was sie wünschet, erhalten werden kann, da weiß sie den geringern Vortheil aufzuopfern, um den wichtigern zu retten. Und so kommt sie, indem sie sich nie durch glücklichen Fortgang sichen, träge und unachtsam, und durch das Mißlingen einzelner Versuche nie verwirrt und kleinmüthig machen läßt, mit zwar lang-

sammen, aber doch sichern Schritten, immer weiter in ihrer eigenen Vervollkommnung, und immer näher zum Ziele ihrer auf wahres Menschenwohl abzweckenden Bestrebungen.

Bruder, der du noch nicht allen Sinnen an die Tugend, und an deines bessern Theiles hohe Bestimmung zu einer ewig fortschreitenden Vervollkommnung aufgegeben hast, in dessen Seele Sinnlichkeit und Eitelkeit noch nicht alles Gefühl für sittlichen Werth und Menschenwürde erstickt haben, tief präge in dein Gemüth den edeln Zuruf des Dichters: Fasse nur den Muth, weise zu seyn! Sapere aude! Oder hältst du es etwa für einen Einfall moralischer Schwärmerei, daß dem Menschen, der auch schon in seinem physischen Wirkungskreise, wofern es ihm nur ein wahrer Ernst ist, so Vieles vermag, nichts unmöglich sey, was zu seiner sittlichen Veredelung dienet, wenn er es nur mit ganzer Seele und mit anhaltendem Eifer wünschet und will? O, mache den Versuch! Fasse nur den Muth, anstatt der Vorurtheile des Ansehens, der Gewohnheit, der Mode, die Gefahr der Vernunft und Sittlichkeit zu Regeln deines Lebens zu machen! Fasse den Muth, nicht in dem, was die Menge für groß und ehrenwerth ausgibt, sondern darin, was die unbestochene und unbefangene Vernunft dafür erkläret, deinen Werth und deine Ehre zu suchen. Und wenn es dir schwer wird, auszuführen, was so Wenige nur versuchen

so süsse den Muth, dich hin zu denken auf eine jener hohen Tugendhöhen, wo du dereinst als Mann oder als Greis mit dem Abendgefühle der triumphirenden Rechtschaffenheit auf deine zahllose Menge überstandener Gefahren, und auf das Heer siegreich ausgefochtener Kämpfe, worin so viele Menschenfeinde vollegen, zurück schauen wirst. Oder fühlte das Bewußtseyn, deinem erhabenen Berufe getreu, und deinem Menschennahmen nicht zur Schande gelebt zu haben, dir nicht so viel werth seyn, daß du um deß willen den Tadel der Unverständigen, den Spott der Thoren, oder den Haß der Tugendfeinde auf dich ladest, — nicht den Kampf gegen dich selbst und dein eigenes Herz kämpfen möchtest? O, so wären alle die guten und großen, selbst von den Lasterfreunden heimlich bewunderten und geschätzten Menschen, welche vor dir der Tugend steilen Pfad zu wandeln den Muth hatten, in deinen Augen bedauernswürdige Thoren gewesen, die das Glück ihres Lebens einem leeren Dunst- und Schattenbilde zum Opfer brächten, — arme Betrogene, die um eines eitlen Wahnes, ihrer kränkelnden Phantasie willen es für besser hielten, Armuth, Niedrigkeit, Verachtung und ungerechte Behandlung zu dulden, als auf jenen bequemen und so sehr gebahnten Wegen, welche die Philosophie des Weltmannes laut anpreiset, gleich den Weisen ihrer Zeitgenossen, nach Ehre, Macht und Reichthum empor zu streben, — Er-

täuschte, die jedem Gute entsagten und jeden Genuß verschmäheten, so bald jene eingebildete Stimme der Pflicht in ihrem Innersten sich dagegen erklärte, — Unverständige, welche ihre Zeit nicht für sich, sondern für eine undankbare Welt verlebten, und nur dann sich glücklich zu fühlen glaubten, wann sie die Kräfte ihres Körpers und ihres Geistes für fremdes Wohl verschwendeten! Denn wisse, entweder mußt du die Ideen von Gesetz und Pflicht, von Tugend und Laster, für eitele Grillen, das moralische Gefühl für eine leere Einbildung, und Alle, welche noch an Menschenadel und Sittlichkeit glauben, für arme Schwärmer und Thoren erklären, oder — es darf keine Selbstverläugnung so schwer seyn, wozu du nicht um der Tugend willen dich muthig entschließen, kein Lebensgenuß so sehr dich reitzen, dem du nicht, um die Achtung gegen dich selbst und den Beifall deines Gewissens zu erhalten, auf immer entsagen, kein Weltglück so dich bezaubern, daß du es nicht gegen die erhabene Seligkeit der Tugend, welcher selbst die Ewigkeit keine Grenzen zu setzen vermag, großmüthig verschmähen solltest. Wähle selbst! Und wenn du als ein Wesen, dem die Vernunft nicht umsonst zu Theil wurde, dich bestimmet hast, so behalte auch den Muth, deiner Wahl getreu zu bleiben. Blicke oft hin nach den großen Beispielen derer, die um ihrer Pflichten willen, hienieden im Stande ihrer Bewährung, mehr tha-

ten, sich mehr versagten, mehr errungen, als von dir gefodert wird; die größere und zahlreichere Schwierigkeiten zu bestreiten, furchtbarere Gefahren zu überstehen hatten, um das zu werden, wozu sie sich berufen fühlten. — Menschen, die durch echte Weisheit, durch ungeheuchelte Rechtschaffenheit und wahre, seltene Verdienste um Anderer Wohl die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt, wenigstens die Achtung der Edeln und das überschwänglich lohnende Selbstbewußtseyn errangen, ihrer Menschenbestimmung gemäß gelebt zu haben. Warum solltest du, mein Bruder, und warum sollte ich weniger vermögen, warum weniger Selbstvertrauen haben? Waren Jene etwa frei von den Schwachheiten der Menschheit, die uns so zaghaft machen? Oder sind die Kräfte, welche Vernunft und ein fester Wille gewähren, und wodurch Jene so viel vermochten, uns versagt? — Doch vielleicht sprichst du: „Ich erkenne und fühle die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der Tugend nebst der unnachlaßlichen Verpflichtung, auch mit dem Widerspruche meiner liebsten Neigungen und mit den härtesten Selbstverläugnungen, den Gesetzen meiner Vernunft Folge zu leisten; nur bin ich jetzt noch zu schwach dazu. Ich bedarf längerer Zeit, um mich mit den Grundsätzen der Weisheit recht vertraut zu machen, ich bedarf einer größern Reife des Alters und der Vernunft, um den Vorurtheilen

und dem Sittenverderben mit unermüdetem Ernste und Nachdrucke den Kampf anzukündigen. Wann die schwachen Jahre der Jugend vorüber sind, wann erst die Hitze der Begierden und Leidenschaften einiger Massen abgekühlet und der Verstand zu mehrerer Festigkeit gelangt ist, — ja, wenn vielleicht die eigene Erfahrung von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Sinnenglückes ein lebhafteres Sehnen nach höherem Genusse des Geistes und des Herzens in meiner Seele geweckt hat; erst dann wird es Zeit seyn, den Streit gegen Thorheit und Laster zu wagen, und auch dann erst wird glücklicher Erfolg zu hoffen seyn. —

Ist das die Sprache einer innigen Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend, und eines von dem lebhaften Gefühle seiner Verpflichtung zu derselben durchdrungenen Herzens? — Oder ist es nicht vielmehr die Sprache eines Gemüthes, dem die Freuden einer verwöhnten Sinnlichkeit noch mehr werth sind, als der Selbstgenuß eines guten tugendhaften Herzens? — Prüfe dich selbst, und antworte dann! — Vergebens suchest du durch scheinbare Gründe einer überlegenden Klugheit es dir selbst und Andern zu verhehlen, daß dein Zaudern wenigstens kleinmüthige und unedle Schwäche der Seele ist, welche nichts Großes und Lobenswerthes zu unternehmen vermag, weil sie fürchtet, es möchte Anstrengung der Kräfte, Verläugnung und Aufopfe-

rungen kosten. Vergebens hoffst du, es werde dir in den spätern Lebensjahren leichter werden, dich selbst zu bekriegen, der Leitung deiner Vernunft und ihrer ewigen Gesetze zu folgen, und deine guten Entschließungen gegen die Macht der Vorurtheile, gegen die Neigungen der Sinnlichkeit und gegen alle die Hindernisse, vor welchen du jetzt noch zagst, zu behaupten. Ja, wann die Begierden durch die lange Befriedigung völlig gewohnet; wann die Begriffe von Recht und Pflicht in deiner Seele verdunkelt, und die Gefühle für Tugend und reine Menschenwürde durch die unglückliche Fertigkeit, ihnen zuwider zu handeln, bei dir geschwächt, aber gar erstickt sind; wann dein Gemüth durch die Länge der Zeit sich noch mehr nach dem verderbten Weltton gestimmet, und die practischen Vortheile und die bösen Beispiele über einen guten Grundsatz nach dem andern gesiegt haben; wann es dir zur Gewohnheit geworden ist, jede Regung deiner noch nicht ganz erstorbenen practischen Vernunft durch allerlei Scheingründe zu beruhigen, welche den Neigungen und Leidenschaften eines verderbten Herzens immer zu Gebothe zu stehen pflegen, und womit du dich schon jetzt so gut zu täuschen verstehest: — sage, woher soll dir alsdann der Muth zu den großen und kühnen Entschließungen kommen, wozu du dich gegenwärtig zu schwach fühlest? Woher die ausdauernde Seelenstärke zu dem Kampfe gegen

die Thorheiten und Untugenden eines in Eitelkeit und Lastern versunkenen Zeitalters, welchen du dich jetzt nicht zu widersetzen getrauest? Wie viel wagest du also nicht, indem du deine Verbesserung bis auf schicklichere Zeiten und günstigere Umstände verspareſt? Denn wisse, in dieser wichtigsten und dringendsten aller menschlichen Angelegenheiten ist Aufschub fast immer so viel, als völlige Entsagung.

Ist diejenige Stärke der Seele, vermöge welcher man mit unverwandten Blicken dem Ziele zu eilet, welches man sich einmahl nach reifer Überlegung vorgesetzet hat, vermöge welcher man bei demjenigen, was man aus sichern Gründen einmahl für das Beste erkannt hat, fest und unbeweglich bleibet, ohne sich durch die scheinbarsten Vortheile des Gegentheils, durch den Tadel der Menschen, oder durch andere Schwierigkeiten wankend machen zu lassen, ist diese Entschlossenheit und Selbstherrschaft des Geistes, selbst in so fern sie sich in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens äussert, eine der empfehlendsten, rühmlichsten Eigenschaften eines Menschen: was kann denn einem vernünftigen freien Wesen höhern Adel gewähren, als der feste und beharrliche Muth, das zu werden, was es nach seinem eigenen Gefühle seyn muß, um sich eines nicht wenige Jahre, sondern ganze Ewigkeiten hindurch währenden Glückes würdig und em-

pfänglich zu glauben, — ja, um nicht in seinen eigenen Augen aller Achtung unwerth zu seyn?

O Heil uns, wenn wir mit Wahrheit sagen können: „Mein Entschluß ist gefaßt, meine Wahl ist getroffen! Und wenn die ganze Welt der Sinnenfreude, der falschen Ehre und der Eitelkeit, diesen so hoch verehrten Götzen, Vernunft und Gewissen aufopferte, so will doch ich mich dem Dienste der Weisheit und der Tugend widmen, und nur darin meine Ehre, meine Würde und meine Glückseligkeit suchen, was mich vollkommener und besser macht!„ — Und Heil uns, wenn es uns auch nicht an Muth und an ausdauernder Willensfestigkeit gebricht, diesen großen Entschluß wirklich auszuführen, und unserm löblichen Vorsatze bei allen Hindernissen mit unerschütterter Standhaftigkeit treu zu bleiben; wenn wir bei den Lockungen des Lasters uns durch den Gedanken stärken, daß doch kein Erdenglück so groß, so schätzbar und so dauernd sey, daß es mit dem Frieden des Gewissens und mit derjenigen Gemüthsruhe, welche die Frucht der Billigung und Achtung unserer selbst ist, in die entfernteste Vergleichung gestellt werden dürfte. — Heil uns endlich, wenn wir den verführerischen Beispielen unsers Zeitalters, dem Tadel der Thoren und dem Spotte der Ruchlosen die lebhafte Überzeugung entgegen setzen, daß Eitelkeit, Laster und Thorheit doch ewig nie aufhören werden, zu seyn,

was sie sind; wenn sie gleich Millionen von Verehrern haben sollten, und daß die Tugend dennoch dasjenige bleibt, was der Liebe und der Verehrung aller vernünftigen Wesen im höchsten Grade würdig ist, wenn auch alle Thoren auf Erden ihren unglücklichen Witz vereinigten, um sie zum Gespötte zu machen.

Damit aber das Gefühl unserer Pflichten allezeit lebhaft und kräftig genug in unsern Seelen sey, um auch in unvermutheten Gefahren unserer Tugend den Muth in uns aufrecht zu erhalten, so wird es gut seyn, oft mit ganzer Aufmerksamkeit unsers Gemüthes die großen Wahrheiten zu wiederhohlen, die einmahl bey uns entschieden sind, und worauf unsere Rechtschaffenheit, soll sie anders echt und dauerhaft seyn, sich stützen muß. In einsamen Stunden müssen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unsere Menschenwürde und über das überirdische Glück, wozu unser Geist geschaffen ist, überlassen, über den ewigen Unterschied, der sich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwischen Tugend und Laster findet, und über das äußerst verschiedene Schicksal, welches die Verehrer der Rechtschaffenheit, und die Freunde der Thorheit und Unsittlichkeit ganz unfehlbar treffen muß. Nur durch solche oft wiederhohlten, mit beständiger Rücksicht auf unsern jedesmahligen Gemüthszustand angestellten Betrachtungen werden wir verhüthen, daß

diese Wahrheiten, welche uns über Alles theuer seyn müssen, durch die stets abwechselnden äußerlichen Eindrücke nach und nach verdunkelt und entkräftet werden. Wir werden uns mit denselben auf diese Weise immer vertrauter machen, und sie auch unter den Zerstreuungen, welche uns aus unsern irdischen Angelegenheiten entstehen, unserm Gemüthe stets gegenwärtig erhalten, damit es uns in keiner Lage unsers Lebens an Stärke und Entschlossenheit fehle, für Tugend und Gewissen Alles zu wagen.

Werden wir aber bei dem Allen noch mancher uns anklebenden Schwachheiten gewahr, so laßt uns darum nicht kleinmüthig oder verdrossen werden. Des Menschen Tugend ist ja nichts anders, als moralische Gesinnung im Kampfe, und stetes Fortschreiten in der Vervollkommnung. Wie ist aber dieses stete Fortschreiten möglich, wenn nicht noch immer Fehler übrig sind, welche wir verbessern, nicht Schwächen, die wir ablegen müssen? So wenig wir zu irgend einem Zeitpunkte unsers Lebens, ja unsers ganzen Daseyns glauben dürfen, genug gethan zu haben, eben so wenig müssen wir den Muth verlieren, oder träge werden, wenn wir fühlen, daß wir noch nicht die sind, die wir seyn sollten und zu seyn wünschten. Denn der würde den Nahmen eines Weisen und Tugendhaften nicht verdienen, der nicht immer noch besser zu werden strebte, als er wirklich schon ist.

Ist das, wovon wir uns durchdrungen, belebt, getrieben fühlen, nicht eine schnell auflodernde, aber eben so schnell wieder verfliegende Hitze der Empfindung, sondern eine auf Überzeugung des Verstandes gegründete reine Achtung für unsere erkannte Pflicht, so wird endlich der Haß, die Verachtung und der Spott derer, welche wir durch Gründe nicht für Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und schimpfliche Bequemung nach ihren Vorurtheilen zu unsern Freunden zu machen, unter unserer Würde halten, weit entfernt, uns niederzuschlagen, uns vielmehr mit neuem Muthe erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unsere Entschlossenheit stärken. Je entscheidender wir uns für Tugend und Pflicht erkläret haben, desto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend ist, zulassen, unsern Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewissens und der Rechtschaffenheit willen etwa schon gelitten haben, desto theurer wird sie uns werden, desto mehr werden wir unsern Ruhm und unser Glück in ihr finden, und desto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unsere Seele so mächtig stützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns so überschwänglich uns tröstete, zu Verräthern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung schon gefolget sind, desto größer

wird bei uns das Übergewicht der moralischen Ansichte über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse seyn, und desto stärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menschlichen Urtheilen, unsern Adel und unsere Wohlfahrt auf das Zeugniß unseres eigenen Herzens zu gründen. — O, wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe schon dich zu dieser edeln Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Gesinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben suchest! Ohne diese Selbstständigkeit des Charakters, und ohne den Muth, deinen eigenen bewährten Einsichten mehr, als den Beispielen und den Urtheilen Anderer zu folgen, wirst du nicht einmahl einzelner großer Thaten, geschweige denn einer dein ganzes Thun und Lassen regierenden Tugendgesinnung fähig seyn. Ohne sie wirst du nie der Mann werden, der für die höhern Bewegegründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der sich in seinem Stande unter seines Gleichen vortheilhaft auszeichnen, und sich um die Welt bleibende Verdienste erwerben wird. Aber weit ihr, dieser muthvollen Seelenfassung, mit dieser auf die Güte ihrer edeln Absichten trauenden Entschlossenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderniß zu fürchterlich, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung, zu der dein Gewissen dich auffodert, zu schwer seyn. — Jeder Sieg, den du über dich

selbst und über äußerlichen Widerstand erringen, wird das Gefühl deiner sittlichen Kräfte erhöhen, und dich zu künftigem Kämpfen mit neuem Muthe anfeuern. Du wirst je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart deiner Zeitgenossen erheben, und ungeachtet der mühevollsten Anstrengungen und der heftigsten Prüfungen, wodurch du deiner erhabenen Bestimmung dich würdig machen mußt, dich desto größer und zufriedener fühlen, je deutlicher es dir dein Selbstbewußtseyn sagt, daß du mit jedem deiner Lebenstage ein besserer Mensch werdest, und von einer Stufe der sittlichen Würde und Vollkommenheit zu der andern empor steigest.

Wenn ohne diese Hoheit und Stärke des Geistes und ohne diese Festigkeit des Sinnes, welche sich Theils durch muthvolle Entschließungen, Theils durch unerschütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung äußern, überhaupt keine sittlich gute Gesinnung möglich ist, so ist auch ein fester und ausdauernder Muth insbesondere ganz vorzüglich eine unentbehrliche Bedingung derjenigen Tugenden, welche den Nahmen der wohlwollenden und gemeinnützigen führen, d. i. derjenigen, welche die moralische Veredelung unsers Nebenmenschen und die Beförderung fremder Glückseligkeit zum Gegenstande haben. — Manches hätte ich hierüber noch zu sagen, da ich aber fürchte, meine würdigen und geliebten

Brüder durch einen allzu langen Vortrag zu ermüden, indem ich schon ohnehin länger geredet habe, als ich sonst zu thun pflege, so will ich eine auch dahin abzweckende Erinnerung zum moralischen Tapfermuthe lieber auf eine andere Gelegenheit versparen, für jetzt aber nur noch Ihnen insgesammt eine gesegnete Feier des heutigen festlichen Tages aus brüderlichem Herzen anwünschen.

IV.

Poetiſche Fragmente.

1.

Dido.

Ein epiſches Gedicht, aus Virgil's Äneis gezogen *).

Schreiben an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums, ſtatt der Vorrede.

Sollten Sie ſich's vorſtellen, mein Liebſter, daß beiliegendes Fragment eines epiſchen Gedichts Dido, welches wir zu gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem ich von der Wiege an in der genaueſten Verbindung ſtehe, und von welchem ich erſt jetzt bemerke, daß er Verſe machen kann? Freilich kannte ich ihn ſchon längſt als einen guten Kopf, verſehen mit allerlei feinen Kenntniſſen, dem auch das Herz nicht am unrechten Flecke ſäße. Aber ein ſolches Product hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen laſſen. Er hatte Stolberg's und Bürger's Homeriſche Proben und des Letzten antihexametriſche Abhandlung im Deutſchen Mercur geleſen, und wollte ſich durch eigene Ver-

*) Abgedruckt aus dem Deutſchen Muſeum. 1777. I. Band. S. 193.

D. H.

ſuche belehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht hätte. In Anſehung Homer's ſchien er Bürger's Meinung nicht abgeneigt zu ſeyn. „Unſere Sprache, ſagt er, iſt zu voll- zu lang- zu ſtarktönend, um einen dem Griechiſchen ähnlichen Hexameter zu geben. Über dieß ließe ſich wohl die hohe reine Urſimplicität des Homer in dem Deutſchen Hexameter nicht beibehalten. Der Deutſche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdrucke, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige ſchmuckloſe Stelle, die im Originale gefällt, würde, eben ſo einfältig und ſchmucklos in Deutſche Hexameter gebracht, entſetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt ſie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametriſchen in kürzere, ſtraffere jambiſche Glieder zuſammen gezogen werden.„ —

Außer einer Homeriſchen Überſetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den Deutſchen Hexameter keinesweges verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürger's Abhandlung nicht fand. So könnte, zum Beiſpiele, der Deutſche Hexameter es ganz gut mit dem Lateiniſchen aufnehmen, und wäre eine hexametriſche Verdeutſchung der Äneis möglich, die ſich allenfalls getroſt neben ihr Original hinſtellen könnte. Meinem Freunde fiel's ein, den Verſuch mit dem vierten Geſange zu machen. Ich er-

staunte, als ich seine Proben sah, und dürmte auf ihn los, daß er die ganze Aneis so geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen; allein er faßte dafür einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nähmlich, um nicht immer den bloßen Übersetzer und Versifex zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten. Dieß, welches seiner Vollendung nahe ist, wird aus mehrern Gesängen bestehen, und, außer dem vierten Buche der Aneis, seinen Stoff größten Theils aus dem eigenen poetischen Vermögen meines Freundes erhalten. Gern, sagt er, wäre er schon mit diesem Virgilischen Bruchstücke an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete? — er hat nicht Ursache, sich vor diesem lustigen Halbmannsgesindel zu fürchten! nein! — wenn ihm nicht von Herzensgrunde davor ekelte. „Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich Tage lang ein Concert von tausend Stahren, Älstern und Fröschen hören, als ansehen das Gethue und Hülfhohlen, wenn man etwa einem schulfässigen Götzen etwas genommen, oder gegeben hat. Wenn Jenes gleich nur Kupfer und Dieses Gold wäre, so soll und muß der Götze doch alle Mahl geprellt seyn.„

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urtheile, und

TAYLOR INST. OXFORD

noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urtheile des Publicums über meinen neu ausfündig gemachten Dichter. Bamberg, den 10. Januar, 1777.

Fragment.

Aber die Königinn, längst zerrissen von innigem Aufruhr,
Blutet' an Wunden des Herzens und kocht' in heimlicher Flamme.
Immer rauschte der Ruhm des Helden, und immer der Adel
Seines Geschlechtes ihr noch dem Seelenauge vorüber.
Tief im Busen und fest behafteten Wort und Geberde.
Vor dem Getümmel entwich die labende Ruhe den Gliedern.
Als am nächsten Morgen Apollon's röthliche Schwester
Mit erhobener Fackel die Erdengefilde beleuchtet,
Und die dustigen Nebel der Nacht vom Himmel vertrieben,
Wandte die Leidende so sich zu ihrer zärtlichen Schwester:
Anna, die schrecklichste Nacht hab' ich in Qualen verwachet!
Schwester, welch ein Gast hat unsere Schwelle betreten!
Welche Gestalt und Geberde! Wie tapferen Geistes und Armes!
Traun! die Sage redt wahr, er stamm' aus göttlichem Samen.
Würde nicht Feigheit sonst die entartete Seele verrathen?
Welche Gefahren sang er! Und welche bestandenen Fehden!
Wäre mir nicht zu fest der Schluß in die Seele gepräget,
Nimmer an einen Gemahl mein Leben wieder zu fesseln,
Seit mir die ersten Freuden der Liebe zu Grabe gesunken;

Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der Ehe zuwider,
Ach! so könnt' ich allein noch dieser Versuchung erliegen. —
Schwester, was hehl' ich es? Seit mein armer Sichäus verblutet,
Und die Götter des Hauses dem Bruderwürger entrannen,
Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und mächtig
Meinen gesunkenen Geist empor von neuen gehoben.
Hier! Ich fühl' es, sie glimmt, sie lodert, die vorige Flamme!
Doch verschlinge mich ehr der offne Rachen des Abgrunds,
Eher zerschmettere mich der allmächtige Vater im Himmel,
Schmettere mich zu den Schatten, den bleichen Schatten der Hölle,
Tief in die unterste Nacht mit Donnerkeilen hinunter,
Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine Gebothe verletze!
Er, der Erste, der mich umarmt, entnahm mir die Liebe.
Hab' und behalt' er sie denn auch immer und ewig im Grabe! —
Also jammerte sie, und betäufte den Busen mit Thränen.
Anna hierauf: So soll denn, o theuerste Seelengeliebte,
Ewiger Witwengram der Jugend Knospe zernagen?
Soll denn nimmer dein Schoos, von schaffender Liebe gesegnet,
Deiner Brust ein Kind zu Trost und Wonne gebären?
Meinst du, das kränke die Seele der längst vermoderten Asche?

Wohl! Du trauertest einst, und es rührte dich keine Bewerbung,
Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden Tyrus,
Noch des verworfnen Jarbas, noch aller Gewaltigen, welche
Nährer Afrikens Flur, die Gebärerinn hoher Triumphe.
Wolltest du aber denn auch behaglicher Liebe dich weigern?
O, bedächte dein Sinn, auf welchen Gefilden du waltest!
Hier umgürten dein Reich, unüberwindlich im Kriege,
Das Geschlecht der Gätuler und zügellosen Numider;
Dort die unwirthlichen Syrten und eine verdurstende Wüste,
Neben der weit umher verheerenden Wuth der Barcäer.
Ich geschweige der Drohung des Bruders, geschweige der Kriege,
Welche von Tyrus her sich gegen Karthago erheben.
Unter Göttergeleit, und mit Gunsten Saturniens, glaub' ich,
Trieben die Stürme des Meers herbei die Troische Flotte.
Schwester, welch ein Reich, und welche herrliche Stadt wird,
Unter solcher Verbindung, dein Auge noch thürmen sich sehen!
Und der Punische Ruhm, von Ilion's Waffen begleitet,
O, wie wird er empor auf Siegesgepränge sich schwingen!
Wende nur du mit Gebeth und mit Opfern dich zu den Göttern,
Wohl bewirthe den Gast, und ersinn' ihm Gründe, zu zögern,

Weil noch Regen und Sturm des Oceans Wellen empören;
Noch nicht schmeichelt die Luft, und die Schiffe zerschellert noch liegen. —
Also beflammte sie mehr noch den glühenden Busen mit Liebe,
Stärkte den schwankenden Geist mit Hoffnung, und wiegte die Scham ein.
Bald drauf nahten sie sich den Hallen des Tempels, und flehten
Gunst und Frieden der Götter vor ihren geweihten Altären;
Schlachteten nach Gebrauch untadlige Lämmer zum Opfer,
Der allnährenden Ceres, Apollen und Vater Lyäen,
Doch besonders für Juno, die Göttinn ehlicher Bande.
Eine Schale hielt selbst in der Rechten die reizende Dido,
Strömte sie einer weißlichen Kuh hoch zwischen die Hörner,
Schritt bald betend auf, bald ab vor den Augen der Göttin,
Zwischen den fetten Altären, und feiert' ihr Fest mit Geschenken;
Bald verschlang sie den Dampf der geöffneten Herzen der Thiere,
Forschend nach ihrem Geschick. O betrogene Sinnen der Seher!

Konnten auch Tempel, Altar und Gelübd' der Gepeinigten
frommen?
An dem zärtern Mark lackt' immer und immer die Flamme;
Nimmer und nimmer entschlief der Schmerz der heimlichen
Wunde.
Ach! Sie brannte, sie brannte, die unglückselige Dido!
Schwärmte wie rasend umher, durchschwärmte die Gassen
Karthagens.
Gleich der getroffnen Hindinn, die tief in den Kretischen
Wäldern
Unvermuthet der Jäger mit scharfen Geschossen ereilet;
Wild durchstreicht sie die Flur und die Waldgebirge von Kreta,
Aber zu tief sitzt ihr das tödtliche Rohr in der Weiche.
Dann geleitete sie den Gast durch prangende Gassen,
Und ließ Sidon's Prunk an den neuen Pallästen ihn
schauen.
Kaum begann sie zu reden, so stockte sie mitten im Worte;
Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wieder nach Schmäusen;
Abermahl will die Bethörte der Troer Geschichte vernehmen;
Abermahl haftet ihr Blick an dem Munde des schönen Er-
zählers.
Als die Gäste des Mahls von dannen geschieden, weil Luna
Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' erschritten, und
schon die

Westlich sinkenden Sterne den Müden des Schlummers gemahnet,
Achzte sie noch allein in dem stummen verlassenen Saale,
Hingesunken auf's Polster, worauf der Geliebte geruhet.
Überall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie hört ihn und sieht ihn,
Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie den Knaben Aureus,
Seines Vaters Gebild, an ihren brennenden Busen,
Ob sie zu täuschen vermöchte das unersättliche Sehnen.
Halb erhobenen Thürmen entsteht nun die letzte Vollendung;
Nirgends übet sich mehr in Künsten des Krieges die Jugend;
Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen vor Anfall und Stürmen;
Stückwerk ruhet der Trotz der unzerbrechlichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen Bastrien.
Juno, die Gattinn Zeus, so bald sie die Arme von solcher
Sucht befangen sah, die weder Ehre noch Schande
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt Ihr und glänzende Beute,
Du und dein listiger Bub'! Oh, unvergeßliche Ruhmthat,
Wenn Ein Weib durch List zwei Mächte des Himmels erobert!

Aber Ihr täuscht nicht mich! Denn ich weiß, Ihr fürchtet die Mauern,
Weiß, Ihr neidet die Pracht der Palläste des hohen Karthago.
Doch, was müht Ihr euch ab? Was zweckt die unendliche Fehde?
Schlössen wir lieber ewigen Bund durch Lieb' und Vermählung!
Hast du doch Alles, wonach du mit ganzer Seele getrachtet;
Dido brennt in Liebe, sie glüht am innersten Marke.
Unser Beider sey denn, und zu beiderlei Obhuth empfohlen
Sey das vereinigte Volk! Es gehorche die glänzende Dido,
Sammt der Tyrischen Macht, dem Willen des Phrygischen Gatten!
Venus, merkend den Sinn der Heuchelrede, mit Listen
Das Hesperische Reich auf Libyen's Küste zu pflanzen,
Venus erwiederte drauf: Wer wäre, dieß dir zu versagen,
Thöricht genug, und lieber mit dir sich in Fehde zu messen?
Wenn die Vollführung des Raths, den du gibst, nur Segen begleitet.
Aber noch ist des Geschicks und Jupiter's Rath mir verborgen.
Darf auch beiderlei Volk mit Einer Mauer sich schirmen?
Darf mein Ilion sich vermählen mit deinem Karthago?

Du bist Gattinn; du darfst den Gemahl durch Bitten erforschen.
Wandelst du vor; so ich nach.

Hierauf die erhabene Juno:
Mein sey dieß Geschäfte! Nur zuförderst laß dich belehren,
Wie und wo den Entwurf ich zu vollführen gedenke?
Morgen, wann Titan in Osten den Strahlenscheitel erhebet,
Und die Welt beglänzt, wird sich zur Jagd in die Wälder,
Von Aneen begleitet, die schmachtende Dido erheben.
Plötzlich werd' ich sodann den Tag durch Wolken verdunkeln;
All von Donnergerolle soll krachen das Himmelsgewölbe.
Wann nun die Jäger den Forst mit wankenden Netzen umkreisen,
Soll entrauschen den Wolken mit Hagelgerassel ein Regen.
Flüchtig wird das Gelent in die Nacht der Gebüsche sich retten.
Dido und der Fürst der Tyrer sollen in Eine
Höhle gerathen. Zugegen allda, besteht mir dein Wille,
Will ich vermählen auf immer der Liebenden ihren Geliebten.
Hier erliege die Braut; hier werde dem Hymen geopfert!
Venus benickte den listigen Plan mit lächelndem Beifall.

Drauf entsteigt Aurora der Fluth des östlichen Weltmeers.
Glühend im Morgenstrahl, entreiht mit blinkenden Lanzen,
Trieglichen Netzen, und Schlingen die Jugend den Thoren.

Die Läufe

Hallen von Reitergalopp und Gebell der spürenden Meute.
Noch verzieht, von den Edeln erharrt, die Königinn drinnen.
Draußen wiehert ihr Roß, stolzierend in Purpur und Golde,
Stampfet zu Funken den Grund, und knirrscht am beschäumten Gebisse.
Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel der Diener umrauschet,
Schön in Sidon's Tracht, umsäumt mit blühenden Ranken.
Gülden ist ihr Köcher, und gülden das Lockengeschmeide;
Gülden gerüstet ihr Fuß, und über dem zierlichen Schenkel
Schürzt ein güldnes Heft die Falten des Purpurgewandes.
Fröhlich wandern die Phrygier mit, und fröhlich Iulus.
Aber vor Allen strahlt Aneas im Glanze der Schönheit,
Reiht und gliedert und führt den Zug. Wie Phöbus Apollon,
Wann er Lycien's Winter verläßt und den schwellenden Xanthus,
Wieder sein mütterlich Delos besucht, die Reigen erneuert,
Und in buntem Gemisch die neu bekränzten Altäre
Völker von mancherlei Stamm und Sitten und Zungen umschwärmen.
Er wallt herrlich indessen auf Cynthus blumigen Hügeln,
Sanft sein vollendet Haar mit zartem Epheige gestiftet;

Und mit Gold durchschient, einher, mit silbernem Bogen,
Herrlich wallt er einher; am Rücken erraſſelt der Köcher.
Eben ſo ſtattlich und hehr ging Venus-Sohn, und nicht minder
Sprengt' auf ſeinem Geſichte die Blume der göttlichen Schönheit.
Als nun die Jagd das Gebirg' und das ſperrige Dickicht erobert,
Siehe, da taumelten hier, entſtürzt dem Felſengeſcheitel,
Über die Rücken der Berge die flüchtigen Gemſen herunter;
Siehe, da rudelten dort ſich die Hirſche zuſammen, und ſtürzten
Laut die ſtäubende Flucht hinab durch's offene Blachfeld.
Muthig auf muthigem Roß, durchſprengt' Julus die Thäler,
Sprengt' in raſchem Galopp bald Dieſen, bald Jenen vorüber.
Schnöde, ſo glühte ſein Muth, ſtatt dieſes feigen Gewildes,
Schnöde doch lieber ein Keiler mit krummen beſchäumten Gewehren,
Oder ein tapfrer Leu aus nächtlicher Kluft ihm entgegen!
Nun allmählich beginnt der Wald zu dampfen und taſen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von Wettergewölken;
Lauter und lauter entrollt dem Wolkengewoge der Donner;

plötzlich rauscht ihnt auch mit Hagelgepraſſel der Regen;
Ström' entſchallern den Bergen; es fluthet das Saatengefilde.
Hierhin und dorthin zerſcheucht, ſucht Jeder ein ſchirmendes Obdach.
Dido und der Fürſt der Teucr gerathen in Eine Höhle zuſammen. Und ſiehe, ſofort verkünden in Zeichen Tellus und Juno die That; mitkundig der ſtillen Vermählung,
Flimmert und flammert der Äther; und hoch vom Felſengewipfel
Kömt das Jammergeheul der keuſchen Nymphen Diane'ns.
Unglückſeliger Tag! Ein Vater alles Verderbens,
Und des endlichen Todes! Denn, taub dem Rufe der Ehre,
Hehlte nun Dido bald ſelbſt nicht mehr die heimlichen Freuden,
Sondern ſucht' ihr Vergehn mit dem Nahmen der Ehe zu adeln.
Hui! erhob ſich nun Fama nach Libyen's mächtigen Städten.
Fama, ein Unheil, ſo ſchnell, als keines auf Erden; in tauſend
Gliedern lebend und webend, geſtärkt an Kräften im Wandern;
Anfangs klein aus Scheu, bald aufgewachſen gen Himmel,

Wandelt's auf Erden einher, und schleiert den Scheitel in Wolken.

Tellus, so meldet die Sage, gebar im Zorne der Götter
Nach der Riesenbrut dieß Unthier ihnen zur Schwester, 200
Rasch in den Füßen, und rasch in den unermüdlichen Schwingen,
Gräßlich gestaltet und groß: So viel es Federn bekleiden,
So viel spähende Augen, o Wunder! sind drunter verborgen,
So viel Zungen voll Lärm, und Ohren, erhoben zum Lauschen.
Nachts durchsegelt sein Flug die Mitte von Himmel und Erde; 205
Nachts durchspäht es das Dunkel, wie giftige Drachen die Höhle;
Nimmer und nimmer verschließt die wachen Augen der Schlummer.
Tages sitzt es und harrt auf den obersten Zinnen der Schlösser,
Oder auf hohen Basteien, und schreckt die bevölkerten Städte,
Haschend so gierig nach Lug und Trug, als gierig nach Wahrheit. 210
Schadenfroh säet' es jetzt den Samen zu tausend Gerede,
Von geschehenen so, als nimmer beschlossenen Thaten:
Zu Karthago sey Aneas von Troja gelandet,
Welchen die reizende Dido zu ihrem Geliebten erkoren.

Nun durchschweige das Paar, gefesselt von schändlichen Lüsten,
Unbekümmert um Reich und Stadt, in Festen den Winter.
Überall horchte das Land. Vor allen lenkte das Schandthier
Seinen eiligen Flug gerade zum König Jarbas,
Und entflammt' in ihm zu Wuth die verachtete Liebe.
Er, von Hammon erzeugt, im Schoß Garamantis, der Nymphe,
Welche zu heimlicher Lust der Gott den Fluren entführet,
Hatte dem Vater zu Ehren in seinem unendlichen Reiche
Hundert erstaunliche Tempel erbaut und hundert Altäre,
Hatt' ihm unsterbliches Feuer und ewige Wachen geweihet:
Immerdar troff von Blut geschlachteter Opfer der Boden;
Immerdar blühten die Säulen von mancherlei Blumengewinde.
Jetzt von Liebe bethört und vom heillosen Gerüchte,
Betet' er vor den Altären, im Angesichte der Götter,
So zum Vater hinan mit hoch gefalteten Händen:
Allgewaltiger Zeus, dem schmausend auf farbigen Polstern
Das Maurusische Volk die Weihe Lyäens versprenget,
Siehst du so ruhig dieß an? Erbeben wir etwa vergebens,
Wann uns brohet dein Arm, mit zackigen Blitzen gerüstet?

Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der Donner, rollt er verloren
Aus dem Wettergewölk nur leeren Schreck in die Seele? 235
Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches Städtlein auf unserm
Boden erbaut, dem wir, den Strand zu pflügen, vergönnten,
Welches von uns Geding' und Satzung empfangen, das darf nun
Unsrer Liebe sich weigern, und setzen diesen Aeneas
Zum Beherrscher des Reichs? Ein zweiter lüsterner Paris, 240
Pracher, und pochend auf nichts, als weniges Halbmannsgesindel,
Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum auf's Trockne geschleudert,
Und vom Regen der Reise Gewand ihm und Locken noch träufeln,
Der darf wagen den Raub, und ruhig der Beute genießen?
Ha! und das uns zum Vergelt, weil wir mit täglichen Gaben 245
Treten zu deinen Altären, und eitele Frömmigkeit üben?
Also flehet er laut, umfassend die Hörner des Altars.
Und der Allmächtige hört' ihn, und senkte die Blicke herunter
Nach der Königsstadt und dem unbuwergessenen Paare;

Winkte dem Bothen Mercur, und gab ihm diese Befehle:
Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fittichen rascher Zephyre!
Eile zu Venus Sohn, der in Karthago noch weilet,
Und der Städte vergißt, die ihm das Schicksal beschieden!
Windschnell fleug mir hinab, und verkünd' ihm Jupiter's Willen!
Solchen hätt' ihn nie die reitzende Mutter verheissen;
Darum zwier ihn nicht den Lanzen der Griechen entrissen.
Sondern Italien sollt' er beherrschen; Italien, schwanger
Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetümmel! Er sollte
Dardanus edeln Stamm zu höhern Zweigen hier treiben,
Daß dereinst von ihm das Erdäll würde beschattet.
Lockt nicht ihn der Glanz so hoher Verheissung, und spornet
Nicht sein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,
Sollte der Vater den Sohn doch um Rom's Palläste nicht trügen.
Was beginnt, was weilt er? Was hofft er von feindlichen Völkern?
Zieht ihn Lavinia nicht? Noch das gesegnete Brautland?
Noch das verheißne Geschlecht? Hinsegeln soll er! Das ist es,
Was du verkünden ihm sollst. — So gebeth der allmächtige Vater.

Schnell gehorchte der Sohn, und schnallte das güldene Flugwerk
An die Füße, worauf er über Länder und Meere,
Schwebend in hoher Luft, mit gleichem Schwunge dahin eilt.
Dann ergriff er den Stab; den Stab, womit er dem grausen Orcus die Seelen entwinket und zuscheucht, oder womit er Schlummer gibt und nimmt, und die Augen zum Tode versiegelt.
Rüstig schwung er den Stab, und trieb die Wolken und Winde
Vor sich her, und glitt dahin durch Wettergetümmel.
Tiefer und tiefer sank sein Flug. Schon sah er des rauhen Atlas Wirbel und sah die felsenrippigen Seiten.
Atlas trägt den Himmel auf seinem stämmigen Nacken;
Immer geschüttelt von Sturm, und von Hagelgestöber zergeißelt,
Ist sein Fichtenhaupt, mit schwarzen Wolken umschleiert.
Ström' entrollen dem Kinn, und Schnee belastet die Schultern;
Fürchterlich starret der Bart des Alten von ewigem Eise.
Hier erst hielt der Sohn der Maja kurz nur den Flug an.
Jach von dannen entfuhr er hinab in die Tiefe dem Meer zu.
Wie ein Vogel im Nu, hart über des Oceans Spiegel,

An fischreichen Gestaden und Küsten tönend dahinstreicht,
Eben so flog Merkur jetzt zwischen Himmel und Erde,
Kommend vom Atlas herab, entlang die sandigen Küsten
Libyen's, und durchschnitt die entgegen strebenden Winde.
Als sein geflügelter Fuß kaum nieder zu Boden gesunken,
Nahm er Aneen wahr. Er stand bei seinen Gewerken,
Und ließ legen den Grund zu neuen Palästen und Thürmen.
Sieh, er trug ein Schwert, besternt mit Sternen von Jaspis,
Seiner Schulter entwallte, von seidenweichem Purpur,
Ein Talar, den ihm die prächtige Dido verehret,
Künstlich von ihrer Hand durchwebt mit güldnem Gespinste.
Plötzlich erschien ihm der Gott: Du gründest am hohen Karthago,
Weibesdiener, und hilfst verharrlichen fremde Paläste?
Wehe dir! So zu vergessen der eignen Krone der Zukunft!
Vom gestirnten Olymp entbeuth der Herrscher der Götter,
Er, der Himmel und Erd' in ewigen Kreisen herumrollt,
Selber entbeuth er mich her, dir den heiligen Willen zu melden.
Ha! was beginnst, was hofft du in dieser weichlichen Ruhe?
Lockt nicht dich der Glanz so hoher Verheissung, und spornet
Nicht dein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,

Mahnet dich doch ein Sohn, dem Italien's Reiche gebühren. —
So der Gesandte des Himmels; und warf mit dem letzten der Worte
Von sich die Erdgestalt, und schwand, zerfließend in Lüfte.
Sinnlos stund und starr Aneas von der Erscheinung.
Grausen empörte sein Haar, und ihm klebte die Red' an dem Gaumen.
Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Gottes, befiel sein
Ganzes Wesen ein Drang, zu enteilen den holdesten Fluren.
Himmel! was sollt' er thun? Wie es wagen, dieß der entbrannten
Königinn zu entdecken? Wie sollt' er beginnen? Wie enden?
Als ein zerwehtes Rohr, so schwankt' ihm die Seele nun hier hin,
Dort hin und überall hin; doch lange vergebens. Am Ende
Dünkte von allen Entschlüssen der Zweiflerinn dieser der beste:
Mnesthes und Sergest, zusammt dem tapfern Kloanthus,
Wurden berufen. Sie sollten im Stillen die Flotte zur Abfahrt
Rüsten, und rüstig das Volk herbei zum Ufer versammeln;
Aber den endlichen Zweck des Beginnens sorglich verhehlen.
Selber wollt' er indeß zur unbefangenen Dido,

Ahndend keinen Riß so inniger Wonneverbindung,
Weislich den Zugang spähn, und ergreifen die ruhigste Stunde,
Alles ihr kund zu thun. Es gehorchten die Troischen Helden
Froh des Gebiethers Befehl, und eilten von dannen zu Werke.
Doch der Königinn Herz, — wer täuscht' ein liebendes Herz wohl? —
Ahndete bald den Trug und die schrecklichen Dinge der Zukunft
Mißtraunvoll zuerst. Denn jene verderbliche Fama
Raunt' es ihr in das Ohr, man rüste die Flotte zur Abfahrt.
Sinnlos wüthete sie und schwärmte die Gassen der Stadt durch.
So entschwillt der Thyade die Brust zur Stunde der Weihe,
Eben so flammt ihr Blick, so zuckt es ihr durch die Gebeine,
So enttaumelt ihr Tanz, der entsetzliche Tanz, dem Gebirge,
Wann sie das Rädergerolle vom nahenden Wagen Lyäens,
Und das dumpfe Gebrüll der Pardel vernimmt. Es ertönen
Laut von der Orgien Lärm die benachteten Wipfel Cithäron's.
Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls zuerst in die Rede:
Wähntest doch also, Verräther, solch Bubenstück ließe sich bergen?

Wähntest, so heimlich dich aus meinen Grenzen zu stehlen?
Hält kein Handschlag dich? Kein Schwur geheiligter Liebe?
Fesselt Dido dich nicht im Kampfe des bittersten Todes?
Siehe, der Winter gedeiht! Im Winter spannst du die Segel?
Willst durch Wogen und Sturm, durch Nordsturm willst du dich wagen?
Unbarmherziger Mann! Und wären's nicht fremde Gefilde,
Nahmenlose Hütten, mit unbekannten Bewohnern,
Welche du suchst, und stände noch etwa das vorige Troa;
Ließ' auch Troa jetzt durch Wogen und Sturm sich erreichen!
Mir enteilest du? Mir? — Bei diesen Thränen, bei deiner
Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue,
Bei dem ersten Genuß der unersättlichen Liebe,
Oh! und bei Allem, was ich im seligen Taumel dir hingab, —
Arme Verschwenderinn! nichts behieltest du übrig! —
bei Allem,
Liebster, beschwör' ich dich! Wenn je dir Liebes und Gutes
Dido gethan, und an ihr je irgend was lieb dir und süß war,
Ach! so erbarme dich ihrer und ihres sinkenden Hauses!
Dido, Dido fleht! Wenn irgend Flehen dich rühret,

O, so rühre dich dieß! So ertödte den schrecklichsten Vorsatz! —
Deinethalben bedroht mich der Haß der Libyschen Völker,
Und der Gewaltigen Zorn in den Horden wilder Nomaden.
Selbst die Tyrier sehn mir schel ob meiner Verschwendung.
Götter! Die Blume der Scham, — du hast sie gebrochen, die Blume,
Welche der Völker Sang einst bis zum Himmel erhoben! —
Was für Händen verläßt der so treulich bewirthete Gastfreund,
Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn nennen, o, was für
Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?
Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygmalion wieder zertrümmern?
Oder als Sclavinn mich, für sein wohllüstiges Bette,
Mich! Äneens Geliebte! der trotzige Jarbas entführen? —
Hätte doch nur mein Schooß vor dieser unseligen Trennung
Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denkmahl, empfangen;
Spielte vor meinem Blick ein muthiger junger Äneas,
Liebster, von dir ein Bild! So keimte mir mindestens Hoffnung;
Und ich dünkte so ganz mich nicht verwitwet und elend.

Also bath sie. Doch er, gefaßt in Jupiter's Willen,
Stand mit gehaltnem Blick und unverwandelter Miene,
Und verzwängte den Drang des Gefühls im schwellenden Busen.
Endlich erwiedert er kurz: Ich werde die Thaten der Liebe,
Rühmtest du deren auch mehr, o Gebietherinn! nimmer dir läugnen.
Großes verdienst du an mir! Auch soll der Gedank' an Elisse'n
Nie mein Herz gereun, so lang' ein Geist in mir denket,
Und in den Adern noch sich regen die Pulse des Lebens.
Hör' und entschuldige mich! Mit nichten sucht' ich dir, glaub' es!
Diese Flucht zu verhehlen. Nie kam ich, um Liebe zu werben.
Hab' ich die Fackel der Ehe zuerst dir entgegen getragen? —
Ließe des Schicksals Macht nach eigenem Willen mich schalten,
Und mir selber mein Loos erwählen, so schwäng' ich die Lanze
Noch für Ilion's Stadt und die theuern Reste der Meinen.
Unerschüttert stünd' itzt Priam's hoher Pallast noch;
Oder ich hätte die Trümmer gesammelt, und wieder ein neues
Pergamus meinen Besiegten im Vaterlande gegründet.

Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo;
Nach Italien steuern, gebothen mir Lycien's Looſe.
Hier erwarten mich Braut und Reich. Entzücket die Stadt dich,
Welche du glücklich und kühn auf Libyen's Küſten erhoben,
Warum neidet dein Herz uns um Auſonien's Städte?
Troer dürfen doch auch in fremden Gefilden ſich anbaun?
Alles drängt mich fort! Wann die Nacht mit triefenden Schatten
Still die Erde bedeckt, und die Sterne den Himmel beſtimmern,
Mahnet und ſchreckt das Bild, ein düſtres Bild von Anchiſen
Mich im Traum, und gebeutt mir Flucht. Es mahnet der Anblick
Meines Julus mich, den um Hesperien's Kronen,
Ihm beſchieden im Rath der unſterblichen Götter, ich trieze.
Kürzlich hat Zeus mir ſelbſt, das ſchwör' ich bei meinem und meines
Sohnes Leben! er hat mir durch den Geſandten des Himmels
Auf den Schwingen der Winde den ernſten Willen verkündet.
Dieß mein wachendes Aug' ſah klar im Glanze des Tages,

Sah des Gottes Gestalt durch's Thor der Stadt mir sich nahen;
Dieß mein wachendes Ohr hat deutlich die Rede vernommen.
Quäle nun weiter nicht mich und dich mit deinem Gewimmer!
Scheid' ich doch ungern fort! Denn ich muß — —!
Längst schon, als er noch sprach, beschoß sie mit Blicken ihn seitwärts.
Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über und über.
Endlich zersprang das Herz voll Wuth in laute Verwünschung:
Venus gebar dich nicht! Stammst nicht aus Dardanus Samen!
Ungeheuer! Dich hat der Caucasus, zackig von starren
Felsen, erzeugt! Dich haben Hyrcanien's Tieger gesäuget!
Denn was halt' ich noch an? Was schon' ich mich größeren Stürmen?
Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl das trockene Aug' ihm?
Floß ein Thränchen der Reue? Bedauert' er seine Geliebte?
Ha! wo ist schändlicher was? Nie läßt die gewaltige Juno,
Nie der allmächtige Vater dieß ungerächet dahin gehn! —
Treue, du schmiedest Verrath! Du leugst, o himmlische Wahrheit! —

Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und Kummer und Nacktheit
Nahm ich ihn auf, und hägt' und pflegt' ihn am thörichten Busen.
Aus dem Rachen des Todes errettet' ich seine Gefährten,
Fischt' ihm aus dem Meer die Trümmer der Flotte zusammen!
Wehe, mich geißelt die Wuth! Nun verkündet Apoll, nun verkündet
Lycien's Loos, nun bringt der Götterbothe vom Himmel
Gar den grausen Befehl! Als hätten die seligen Götter
Wichtiger kein Geschäft, als sich um Troer zu kümmern.
Doch, ich halte dich nicht, noch bekämpf' ich die Gründe der Arglist.
Fleuch nach Italien! Fleuch! Durchkreuze nach Reichen die Meere!
Dennoch hoff' ich und hoffe, wenn fromme Götter noch walten,
Daß die Rache dich bald an Klippen werde zerschmettern.
Dido! Dido! sollst du noch aber und abermahl heulen,
Wann mein Fluch im Sturm dich erpackt, in Wogen heran braust,
Oder im Wetterstrahl aus Donnerwolken herab zuckt.
Hat dein Bubenstück einst mein letztes Leben ermordet,

Soll dich mein Schreckgespenst verfolgen wachend und träumend.
Hu! du sollst es noch büßen, und bitter es büßen, Verräther!
Und ich werd' es erfahren, erfahren im Reiche des Todes! —
Hier gebrach ihr der Laut; es stockte der Strom der Verwünschung,
Und sie raffte sich auf, zu entfliehn dem Lichte des Tages.
Mancherlei wollt' er noch reden, doch wehrten ihm Zagen und Staunen.
Keuchend hingestürzt in die Arme der wartenden Mägde,
Ward sie athemlos und schlaff von hinnen getragen
In ihr Marmorgemach, und gesenkt auf's Polster der Ruhe.

2.

Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers *).

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erschreckliche Schlacht
Mannhafter Frosch- und Mäusehelden
Will ich in diesem Buche melden.
Gott wolle mir Gnad' und Rath verleihn,
Und lassen's zur Lehr' und Lust gedeihn.

Wohlauf, o heilige Klerisei
Der neun Kunstschwestern, steh' mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Ersinne weislich und künstlich singe!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seyd jugendlicher froher Art;

*) Aus der Handschrift. Vergl. Blätter vermischten Inhalts. 5. Band. 5. Heft. Oldenburg. 1793.

D. H.

Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zusammen getraut,
Die Jugend desto baß erbaut,
So laßt sie mit frohem Angesicht
Mit unter vernehmen, was Weisheit spricht,
Und selbst an Frößchen und Mäusen sehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, Ihr jungen lustigen Knaben,
Die Ihr gern mögt zu lachen haben,
Seyd ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübsch nach!
Das soll euch, traun! mehr Nutzen schaffen,
Denn alles Narrenspiel der Affen,
Deß man wohl auch zu lachen pflegt,
Ob's gleich nicht viel zu Beutel trägt.

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann, als lärmen und pochen,
Und hören mag kein lustiges Wort,
Der packe zusammen, und trolle sich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verschwören,
Ihn auf ein ander Mahl zu hören,

Wann nähmlich uns auch die Nasen blau,
Und Haar und Bart sich färben grau.
Auch sonst wohl zu gelegener Stund'.
Denn Wermuth ist nicht immer gesund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in frischen Honig mahl ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß;
Stets Einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meister Trutzen.
Der Wechsel nur schafft Lust und Nutzen.
Man schilt oft spöttlich Zeitvertreib,
Was stärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Nahmen beginnen.

2.

Von Bröselbiebs, des Mäusekönigs Sohns, Kundschaft mit dem Froschkönig.

Wo Aschanes mit seinen Sachsen
Des Harzes Felsen einst entwachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein, süß und kalt,
Das an dem Falkenstein herfloß,
In einen großen See sich ergoß,

Und da am warmen Sonnenschein
Viel Bäume tränkt' und Blümelein,
Sammt Fröschen und Fischen, Krebsen und Schnecken.
Das Rohr wuchs da, wie Haselstecken,
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden,
Und Kräutern, schwer zu unterscheiden,
Als ob's das Schilfmeer selber wär',
Wodurch einmahl zog Gottes Heer.
Hier sang nicht nur die Nachtigall,
Daß mit erklangen Berg und Thal;
Auch Grasmück', Amsel, Rohrsperling,
Und hundert Nachbarn um den Spring'
Erhuben einen so hohen Sang,
Daß er bis auf gen Himmel drang,
Und rund umher der Wiederhall
Die Antwort gab mit Freudenschall.

Hier herrschten seit vielen alten Jahren
Die Frösch' in nahmenlosen Scharen.
Und Sehbold Bausback wohlgedacht
Hielt Hof allhier mit Königspracht.
Das ganze Volk war diesem König
Hold, treu, gewärtig und unterthänig.
Als nun begann der grüne Mai,

Wollt einst der König, von Sorgen frei,
Mit seinen Dienern, jungen und alten,
Ein Freudenspiel im Grünen halten.
Er setzte sich am Sonnenschein
Besonders hin vor die Gemein',
Auf einen Hügel, mit krausem Moos;
Schon überwachsen, weich und los.
Geröhrich, Polei und Wassermünzen
Umwehten und kühlten mit Schatten den Prinzen.
Und vor ihm übten sich seine Trabanten,
Und Alle, die sein Reich erkannten,
In manchem edeln Ritterspiel.
Sie trieben froher Kurzweil' viel
Mit Wassertreten, Untersinken,
Mit offnem Maul, und doch nicht ertrinken,
In einem Sprung ein Mückchen erwischen,
Ein rothes Würmlein künstlich fischen,
Geraden Fußes aufrecht stehn,
Und also einen Kampf angehn,
Einander mit Tanzen, Ringen und Springen
Leicht und geschmeidig zu bezwingen.

8.

Bellin.

Erster Gesang *).

1.

Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele,
Ein fremdes Ding, weiß nicht, woher, wohin? —
Es will, daß ich ein Ärgerniß erzähle,
Versänk' ich auch in Unheil bis an's Kinn.
Ich fürchte sehr, daß Meister Murrner schmähle;
Noch bänger wird mir vor Frau Murrnerinn.
Das Kitzelding neckt mich zum halben Faune.
Ich glaube gar, es ist die Schäkerlaune.

2.

Wenn sie es ist, so mag sie sich bequemen,
Hübsch ganz allein die Folgen der Gefahr,
Wovor mir graut, auf ihren Kopf zu nehmen.
Gehadert und gekratzt wird offenbar.
Was soll ich mich für fremde Rechnung grämen?

*) Abgedruckt aus der Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von G. A. Bürger. 1. Band. 3. Stück. Berlin. 1791. S. 225.

D. H.

Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr.
Kratzt, Murrner, kratzt an ihr die Nägel schartig!
Ich selber bin und reime ja sonst artig.

3.

Wie käm' es sonst, daß in der Weiblein Herzen
Mein Genius zu Lieb' und Lob mich schrieb?
Denn suchten gleich mich Fratzen anzuschwärzen,
So blieb ich doch den Holden werth und lieb.
Mir loderten nicht wenig Liebeskerzen,
Weil ich so süß mein Liederwesen trieb.
Sie lodern noch, mein altes Herz zu laben.
Die möcht' ich doch nicht ausgeblasen haben.

4.

Ich sag' es laut, und werd' es ewig sagen:
Der Wonne Mark ist holder Weiblein Gunst.
Nun aber naht mein Leben sich den Tagen
Des Blätterfalls, voll Reif und Nebelbunst.
Wie könnt' ich wohl auf Huld noch Anspruch wagen,
Entstünde mir der Laute Schmeichelkunst?
Es müßte ja kein guter Geist mich lenken,
Verstimmt' ich die zum Necken und zum Kränken.

5.

Drum bitt' ich euch, Ihr allerliebsten Wesen,
Ihr Gütigen, durch deren Rath und That

Ich manches Mahl von Wund' und Schmerz genesen,
Wann Mißgeschick mir auf die Zehe trat,
Laßt diesen Sang der Schalkheit ungelesen!
Und thut Ihr's doch, wie sehr ich's auch verbath,
So bitt' ich, ihr, nur ihr, die mich besessen,
Das Ärgerniß des Liedes beizumessen.

6.

Dieß Mährlein dient allein zu Nutz und Frommen
Der Männer, die verhirschter Stirnen sind.
Du liebe Zeit! Man kann zu so was kommen,
Ganz ohne Schuld, man weiß nicht, wie geschwind'.
Die zu erbaun hab' ich mir vorgenommen,
Und bin daher im Grunde gut gesinnt.
Oft kollert drob sich Mancher halb von Sinnen.
Den möcht' ich wohl der Ruh' zurück gewinnen.

7.

Ihr guten Herrn, an deren Vorhergiebel
Dieß Hauslauch wächst, ein ehrlicher Poet
Versichert euch, daß überall dieß Übel,
Mehr, als Ihr wißt und glaubt, im Schwange geht,
Daß nicht Physik, nicht Ethik, Codex, Bibel
Präservativ und Heilungsmittel räth.
Nur gutes Glück und wackrer Weiber Gnade,
Sonst schützt euch nichts vor dieser Stirn-Parade.

8.

Und weil es denn nun einmahl so auf Erden
Von Anfang war, tagtäglich so noch ist,
Und schwerlich auch je anders dürfte werden,
So lang' ein Wolf gern fette Lämmer frißt,
So müßt Ihr euch nicht kollertoll geberden,
Wenn euch was trifft, das nicht zu ändern ist.
Die Klugheit räth, sich in die Welt zu schicken,
Und Aug' und Ohr bisweilen zuzudrücken.

9.

Und hiermit sey denn mein Prolog geendet.
„Gott Lob und Dank, daß wir doch so weit sind!
Raunt Mancher schon. Wenn sich sein Ton nicht wendet,
So leiert er sein Mährchen in den Wind.„ —
Geduld! — Es ist dem Ariost entwendet.
Ich bin daran unschuldig, wie ein Kind.
Der erste Schalk, bei welchem wir es lesen,
Ist, glaub' ich, gar ein Erzbischof gewesen.

10.

Es waltete vor vielen hundert Jahren
Ein König auf dem Thron der Lombardei;
Der schönste Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
Ich würde nichts zu Astolph's Conterfei
In Lebensgröß' an schönen Versen sparen,

Hielt' ich nur mehr auf Sylbenpinselei.
Doch, daß ich euch mit Einem Wink belehre,
Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

11.

Ihr rathet leicht, daß dieser holden Gabe
Er selber wohl am wenigsten vergaß.
So viel er auch an königlicher Habe,
An Land und Volk und Macht voraus besaß,
So hieß es doch, daß er nach diesem Stabe
Weit minder sich mit seinem Nächsten maß.
Kaum frägt' er was nach jeder andern Ehre,
Wenn es nur hieß, daß er der Schönste wäre.

12.

Begreiflich macht Liebhaberei, wie diese,
Daß seinem Schloß an Spiegeln nichts gebrach.
Selbst auf der Jagd lief er in Hain und Wiese
Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.
Er fühlte nicht das Starke der Sottise,
Daß er so oft vom schönen Ich nur sprach.
Früh vom Lever, bis spät die Lichter loschen,
Ward Tag für Tag dieß Thema durchgedroschen.

13.

Nun war bei ihm ein Schranz sehr wohl gelitten,
Faustin genannt, ein Edelmann aus Rom.

Vor dem ergoß sich mehr, als jedem Dritten,
In Scherz und Ernst des Eigenlobes Strom.
Doch ward der Satz auch dann und wann bestritten,
Als sey er gar der Schönheit Vicedom.
Gemeiniglich stand Astolph dann im Glauben,
Als wollt' ihn nur Faustin ein wenig schrauben.

14.

„Nein, sag' im Ernst, gibt's wohl in allen Reichen,
Begann er einst, was Schöners außer mir?„ —
„Herr, sprach Faustin, im ganzen Ernst, es gleichen
Euch wenige der schönsten Männer hier.
Nur Einen gibt's, dem möchtet Ihr wohl weichen.
So wenigstens erscheint die Sache mir.
Zwar kann ich euch nicht eure Zweifel wehren,
Doch wollt' ich wohl mein Credo laut beschwören.„ —

15.

„Das nenn' ich stark! erwiederte der König.
Wie hieße denn der überschöne Mann?„ —
Hierbei verzog er Nas' und Mund ein wenig,
Als zweifelt' er nicht ohne Spott daran.
Allein Faustin versichert' unterthänig,
Sein eigner Bruder sey der Wundermann.
„Ha! solltet Ihr Bellin'en einmahl sehen,
Ihr würdet selbst den Preis ihm zugestehen.„

16.

Der König fand zwar eben kein Behagen
An dieſem Ha, das dem Fauſtin entfuhr.
Doch hagelt' es nun Fragen über Fragen,
Wenn gleich Fauſtin die Antwort längſt beſchwur.
Man ſchloß zuletzt, dem Junker anzutragen:
„Auf! Stelle mir dieß Wunder der Natur!
Ich will, ich muß es ſehn mit eignen Augen,
Ob recht zu ſehn die deinigen wohl taugen.“ —

17.

„Es dürfte wohl nicht wenig Künſte koſten,
Verſetzt Fauſtin, ihn hier am Hof zu ſehn.
Er hockt zu Rom gern zwiſchen ſeinen Pfoſten,
Und ſehnt ſich kaum hinaus vor's Thor zu gehn.
Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenpoſten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt ſich wohl verſehn.
Denn ihm genügt ſein väterliches Erbe.
Die Poeſie iſt einzig ſein Gewerbe.

18.

Auch hat er ſich mit einer Frau behangen,
Nach Dichter Art, aus bloßem Liebestrieb.
Dieß Weibchen hält ihm Herz und Sinn gefangen.
So hat auch ſie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein Bangen!

Als drohte schon Hans Knöchlers Sensenhieb.
So nisten sie zusammen, wie zwei Tauben;
Nur Noth und Tod kann Eins dem Andern rauben.„ —

19.

„Ich muß ihn sehn, den reitzenden Poeten,
Und kostet' es mein bestes Kammergut.
Denn neben ihn, so schön er ist, zu treten,
Fühl' ich in mir noch immer guten Muth.
Auch — soll mich just die Eifersucht nicht tödten,
Gesetzt den Fall, daß er's zuvor mir thut.
Denn, wie es scheint, ist er ein guter Knabe.
Man findet das sehr oft bei Dichtergabe.

20.

Ich kann ja auch, so gut, wie bei den Alten
Mit Dichtern oft der größte Fürst gethan,
Mit dem Bellin vertraute Freundschaft halten.
Denn bringt Hans Quast gleich Manches auf die Bahn,
Wie sie wohl oft in Puncto Puncti schalten,
So ist das doch meist nur Gewäsch und Wahn.
Gras't doch Hans Quast wohl mehr auf dieser Weide;
Wer zeichnet ihn drum gleich mit schwarzer Kreide?

21.

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn setzt doch ein edles Blut.

Die Menschenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie so arg, als sein Verächter thut.
Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und Gut.
Im Ganzen, traun! erscheint an Dichterhänden
Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

22.

Es herrscht gewiß durch alle Facultäten
Der Lehr- Wehr- Nähr- und Zehrbeflissenheit,
Vom Nichts empor bis zu den höchsten Räthen
Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.
Nie fernte noch die Kaste der Poeten
Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
Wie oft hat dort der Henker hohlen müssen!
Von Dichtern wird man selten so was wissen.

23.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betriegen.
Nicht Geistesluft nur schlürfet der Poet;
In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen,
Der in das Herz des Künstlers übergeht.
An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen,
Scheint räthlicher für manche Majestät,
Als von Vezier, von Mufti und von Bassen
Anbethen und — verrathen sich zu lassen.

24.

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzu viel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut *).
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe **),
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Deß Nahrungsfleiß in Briefen unfrankiret
Die halbe Welt mit Loosen bombardiret.

25.

Doch, däucht mir, hat der Schach der Pädagogen,
Wiewohl recht gut bezahlt für Rath und That,
Des wackern Volks noch nicht so viel erzogen,
Als Poesie umsonst erzogen hat.
Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen ***),
Was auch Jak Spleen oft nach ihr schlug und trat.

---

*) — Manet alta mente repostum
ludicium Paridis . . .

**) Ein Lotterie-Collecteur in Braunschweig, der sich von der verächtlichen Unart vieler und sonderlich Braunschweigischer Collecteurs, unverlangte Lotterie-Loose nach Anleitung des Adreß-Kalenders umher zu versenden, durch des seligen Musäus Moralische Kinderklapper noch nicht hat bessern lassen.

***) Siehe Kant's Kritik der Urtheilskraft. S. 212.

Er trete zu! Mit dieser Art von Kranken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zanken.

26.

Es lass' Apoll ihn und auch Den genesen,
Der irgend wo in einem Lands-Journal *), —
Mit Staunen muß ein weiser Mann es lesen, —
Tractate sammt Tractätchen ohne Wahl
Zusammen segt mit seinem großen Besen,
Empor sie thürmt zum Landes-Ehrenmahl,
Den Berg umtanzt, und jubilirt: „Man merke
Die Seltenheit der schönen Geißteswerke!„

*) Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Chur-Lande, — worin Einer im Nahmen der Hannoveraner darauf zu stolzieren schien, daß sie sich so wenig mit solchen Werken abgäben, die doch am Ende allein auf dem Strome der Zeit oben bleiben, und den Ruhm eines Volkes alsdann noch verkündigen, wann aller übrige gelehrte Wust längst zu Boden gesunken ist.

V.

Prosaische Fragmente.

1.

Aus Daniel Wunderlich's Buche *).

Vorrede.

Ich verstehe mich nicht darauf, aus Nichts Etwas, oder aus Etwas Viel zu machen. Ich verstehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergulden, und daher glänzen zu lassen, als wär' Alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möcht' ich das Körnchen, so bisweilen, durch Ungefähr, oder Suchen, mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dieß ist verdolmetscht in Prose: Ich verstehe nicht die Kunst derjenigen drei tausend Deutschen Büchermacher, welche in drei Jahren vier tausend sieben hundert und neun Bücher verfertigen konnten **); nicht die Macherkunst, aus Nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schim-

*) Die Vorrede und der 1. und 2. Abschnitt sind aus dem Deutschen Museum, 1776, I. Band, S. 440, abgedruckt. Der 3. Abschnitt erscheint hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

**) S. Gatterer's Historisches Journal. Th. 1. S. 266.

merude Abhandlungen herauszuspinnen. Und doch ist mir, als wüßt' ich manches Ding, das nicht Jedermann weiß; ist mir, als fühlt' ich Elasticität des Geistes, Muth und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu schleudern und in die Luft empor zu reissen; ist mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nah' und fern, mehr, als andere, mir aufhellt; ist mir, als ob ich wohl fähig sey, Manches, indem ich meinen Lebensgang so dahin schlendere, zu erfahren, zu denken, und zu empfinden, das nicht unwerth der Mühe wäre, auch von Andern erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, sprach ich einst zu mir selbst, wie du vorhin gethan hast! Nichts ist so schlecht, es ist wozu gut. Heben doch wohl viele der drei tausend Büchermacher Papierschnitzel sorgfältig auf. — Ich ging hin, und ließ mir ein Buch von weißem Papier zusammen heften, und schrieb auf, was ich erfuhr, dachte, und empfand. Dieß mein Aufgeschriebenes kann ich um so füglicher mein Buch nennen, als ich nie sonst ein Buch geschrieben habe, noch eins schreiben werde. Den Titel gebar also nicht der Original-Kitzel, sondern die Nothdurft. Mir selbst dünkt nichts abgeschmackter, als mit unerhörten Titeln frappiren zu wollen, wiewohl dieß oft der armselige Behelf mittelmäßiger Büchermacher ist.

Ich schrieb ohne alle anderen Bücher, aus eigenem Kopfe und Herzen. Dennoch gebe ich mich eben so wenig für einen absoluten Selbstdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin gelesen, Manches mag ich von gescheidten Leuten gehört, Manches auch selbst geschaffen haben. Aber auch nicht Alles, was man selbst erschafft, ist eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zuthat, oft einerlei Ding ersinnen.

Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade, als ob Alles, was geschrieben wird, neu und unerhört seyn müßte. Was ist ganz neu unter der Sonne? — Nicht Alle lesen alle Bücher. Wenn daher Jener dem ersten Tausend von Lesern geschrieben hat, warum sollte Dieser nicht das Nähmliche dem zweiten Tausend schreiben dürfen? —

Wahrheit! Unerforschliche, ewige Gottheit! Nach dir gehen meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein sterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zusammen in deiner vollen schönen Gestalt schauen. Der scharfsichtigste Weise entdeckt an dir nur kleine einzelne Theile. Thun sie sich zusammen, und sagt einer dem andern: „Das sah ich! — Und ich das!„ — so ist vielleicht am Ende der Welt möglicher, als jetzt, das erhabenste schwerste Abbild der Ähnlichkeit einiger Maßen näher zu bringen.

I. Von Eintheilung des Schauspiels.

Trauerspiel, — Freudenspiel, — rührendes, weinerliches Lustspiel, — Possenspiel, — heroisches, bürgerliches, bäuerisches, schäferliches, — und der Himmel weiß! was noch sonst für Spiele die Theoreienmacher uns herrechnen! Und doch thun sie der Sache noch lange nicht genug, wenn sie Alles, was sich nach ihrer Weise theilen läßt, bis an's Ende forttheilen wollen. Daß sie doch alle der Batteux hohlte! Und ihren Verstand weit droben im Ariostischen Monde in tausend Fläschchen vertheilte, und jedes dicht und fest zupfropfte! Schauspiel ist — Schauspiel, und damit gut! Jene Theilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomische und komischtragische tabelliren wollte, da sie doch das Alles in Einer, und Eine in dem Allen ist. Wisset Ihr nicht, daß sie Freud' und Leid, Krieg und Frieden, Ruh' und Aufruhr, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache, Tod und Leben in Einem Neste brütet? Warum zimmern also wohl die kindischen Kinder der Kunst so viel hundert Kästchen und Fächerchen, alles das aus einander zu sondern? Wie mögen sie ihr wohl vorschreiben, wie sie das all? ob sie's einzeln, oder paarweise? oder die ganze Hecke auf Ein Mahl ausfliegen lassen soll? Was Mutter Natur thut, das ist

recht; was sie paart, das ist wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachse, weil Ihr euch an der Mutter vergreift! Wisset Ihr nicht, was Sokrates sagte, daß Schmerz und Wohllust an ihren Enden zusammen geknotet wären?

Da meinen sie nun, verdienen zu können, daß das Komische etwas Tragisches, und das Tragische etwas Komisches begleite, und bedenken nicht, wie sehr einem mit dem andern oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erst einmahl ein Junker solch Sprüchlein auswendig gelernt, so spricht er darnach frisch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rathe zu ziehen. Freilich hat dieß auch die leidige Theorei erkauft. Also meinst du aber doch, Menschchen, daß dich die volle Lache, in einem und eben demselben Nu, nicht manchmahl eben so durchschauern könne, als der grimmigste Blick des Wütherichs? Ei, Lieber! wie, wenn der Teufel zu dir träte, und dich bei voller Lache zum höllischen Tanz aufforderte? Dann würdest du ja wohl zum Teufel sagen: Dein Anstand ist komisch, und schickt sich nicht für diese tragische Situation! Oder würdest du verlegen seyn, wie du diesen Act nennen solltest? Nenn' ihn doch Tragikomödie! —

Darum kenn' ich nur Ein Spiel; und das heißt Schauspiel. Das sey, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

II. Herzensausguß über Volks-Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang bloß die Ohren der Götter, oder der Wenigen, welche Athem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymp zu erklettern? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vor Zeiten unter den Hirten Arkadien's that? Sollten sie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick so oft das irdische Auge erblindet, droben lassen, und die Natur der Menschen anziehen? Unter den Menschenkindern, so wohl in Palästen, als Hütten, ein- und ausgehen, und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen dichten? Das sollten sie freilich! Aber wie wenig noch haben's die Deutschen Musen gethan!

Unsere Nation hat den leidigen Ruhm, — nicht gerade die weise, — sondern die gelahrte zu heißen. Der Ruhm möchte ganz schätzbar seyn, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. Dieser Quisquilien-Gelahrtheit haben wir's guten Theils zu verdanken, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bei mancher andern Nation schon fand, weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sit-

ten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Palläßten, Häusern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kisten und Kasten, und der Himmel weiß, wo alle noch sonst? bekannt und bewandert sind. So sind wir auch in unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß wir das Alles lernen, bloß, um es zu wissen und dadurch zünftig zu seyn. Es bleibt meistens todtes Capital. Und wie kann auch Münze cursiren, die oft gar keinen innerlichen Werth hat, und deren Gepräge längst aus der Mode gekommen ist?

Dieß möchte meinetwegen überall so seinen alten Gang hingehen, nur nicht in der Poeterei. Die Deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht aber im Deutschen Natur-Katechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasieen und Empfindungen einhohlen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen solle? Wo steht's geschrieben, daß sie keine Deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Götterspracbe stammeln soll? — Götterspracbe? — Daß es dem lieben Gott erbarme! — Diese Götterspracbe, die viele unserer Musensäuglinge lallen wol-

len, ist oft nichts anders, als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänsegeschnatter. Anstatt den Strom des Gesangs vom mähligen Abhange, mit distinctem, vernehmbaren Wohlgetön dahin strömen zu lassen, stellt man sich auf eine schrosse Felsenspitze, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen, und stürzt sein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrenden Geräusche, hurlpurl hinab, und am Ende ist's doch wohl nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken kann.

Man will keine menschlichen, sondern himmlische Seenen mahlen; nicht wie seines gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar, wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, Ihr Deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publicum, wie Ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng' und gebe sind.

Diesem Unheil abzuhelfen, ist freilich kein kräftigeres Mittel, als, das so oft beschrieene und citirte, aber so selten gelesene Buch der Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Caliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das Alles in Gewim-

mel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann soll's anders gehen, als es bisher gegangen ist. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen eben so sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dieß sey das rechte Non plus ultra aller Poesie!

Hier, däucht mir, seh' ich manche Vers- und Theoreien-Macher mit weiser Miene mir entgegen lächeln. Sie wollen sagen: Daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so allgemein verständlich und behaglich sich behandeln ließen. Mir däucht, das liebwertheste Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in den poetischen Theoreien auch ihr Stühlchen haben, wollen so eben aufspringen und Lärmen machen. — Liebe Leute, eure Theorei irret die Theorei der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiset der Poesie das Gebieth der Phantasie und Empfindung, hergegen das Reich des Verstandes und Witzes einer andern Dame, der Versmacherkunst, an. Jede soll sich vornähmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will sie beide keineswegs gänzlich trennen, und Hader unter ihnen stiften. Sie

mögen, als verträgliche Nachbarinnen, neben einander hausen; mögen sich auch wohl hier und da freundnachbarlich an Hand gehen; mögen einander Schüssel, Topf, Besen und Elle borgen; mögen endlich auch einerlei Sprache, die nur gleichsam im Dialect sich unterscheidet, reden! Im Grunde aber bleiben sie doch von einander gesondert. Durch diese Grenztheilung soll die Versmacherkunst an ihren Ehren und Würden im geringsten nicht gekränkt seyn. Sie mag eine artige Frau, und ihr Reich ein schönes Reich seyn. Welche von Beiden aber den Vortritt habe, und zu haben verdiene? wäre unpolitisch zu entscheiden, da die Mitglieder beider Staaten bis hierher öfters so hübsch friedlich und schiedlich hinüber und herüber zu lustwandeln pflegten. Immer bleib' es auch künftig bei dieser Weise.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunst hab' ich hier nichts zu schaffen. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poesie am Herzen. Ihre Producte wünscht' ich insgesammt volksmäßig zu machen. Zunächst ist hier von der lyrischen und epischlyrischen Gattung die Rede.

Aber der Zauberstab des Epos, der den Apparatus der Phantasie und Empfindung beleben und in Aufruhr setzen soll, ist nur in wenigen Händen. Viele suchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden ist, und sie ihn nicht am rechten Ort suchten. Wo er noch am ersten

und leichteſten zu finden iſt, das ſind unſere alten Volkslieder. Seit kurzen erſt ſind einige echte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur gerathen.

Dieſe alten Volkslieder biethen dem reifenden Dichter ein ſehr wichtiges Studium der natürlich poetiſchen, beſonders der lyriſchen und epiſchlyriſchen Kunſt dar. Sie ſind weiß, ſo wohl in Phantaſie, als Empfindung, wahre Ausgüſſe einheimiſcher Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft Manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unſinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu ſcheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. — Und wär's denn wohl der Mühe nicht werth, daß ein Mann, mit Hemſterhuyſiſch kritiſcher Naſe, ſich darauf befliſſe, den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte, oder gar verlorene Leſeart wieder herzuſtellen? —

In jener Abſicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberſchalle der Balladen und Gaſſenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnſtuben gelauſcht. Selten iſt mir ein ſo genanntes Stückchen zu unſinnig und albern geweſen, daß nicht wenigſtens etwas, und ſollt' es auch nur ein Pinſelſtrich des magiſch roſigen Colorits geweſen ſeyn, poetiſch mich erbauet hätte. Gar herrlich, und ſchier ganz allein läßt ſich hier-

aus der Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyrischen und epischlyrischen Dichtart, — denn Beides ist eins! und alles Lyrische und Epischlyrische sollte Ballade oder Volkslied seyn! — gar herrlich, sag' ich, läßt er sich hieraus erleenen.

Freilich kommt mir hier wieder die so genannte höhere Lyrik, die unter dieser Gattung nicht stehen will, und sich wohl recht was dünkt, quer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höhern lyrischen Gattung, die bei alle dem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht für's Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Werth haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dieß Urtheil würde ich aussprechen, wenn ich auch selbst ein solcher Göttersohn wäre, denn es mir hier mehr für's liebe Menschenvolk, als für Götter und Göttersöhne zu thun. —

Durch Popularität, mein' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod' aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein

macht! Und das Alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthale!

Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmahl die allgemeine Lieblings-Epopöe aller Stände, von Pharao an, bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle, hoffen! Unbegreiflich ist mir's daher, wie einige Leute diese Muse zu einer Aftermuse, oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen, und ihr kein anderes Instrument, als den Dudelsack, in die Hand geben mögen, da sie doch das ganze unermeßliche Gebieth der Phantasie und Empfindung unter sich hat, da sie es doch ist, die den Rasenden Roland, die Feen-Königinn, Fingal und Temora, und, — sollte man's glauben? — die Ilias und Odyssee gesungen hat? Wahrhaftig! Alle diese Gedichte waren denen Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts, als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten sie den allgemeinen National-Beifall, der so vielen Leutlein unbegreiflich ist. Uns Deutschen sind sie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir sind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Briten. Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht Griechische, nicht Römische, nicht Allerweltsgedichte in Deutscher Zunge, sondern in Deutscher Zunge Deutsche Gedichte, verdaulich und nährend für's ganze Volk, machen sollen. Ihr Dichter, die Ihr ein solches nicht geleistet habt,

und daher wenig, oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publicum, sondern euch selbst an! Geb' uns Einer ein großes National-Gedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserm Taschenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit, und verlanget nicht, daß wir Vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch Wenigen hinauf klimmen sollen.

Daß Volks-Poesie bisher vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische Abc halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und alles Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig seyn sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder, als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf, als für's Herz! — O, Ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und Herzen, daß Volks-Poesie, eben deßwe-

gen, weil sie das Non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste sey. Laßt uns nicht ferner durch das: Ut sibi quivis speret idem, verführen, um die sprödeste aller Musen zu buhlen!

Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein Deutscher Percy aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möge. Öfters hab' ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert, und gesagt, er sollte weiter fortgepflanzt, und irgend Wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unsern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Bothknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen existiret wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins seyn wird, woraus der Dichter für's Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich gehört, hatten im Ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetisches Verdienst. Ein Gleiches versprech' ich mir von weit mehrern, so ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lecture wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine

reiche Fundgrube seyn. Nur die Poetenknaben müßten vor allen Andern ihre, Alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldenen Plectrum eins drauf haben.

III. Zur Beherzigung an die Philosophunculos.

Ihr weisen ästhetischen Fliegen, die Ihr auf Shakspeare's göttliche Stirn euch setzet, euern Rüssel putzet, und nie wieder wegflieget, ohne ein kleines Denkmahl eurer Unart hinterlassen zu haben, meinet, Ihr hättet ihm großes Recht widerfahren lassen, wenn Ihr ihm wegen seiner abenteuerlichen Zauber- und Gespenster-Scenen mit der Barbarei seines Zeitalters höchstens entschuldiget habet. In einem Zeitalter, sagt Ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfanzereien, wie an ein Evangelium, glaubten, waren diese Vorstellungen ernsthaft und erhaben, und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserm erleuchteten philosophischen Jahrhunderte sind sie abgeschmackt, und dienen mehr zum Lachen, als zum Schrecken. Sonderbar! Da doch Ihr nähmlichen Herren den Zeus, die Juno, den Mercur, die Venus, den Amor, den Apoll, die Musen, die Minerva mit allen ihren Schulfüchsereien in andern Gedichten herumspuken lasset, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden.

Mein freundlichgeliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich *) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meinet, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenster-Geschichte den leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dieß eine natürliche Folge davon seyn, so wundert's mich sehr, daß in Berlin das Heidenthum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist. —

Aber, liebe Herren, ist es denn wirklich wahr, daß euer Verstand wie ein Cherub mit flammendem Schwerte so aufmerksam vor euerm Herzen Wache hält, daß kein Eindruck von jenen Dingen eindringen kann? Ich bilde mir doch auch ein, einen solchen nicht ganz und gar finstern schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wann Banko's Geist Macbeth's Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamlet's das schrecklichste Geheimniß um Mitternacht entdecket, oder Macbeth's Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Gräuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde herauf rufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu? —

*) S. die Vorrede zu Nicolai's Feynem kleynen Almanach. Berlin. 1777.

Ihr, die Ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgirt habt, werdet bei mir dieß Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermuthlich zuschreiben. Und in der That habt Ihr nicht Unrecht. Da habe ich unglücklicher Weise einmahl ein Shakspearisches Sprüchlein:

There are more things in heaven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verschluckt, welches noch diese Stunde unverdauet, wie Blei, mir im Magen liegt, und die Wirkung aller eurer philosophischen Wunder-Elixire zu Schanden macht. —

Wie, wenn nun unten im Abgrunde des Meeres Völkerschaften und Philosophen es gäbe, welche läugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menschen wohnten, und mitleidig auf Diejenigen herab sähen, welchen etwa einmahl ein Taucher und Perlenfischer unten erschienen? Diese Instanz rühret euch freilich nicht. Denn Ihr seyd gleich mit der Antwort da: Da unten gibt's keine Gelehrten, keine Philosophen, denn sie haben ja weder Bibliotheken, noch Tinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß Ihr doch aber nie aufhöret, fremde Dinge in euerm bekannten Maß und Scheffel zu messen! Kennet Ihr denn nur die sichtbare Körperwelt ganz? Ich geschweige der unsichtbaren Körperwelt. Müßt Ihr denn bei

Hexerei und Gespenstern gerade an Geister gedenken? Wie könnet Ihr mit Zuversicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmosphäre körperliche Geschöpfe noch gebe, die dort so gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröbern Luft, oder die Bewohner des Wasserreichs haben? Und ist es denn unmöglich, daß nimmermehr ein solches Wesen aus Zufall oder aus Endzweck dessen, dem kein Ding unmöglich ist, sich eben so in die niedere Sphäre herablasse, wie der Taucher hinunter in den Ocean? Ihr räsonnirt gemeiniglich, als ob Ihr glaubtet, daß außer dieser sichtbaren Körperwelt, außer Gott und seinen heiligen Engeln und abgeschiedenen Seelen schlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges Wesen existirte, und höret nicht auf, Alles κατ' ἀνθρωπον beständig zu modeln. Muß denn gerade Alles, was körperlich ist, mit den derbesten Pässen eure Sinne berühren? Ihr wisset, daß Glas und Wasser Körper sind; doch könnt Ihr mitten durch hinschauen, und werdet sie kaum gewahr. Ihr wisset, daß die Luft und der feinste Äther Körper sind; dennoch fühlet Ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet Ihr, Alles, was Körper ist, müsse euch die Fäuste füllen. Daher lachet Ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, sie habe in ihrer Kammer bei fest verrammelten Thüren und Fensterladen eine Gestalt erscheinen und wieder verschwinden sehen, und trö-

het: Eine so große Gestalt müsse denn also durch das Schlüsselloch herein gekommen seyn! Lieber, schauet doch einmahl in den Spiegel! Ihr sehet euer zweites Ich! Ist das Nichts, oder ist es Etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wisset, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtstrahlen, daß es Körper ist; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als euerm Gesichte, fühlen.

Ist es etwa Weisheit, Alles zu läugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja sonst so unbarmherzig auf einen Freigeist los, der die Dreieinigkeit Gottes, oder die Transsubstantiation und andere Mysterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich ist nicht widernatürlich! Wie viel soll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimnisse halten, wenn Ihr die anderen, weil Ihr sie nicht verstehet, für Undinge ausgebet? Warum sollen euch die Gestalten abgeschiedener Menschen oder überirdischer Wesen nicht erscheinen können, da Ihr an die Fortdauer der Seelen der ersten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum soll es keine Wirkungen aus Ursachen geben, deren Zusammenhang nicht in einer dicken schweren Hemmkette oder einem Ankerseile euern groben Sinnen betastbar ist? Ihr habt die Gestalt des Magneten-Ausflusses nie mit euern Sinnen wahrgenommen; dennoch sehet Ihr,

daß er das Eisen an einem sinnlichen Nichts in die Luft empor zieht.

Bis hierher habe ich euch gezeigt, daß es selbst aus Gründen gesunder Vernunft nicht abgeschmackt sey, an ein auf dem Theater erscheinendes Gespenst oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmahl annehmen, Ihr hättet euch durch Gegengründe Trotz Allem von der Nichtigkeit solcher Erscheinungen überzeugt, sollten alsdann Shakspeare's Zauber- und Gespenster-Scenen abgeschmackt und lächerlich seyn? Ich sage nein! Selbst den Wenigsten unter euch, so sehr auch euer Eigensinn oder eure Vernunft von der Nichtigkeit überzeugt seyn mag.

Gottlob! Des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wann Ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —

2.

Die Republik England *).

A Tale of the times of old! The deeds of days of other years!
Ossian.

In der Vergangenheit spiegelt sich manche Erscheinung der Zukunft; obgleich dämmernd und täuschend auch für das Auge des schärfsten Sehers. Dennoch mißbilligt die Vernunft keineswegs das aus den matten Wiederstrahlen von der Phantasie zusammen geahndete Bild, und sie verbeuth auch alsdann noch die Verspottung desselben, wenn schon der folgende Tag eine ganz andere Gestalt der Dinge aufklärt. Nur die unerfüllten Weißagungen hochtrabender politischer Dünklinge, unwissender und gedankenloser Prunkredner, thörichter Glückwünscher, wuthblinder, vorlauter Parteigänger und ehrloser Schmeichler strafet am Ende mit Recht ein lautes Hohngelächter.

Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngst

*) Abgedruckt aus den Politischen Annalen. Herausg. von Christoph Girtanner. Berlin. 1793. 1. Band. S. 34 und 230. 2. Band. S. 121. 3. Band. S. 297.

D. H.

durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchischen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzem noch so hochgebiethenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsstürmen; der hochdrohende und vielversprechende Einbruch zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter Führern ohne Furcht und ohne Tadel, in das Gebieth der Neugeborenen, gegen angeblich zusammengelaufene, zucht- übungs- und führerlose Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet rascher Nachdrang und Einfall dieser in mehrere feindliche Länder, begleitet von sieg- und glorreichen Hauptschlachten und Eroberungen: alle diese und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchst merkwürdigen Zeitraum der Britischen Geschichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor, noch nachher, vollbrachte. Es sey uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach seinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geschmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilsamen Nachdenken für Jedermann, sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten Theil nehmen.

Der alte Asiatische Glaube der Könige, daß sie ihre Kronen unmittelbar nur von Gottes, nicht aber des Volkes Gnaden tragen, daß ihnen Länder und Völker eben so erb- und eigenthümlich gehören, als dem reichen Nabal seine Äcker und Wiesen, sammt den darauf weidenden Herden, daß sie wohl Herrscherrechte, nicht aber Herrscherpflichten auszuüben, oder anstatt dieser höchstens beliebige Gnaden zu verspenden haben, — ein Glaube, so oft genähret und gestärkt durch unselige Lob- und Dankopfer tiefgesunkener Menschheit! — zahllose Mißgriffe und Unthaten, die dieser Glaube gebar; unverantwortliche Neuerungen wider die Grundverfassung des Staates; tief gehende Anstalten, alle Volksfreiheit in geistlichen, wie in weltlichen Sachen umzustürzen, um auf ihren Trümmern den Thron willkürlicher Gewalt zu erheben; arglistige Unterhandlungen und verdammliche Verträge zu diesem Endzwecke geschmiedet, und zu eben demselben treulos wieder gebrochen; Verschwendungen des Blutes, wie des Gutes seiner Völker; beleidigender Despoten-Hochmuth und unweiser Starrsinn selbst noch im äußersten Gedränge zahlreicher, bewaffneter, mächtiger, siegreicher, und gleichwohl mehr, als Ein Mahl, Frieden, aber auch Freiheit verlangender Staatsbürger; hierzu noch Gefahr drohende, durch erlaubte Anmaßungen kundgewordene Ränke und Bestrebungen Solcher, deren unedle Selbstsucht bei uneingeschränkter

Königsgeblüt zu gewinnen hoffte: solche und ähnliche Ursachen waren es, welche Karl den Ersten, König von England, Schottland und Irland, endlich auf das Blutgerüst gebracht hatten. Umsonst verwendeten sich eifrigst die Mächte Frankreich und Holland, umsonst laut schreiend die Nation der Schotten, umsonst tief flehend die Königstochter, seine Gemahlinn, bei dem Parlamente, und sein Sohn bei der Armee, umsonst überall seine nicht wenigen Anhänger zu seiner Rettung. Sein unglückliches Haupt fiel am 30. Januar, 1649, unter dem Beile des obersten Volksgerichtes. Ohne jenen heillosen Glauben und seine Ausbrut hätte Karl seine Herrscherbahn im Glanze des Glückes und mancher persönlichen Tugenden, die ihm auch seine bittersten Feinde nicht absprechen, vollenden können.

Schon vor dieser furchtbaren Katastrophe hatte das Haus der Gemeinen von England, unterstützt durch ein republikanisch gesinntes Kriegsheer, und gestützt von solchen Mitgliedern, welche, anstatt des einen zu stürzenden Götzen der Tyrannei, nur einen andern aufzustellen getrachtet, feierlich anerkannt und ausgesprochen: Daß nicht Gott das Volk die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt auf Erden sey; daß die zu einem Parlamente versammelten Gemeinen von England, als gewählt vom Volke und das Volk vorstellend, die oberste National-Gewalt in Händen haben, und endlich,

daß Alles, was von dem zu einem Parlamente versammelten Gemeinen von England als Gesetz erkläret und angeordnet worden, auch ohne Einwilligung und Beitritt des Königs und des Hauses der Peers, gesetzliche Kraft für das ganze Volk habe.

Kaum war daher durch Vollziehung des Urtheils der Thron erledigt, als eine Verordnung des Hauses verboth, irgend einen Einzelnen zum Könige über England auszurufen. Sogleich verschwanden von allen öffentlichen Gebäuden das königliche Wapen, und von allen öffentlichen Schriften die königlichen Titel. Ungekrönt lag zu gleicher Zeit das Standbild des Königs auf der Börse, und auf dem Fußgestelle erschienen die Worte: „Im ersten Jahre der durch Gottes Gnade wieder hergestellten Freiheit.„ Die Lehns- und Huldigungseide wurden abgeschafft. Ein neu verfertigtes großes Siegel führte die Umschrift: „Das große Siegel von England.„ Der Münzstämpel erhielt, anstatt seines monarchischen Ansehens, ein republicanisches, mit der Umschrift: „Die Republik England.„ Damit durchaus kein Reitz übrig bliebe, die Freiheit der Republik von neuem anzutasten, so wurden nicht nur die Krynländereien und Gefälle von Lehngütern, sondern auch die Regalien, die kostbaren Geräthschaften der königlichen Pallästе, und über-

haupt jeder Gegenstand des monarchischen Aufwandes zum öffentlichen Verkauf ausgestellt.

Während des ganzen Januar-Monats hatten die Lords nur gerichtliche Zusammenkünfte gehalten, und sich um die gewaltigen Staatshandlungen der Gemeinen nicht bekümmert. Am zweiten Februar aber wandten sie sich an die Gemeinen mit der Botschaft, wie sie neun Personen aus ihren Mitte ernannt hätten, um gemeinschaftlich mit einer verhältnismäßigen Anzahl aus dem Unterhause eine Regierungs-Verfassung für England und Irland festzusetzen. Eine solche Theilnahme an der Gesetzgebung wollte der demokratische Geist der Gemeinen seinem Privilegirten, als solchem, gestatten; und drei Tage hinter einander gingen die Bothen der Lords vergeblich, ohne auch nur vorgelassen zu werden. Am vierten endlich wurde die Sache in Überlegung genommen, und zuförderst die Frage: Ob das Haus der Peers an der Gesetzgebung Theil haben sollte? mit vier und vierzig Stimmen gegen neun und zwanzig verneinet, hierauf aber einmüthig beschlossen, daß ein solcher Staatskörper als unnütz und gefährlich vernichtet werden müsse. Diesem Beschlusse trat unmittelbar der folgende nach: „Belehrt durch die Erfahrung, erkläre das Haus, wie das Amt eines Königs über diese Nation, und die Ausübung desselben durch einen Einzelnen, als unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicher-

heit und öffentliche Wohlfahrt der Nation, abgeschafft werden müsse.„ Beide Beschlüsse wurden in besondere Verordnungen gebracht. Die Gemeinen maßten sich so wohl die gesetzgebende, als vollziehende Staatsgewalt an; nannten sich von nun an, statt Haus der Gemeinen, das Parlament der Republik England, und errichteten einen Staatsrath, welcher nach den ihm von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Vorschriften verfahren sollte. Dieser bestand aus neun und dreißig Personen; die ganze Versammlung der obersten Gewalthaber hingegen aus nicht mehr, als der geringen, oft verspotteten und bewitzelten Anzahl von neunzig.

Einige Anhänger der Königspartei, besonders drei Anführer derselben im letzten Bürgerkriege, der Herzog von Hamilton, der Graf von Holland und der Lord Cappel, wurden durch ein zweites hohes Blutgericht für die Sicherheit der jungen Republik dem Tode geweihet. Die allzu werthlosen Häupter der beiden Ersten fielen, von keiner Partei bedauert. Der Letzte, ehemahls ein Verfechter der Freiheit, nachher aber durch Gnadentitel für die Hofsache erkauft, ist gleichwohl immer von Solchen hochgepriesen worden, denen Übermuth für Geisteshoheit, Aberglaube für Religion, und halsstarrige Anhänglichkeit an besonderm Interesse für Vaterlandessinn gelten.

Außer der eigentlichen Hofpartei und denjenigen Pres-

byterianern, die zwar Gegner der Königs- und Bischofsgewalt waren, aber doch gegen die ihnen verwandte Partei der Independenten *) dem Staate ihr eigenes hierarchisches

*) Die Seite der Independenten, die aus dem Schooße der Presbyterianischen oder reformirten entsprang, verwarf Kraft ihres Nahmens alle Kirchengewalt, als eine Mutter der ärgsten Tyrannei, die der klaren Vorschrift des Evangeliums widerspräche. Sie wollten von keiner kirchlichen Rangordnung, keiner Priesterherrschaft, keiner Einmischung weltlicher Obrigkeit in geistliche Angelegenheiten, keiner Proselytenmacherei zu irgend einem Lehr- und Glaubens-System etwas wissen. In ihren Versammlungen sollte Jeder dem Andern gleich, Keiner dem Andern untergeordnet seyn. Zwischen Priestern und Laien sollte kein förmlicher Unterschied obwalten. Berufungen, Einführungen und Einweihungen durch Auflegen der Hände wurden von ihr für politische Fallstricke angesehen. Die bloße Wahl der Gemeinen war zum Priesterthum hinreichend. Die religiöse Duldung, diese in hellern Zeiten von den Groß- und Edelgesinnten jedes Glaubens anerkannte Tugend, hat ihren Ursprung den Independenten zu verdanken. Sie haßten alle kirchliche Tyrannei und Verfolgung. Die bigotten Presbyterianer hingegen hielten die Duldung für Seelenmord, und glaubten, jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei ausrotten zu müssen. Sie bedroheten und drängten daher ihre anders denkenden Mitbrüder eben so, als sie ehemahls von der bischöflichen Kirche bedrohet und bedrängt worden waren, worüber sie sich doch so laut beklagt hatten. Die Independenten behaupteten Kraft des Evangeliums und der gesunden Vernunft, Jedermanns Gewissen sey in Glaubenssachen frei, Jedermann dürfe die heilige Schrift nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Einsichten auslegen. Die Lehre der Nichtdul-

Joch aufzulegen trachteten, sollte dieß auch nicht anders, als durch Frieden und Vereinigung mit der Krone geschehen können, hatte das Parlament Anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner, (Commonwealth'smen,) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnahmen der Gleichmacher, (Levellers,) erhielten, um so wohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte

---

dung rechtfertige überall jede Religionsverfolgung, so gut die der Heiden gegen die Christen, der Papisten gegen die Protestanten, der Episcopalen gegen die Presbyterianer, als dieser gegen die anders Gesinnten. Wenn die Presbyterianer geistlichen Gehorsam predigten, so geriethen sie mit ihren eigenen Handlungen in Widerspruch, und brüchen ihrer Widersetzung ehemahliger Tyrannei selbst das Urtheil der Verdammung. — Zu den Presbyterianern hielt sich die ganze Nation der Schotten, unter welcher ihre Grundsätze herrschten. Alles, was davon abwich, gesellte sich zu den Independenten, die, so bald das Ansehen der gemeinschaftlichen Feinde unter der Krone und Bischofsmütze fiel, ihr Haupt für sich allein erhoben. Vermöge einer natürlichen Verwandtschaft zwischen geistlicher und weltlicher Freiheit verband sich mit ihnen auch die Partei der Republikaner.

überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann von selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger so wohl, als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig heraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen vom Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei aller, ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ordnung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht auszugeben, die von

den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Bösewicht dem Tugendhaften zum Gebiether gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Eroberches wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit, über die Wahrheit und Anwendbarkeit solcher Grundsätze zu entscheiden, um ungekränkt und ungehindert von Usurpationen, lediglich durch unbefangene Erzählung dessen, was die Menschen gedacht, gesagt und gehandelt haben, unterrichten zu können. Daß indessen die Levellers nicht Alles gleich gemacht wissen wollten, dessen Gleichmachung der Natur, und einer echten, edeln, nach ihrem großem Vorbilde anordnenden und handelnden Staatskunst widerspricht, das scheinen ihre so wohl mündlichen, als schriftlichen Erklärungen zu beweisen, nach welchen die Gesetzgebung keinesweges befugt seyn sollte, die Güterbesitzungen der Staatsbürger gegen einander auszugleichen, das Privat-Eigenthum aufzuhe-

ben, oder alle Habe gemeinschaftlich zu machen. — So viel mußten wir sagen, damit die Sache der Levellers bei Niemanden unter ihrem Nahmen litte.

Schon im Jahre 1647, ehe noch der König aus den Händen der Parlaments-Armee nach der Insel Whigt entflohen war, hatten sich die unter derselben befindlichen Levellers gegen einen nachtheiligen Vergleich mit dem Könige erkläret, welchen, nebst andern Häuptern, der große Heuchler Oliver Cromwell, der den Eifer für die gute allgemeine Sache schändlicher und gefährlicher, als je ein Sterblicher nur immer zu lügen beflissen war, zu Erreichung selbstsüchtiger Endzwecke zu schließen getrachtet hatte. Damahls aber hatte die kühne Entschlossenheit dieses Mannes durch unerwartete und übereilende Gewaltthaten die Parkei in Schrecken gesetzt, und zu schweigendem Gehorsam gezwungen. Ob nun gleich der Vertrag nicht zu Stande kam, und Cromwell Ton und Geberde umwandeln mußte, so wußte er dennoch seine That dem Parlamente als glückliche Unterdrückung einer gefährlichen Meuterei vorzustellen, und durch Zustimmung seiner Anhänger sich die höchsten Lobsprüchungen desselben dafür zu erheucheln.

Nach den Veränderungen aber, die seit kurzen so wohl in Ansehung des Königs, als des Parlamentes, vorgegangen waren, erhoben die Levellers ihre Häupter von neuem,

und erklärten laut ihr Mißfallen so wohl an der oligarchischen Staatsverfassung, als an der ungetheilten Gewalt, welche das Parlament sich angemaßt hatte. Schon unmittelbar nach dem Beschlusse desselben, gegen das Leben des Königs zu verfahren, hatten der berühmte General, Lord Fairfax, und der Officierrath von der Armee dem Hause der Gemeinen eine von verschiedenen Artikeln begleitete Bittschrift für eine neue Staatsgrundverfassung überreichen lassen. Sie hatten verlanget, die oberste Gewalt sollte in den Händen einer Versammlung von vier hundert Stellvertretern des Volkes seyn. Diese sollten alle zwei Jahre von den Grafschaften, Städten und Flecken nach einem gleichern Verhältniß mit der Anzahl der Wahlmänner, als das bisherige, gewählt werden. Alle Eingeborenen und Eingebürgerten England's, die kein Almosen, oder Dienerlohn empfingen, sollten ein Stimmrecht zur Wahl haben. Kein Mitglied eines Staatsrathes, kein Officier besoldeter Truppen zu Hause oder im Felde, kein Cassier oder Einnehmer öffentlicher Gelder sollte, als solcher, fähig seyn, zum Stellvertreter gewählt zu werden. — Diesen Hauptpuncten waren noch einige schickliche Einschränkungen der obersten Gewalt, einige Maßregeln der Vorsicht gegen die Anhänger des Königs, welche zu der ersten und zweiten Stellvertretung mitzustimmen hatten, und endlich auch Vorschläge zur Begründung religiöser

Freiheit beigefüget. Die Schrift führte den Titel: „Die Übereinkunft des Volkes,„ und war gleichen Inhalts mit einer andern Übereinkunft, womit die Levellers schon ehedem hervorgetreten waren.

Ähnliche Vorstellungen und Bittschriften vermehrten sich nach der Hinrichtung des Königs. Allein das Parlament, von der Geschichte das lange genannt, verrieth nicht die mindeste Neigung, die gewaltige so lange gespielte Rolle aufzugeben und aus einander zu gehen, ob dieses gleich nach den Vorschlägen der Armee am letzten April-Tage, 1649, geschehen sollte. Vielmehr fiel es mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens über diejenigen her, die es wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Der Partei gebrach es gleichwohl nicht an Muth und Standhaftigkeit. Lilbourn und noch drei Häupter derselben waren wegen einer Flugschrift: „England's zweite Ketten,„ eingezogen. Eine Bittschrift, unterzeichnet von zehn tausend Personen, beschwerte sich über den willkürlichen Einfluß von drei oder vier Großen bei der Armee auf die oberste Nationalgewalt, und verlangte, daß die Regierung von ihrem gesetzwidrigen Verfahren gegen die Eingezogenen abstehen sollte. Sie wurde von einer weiblichen Bittschrift gleichen Inhalts begleitet. Lilbourn und seine Geführten hatten sogar noch in ihrer Gefangenschaft die Kühnheit, eine Erzählung von dem, was zwischen ihnen und dem Staats-

rathe vorgegangen war, nebst einem neuen Konstitutions-Entwurfe, unter dem Titel: „Übereinkunft des freien Volkes von England,“ drucken zu lassen. Dieser Entwurf zeichnete sich vor allen andern aus, und enthielt Ideen zu Abstellung mancher Mißbräuche, die England noch bis auf den heutigen Tag drücken. Allein alle diese und ähnliche Bewegungen vermochten die Regierung nicht, mildere und billigere Maßregeln zu nehmen. Man verfuhr mit Einkerkerungen, militärischen Leibes- und sogar Todesstrafen, selbst gegen bloße Bittsteller, als wären sie Aufwiegler. Ein solches, dem Freiheitsgeiste so sehr widerstrebendes Verfahren reizte die Levellers, sich bis auf fünf tausend, größten Theils alte geübte Krieger zu Burford zu versammeln. Diese Vereinigung hätte der Regierung sehr gefährlich werden können, wenn die Mißvergnügten nicht durch Cromwell's Versicherung, daß den Feindseligkeiten gegen sie noch Anstand gegeben werden sollte, sich hätten hintergehen lassen. Denn unvermuthet ließ der wortbrüchige Heuchler mit einer ungleich stärkern Anzahl seiner Truppen sie überfallen, und bewirkte dadurch ihre gänzliche Niederlage.

Die schnelle Zerschmetterung einer so muth- und kraftvollen Gegenpartei bekleidete die neue Regierung mit Glanz und Schrecken. Bald fühlte sie sich nun stark genug, den Stürmen, die in Irland tobten, mit Nachdruck Stillschwei-

gen und Gehorsam zu gebiethen. Um aber die Größe des Geschäftes, das hier zu vollbringen war, gehörig zu beurtheilen, müssen wir einen Schritt in die Vergangenheit zurück thun, und die bisherige Lage der öffentlichen Angelegenheiten daselbst mit einigen Zügen darstellen.

Die Urbewohner Irland's lebten bis auf sehr neue Zeiten heraus als rohe Barbaren, ohne Cultur, ohne eine der Menschheit würdige Staatsverfassung. Entblößt von nützlichen Kenntnissen und Künsten, zersplittert in mehrere einzelne Stamm- und Geschlechthaufen, wurden sie willkürlich von Oberhäuptern beherrscht, die auf Lebenszeit aus dem Vornehmern ihrer Gauen gewählt wurden. Nichts, weder ihre Ländereien, noch Wohnungen, weder ihre Weiber und Kinder, noch selbst ihre Personen, gehörten ihnen eigenthümlich. Mit allen konnte das Oberhaupt nach unumschränktem Belieben schalten; und was es konnte, das that es. Über einem solchen Volke brüteten noch dazu papistischer Aberglaube und Bigotterie mit erstickenden Flügeln.

Die größten Theils durch Englische Privatunternehmer vollbrachte Eroberung Irland's für die Britische Krone mußte daher wohl seinen übelberathenen Einwohnern zu großem Glücke gereichen. Schwärmte gleich die Menge neuer Ansiedelungen den rauhen, bisher so sehr verwahrloseten Boden, so wurde ihnen doch dieser Verlust durch Unterricht im

Land- und Hausbau, in Manufacturen und andern Künsten der Gesittung, vornähmlich aber durch eine den Menschenrechten und allgemeinen Ansprüchen auf Wohlseyn gemäßere Staatsverfassung reichlich vergolten. So blind aber war ihre Vorliebe für den alten ehrlosen Zustand, — eine an entadelten Sclaven, leider! so häufige Erscheinung, — so boßhaft ihre Sehnsucht über die durch Kunst und Fleiß veredelten Besitzungen der eingewanderten Engländer, so vernunftlos ihr Haß gegen den, unter diesen bald ziemlich allgemein ausgebreiteten Protestantismus, daß sie nicht selten gegen die Britische Oberherrschaft sich zu empören versuchten. Dennoch war dieß im Ganzen kein Hinderniß einer gerechten und edelmüthigen Behandlung nach Englischen Gesetzen, wenn gleich die Statthalter zwischen durch sich einzelne Abweichungen hievon erlauben mochten. Die Ausübung der Römisch-katholischen Religion wurde nicht nur geduldet, sondern sogar auf mancherlei Weise begünstigt, da die Könige aus dem Hause Stuart den Grundsätzen derselben keineswegs abgeneigt waren.

In den neuesten Zeiten, und als der Kampf zwischen Despotismus und Freiheit unter Karl I. bereits begonnen hatte, stiegen, durch mancherlei Umstände befördert, die Begünstigungen so hoch, daß den Irländern in Ansehung weltlicher und geistlicher Freiheit, und des daraus entspringen-

den Segens des Wohlstandes, des Friedens und der Sicherheit kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. Handel und Manufacturen blühten; Staatsauflagen und Beiträge waren dem glücklichen Volke kaum dem Nahmen nach bekannt; die Natur, unterstützt von der fleißigen Kunst, schmückte den fruchtbaren Boden mit neuer Schönheit; und den Genuß aller dieser Wohlthaten würzte das Bewußtseyn der Dauer, welche das Gesetz ihm verliehen hatte. Alle Bewohner Irland's, die alten so wohl, als die neuen, die Katholiken nicht minder, als die Protestanten, waren gleiche Theilnehmer dieser Vortheile. Gemeinschaftliches Interesse lockte nunmehr zur Eintracht; geselliger Umgang, Heirathen, Verschwägerungen kamen gegen die lange Trennung und Feindseligkeit der Gemüther zu Hülfe. Denn vernichtet waren die alten Gesetze und Vorurtheile, die dergleichen den Engländern um deßwillen untersagten, damit sie nicht von der Irländischen Barbarei angesteckt würden. Alles schien sich in ein einziges, verwandtes, glückliches und zufriedenes Volk zusammen zu schmelzen.

Das wäre es wirklich gewesen und geblieben, hätte nicht unduldsame, ehr- herrsch- und habsüchtige Pfafferei, diese Mordpest der menschlichen Gesellschaft, den Segen in Fluch verwandelt. Durch sie verleitet, faßten zuerst ein gewisser Roger More, arm an Vermögen, aber aufgeblasen von

Hochmuth wegen alter vornehmer Abkunft, und Owen O'Neal, Oberster eines Irländischen Regiments in Spanischen Diensten, den Anschlag, die Engländer, besonders die Protestanten, aus Irland zu vertreiben, und das Reich von England ganz unabhängig zu machen. Sie theilten ihren Entwurf zuvörderst zwei andern liederlichen Abenteurern, dem Lord Macguire und Sir Phelim O'Neal, hierauf aber allen alt Irländischen Oberhäuptern mit, die denselben sogleich annahmen, als sie hörten, daß Owen O'Neal funfzehn Tage nach dem Aufstande mit seinem papistischen Regimente zu ihnen stoßen würde. Über dieß versicherte More: Die papistischen Engländer eines gewissen Bezirkes, der Pfahl, (the Pale,) genannt, würden mit ihnen seyn; die Irländischen Officiere würden sie mit Arm und Schwert, der Pabst aber mit Geld unterstützen; der Cardinal Richelieu habe mächtigen Beistand von Frankreich, und der Spanische Gesandte Hülfe von Spanien aus versprochen. Es wurde daher beschlossen, daß Einige sich des festen Schlosses zu Dublin bemächtigen sollten, indessen die Übrigen die Schlösser und festen Plätze in den Provinzen wegnähmen. Am 22. October, 1641, als dem Tage der Ausführung, war Dublin mit Verschworenen erfüllt. Die Brittische Regierung daselbst, welche damahls von zwei Personen, Sir William Parsons, und Sir John Borlasse, unter dem Titel: Rich-

ter, (Lords Justices,) versehen wurde, hatte zwar von einem großen Unternehmen, womit die Irländer schwanger gingen, entfernte Winke erhalten, allein, getäuscht durch den Anschein der echtesten Harmonie zwischen Papisten und Protestanten, derselben nicht geachtet. Ein Irländischer Protestant, Nahmens O'Connolly, verrieth endlich das ganze ihm anvertrauete Geheimniß noch so eben vor der Ausführung. Die Richter retteten sich sogleich auf das Schloß, verstärkten Besatzung und Wachen, und ließen Lärm in der Stadt schlagen. Zwei von den Rädelsführern, Macguire und Macmahon, wurden ergriffen. Das Geständniß eines allgemeinen Aufstandes und Mordes wurde von diesen Bösewichtern erpreßt, früh genug zwar, um Dublin noch zu retten, allein zu spät, die Ausführung in den übrigen Provinzen zu hemmen. Sir Phelim O'Neal und die übrige höllische Bande vollbrachten mit einer barbarischen Pünctlichkeit die Gräuel, wozu sie sich verschworen hatten. Man bemächtigte sich der Personen, der Wohnungen, der Herden, kurz aller Habe der Engländer. Dann erfolgte ein allgemeines entsetzliches Blutbad. So wenig des Vornehmen, als des Geringen, so wenig des Kindes, als des Greises, so wenig des Weibes, als des Mannes wurde geschont; über Alles schwang die fanatische Wuth ihr Mordschwert. Umsonst beriefen sich die unglücklichen Schlachtopfer auf die

heiligen Bande der Menschlichkeit, der Gastfreundschaft, der Blutsvermischung; umsonst auf die holden Pflichten des geselligen Umgangs. Nachbarn, Haus- und Tischgenossen, Freunde, Verwandte versagten nicht nur Schutz und Rettung, sondern erhoben ihre Hände selbst zu den Streichen des Todes. Umsonst flehte der fromme Sohn für seinen dem Tode geweiheten Vater; er selbst wurde in seiner Blüthe geopfert. Umsonst suchte die liebende Mutter für ihre hülflosen Kinder das eiserne Herz des Mörders zu erweichen. Diese wurden vor ihren Augen erst abgeschlachtet, und dann erfuhr sie eben dasselbe Schicksal. Das Weib, wehklagend um den zerstümmelten Gatten, erlitt einen nicht minder schrecklichen Tod, als den, welchen sie bejammerte. — Bei bloßem reinen Morde blieb es nicht. Grausamer Muthwille schuf ihn zu einem Spiel um, das die Phantasie eines Teufels nicht empörender hätte ausfinnen können, zu einem Spiele, woran sich selbst Weiber und Kinder theilnehmend ergetzten. Denn Pfaffen stellten die Ermordung der Engländer als das verdienstlichste Werk, als das sicherste Verwahrungsmittel gegen das künftige Fegefeuer dar; Pfaffen ermahnten das Volk mit thränenden Augen, das Land von diesen erklärten Feinden des Christ-katholischen Glaubens zu säubern. Kein Sacrament wollten sie mehr ertheilen, wofern irgend Jemand geschont würde. Auf diese Weise

konnten sich die Mörder der Menge ihrer Erschlagenen rühmen, und ihren Schritt aus diesem Leben für den nächsten in's Himmelreich halten. Ein Abt konnte sagen, er wollte nicht des Himmels Gnade, sondern nur seine Gerechtigkeit für den glücklichen Erfolg der blutigen Unternehmungen seiner Glaubensgenossen anrufen.

Ungern reget zwar die Geschichte das Andenken an Gräuel auf, welche das Moos des Alterthumes nunmehr bedecket; ungern peinigt sie damit fühlende Menschenherzen in mildern Tagen der Aufklärung und Duldung. Allein ein würdiger und grosser Zweck gebeuth ihr, diesen allgemeinen zu flachen Umriß jener Mordscenen noch mit einigen Pinselstrichen zu erheben. Das Ungeheuer, welches solche Unthaten in Irland, wie in so vielen andern Ländern des Erdbodens gebar, ist heute noch keinesweges gänzlich vernichtet, sondern von der Fackel der Vernunft nur in das Dunkel seiner Höhle zurück gescheucht. Schweigend lauert es daselbst so lange, bis es seinen, jetzt nur etwas behuthsamer predigenden Aposteln gelinget, die heiligen Nahmen der Aufklärung, der Duldsamkeit, der Freiheit und des Menschenrechtes bei den Achtlosen, den Schwachsinnigen, den Engbrüstigen durch Blasphemieen lächerlich oder verhaßt zu machen, damit des himmlischen Lichtes und Feuers nicht mehr so sorglich gepflegt, und unter dem Schleier der heran schlei-

chenden Nacht die Menschheit desto bequemer wieder an geistliche und weltliche Tyrannei verrathen werden möge. Daher treibt hier die Geschichte nicht ein Spiel des müßigen Pinsels, sondern ein ernstes Geschäft, die Guten zu warnen, und die Bösen wo möglich zu schrecken.

Einige tausend Engländer und Protestanten wurden in ihren Häusern verbrannt; andere nackend mit Schwertern und Spießen vorwärts in Ströme gestachelt. Manche wurden gefesselt in Grüfte geworfen, um mit Muße daselbst zu sterben; manche mußten verstümmelt an den Heerstraßen unter freiem Himmel verschmachten. Sanft und süß starben diejenigen, die nur gehängt wurden. Dagegen aber wurden auch wieder andere lebendig begraben. Dieses entsetzliche Schicksal traf sogar ein armes kleines Kind, welches, da es zu seiner todten Mutter in's Grab gestoßen wurde, mit seinem: „Mutter, Mutter, hilf mir!„ das Herz seines Mörders nicht zu rühren vermochte. Einige wurden am ganzen Leibe zerfleischt an Tuchrahmhaken aufgehänget; Einige mit Stricken um den Hals über Stock und Stein, durch Morast und Pfützen zu Tode geschleift; Einige bei den Armen aufgehänget, und alsdann zerschnitten und zerfetzt, um zu sehen, wie viele Wunden ein Engländer ertragen könnte. Manche wurden lebendig aufgeschnitten, so daß die Eingeweide auf ihre Füße herab rollten. Alle diese Grausamkei-

ten wurden an Kindern von jedem Alter verübt, und manche Schwangern erfuhren ein gleiches Schicksal. Kinder zwang man, ihre kranken oder bejahrten Aeltern zur Schlachtbank herbei zu schleppen. Manche Angesehene trieben die Bosheit so weit, ihren Gefangenen mit der Hoffnung des Lebens zu schmeicheln, wenn sie ihre Hände mit dem Blute ihrer nächsten Verwandten besudeln wollten. So wurden Kinder verleitet, an ihren Aeltern, Weiber an ihren Männern, Mütter an ihren Kindern zu Henkern zu werden, und nach vollbrachter Unthat verloren sie dennoch ein Leben, das sie für einen so grässlichen Preis zu erkaufen gesucht hatten. Kinder wurden in Kesseln gesotten; einige Elende lebendig geschanden; andere zu Tode gesteinigt. Manche dienten, nach ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Ohren, Nasen, Wangen und Händen, ihren höllischen Feinden zur Augenweide. Einige wurden bis an den Hals in die Erde gegraben, und so einem langsamen Tode geweihet. Ein protestantischer Geistlicher wurde in einem Fasse, mit eisernen Nägelspitzen ausgeschlagen, zu Tode gerollet. Aeltern wurden vor den Augen ihrer Kinder, Kinder vor den Augen ihrer Aeltern gebraten. Wenn Einige am Rande des Todes noch ein kurzes Gebeth zu wimmern versuchten, so konnten die Barbaren des Unglücklichen, als eines Furchtsamen, spotten, und sagen: Diese Qualen wären nur ein Vorspiel ihrer baldigen ewigen Pein.

Wenn Manche, geschreckt durch den Anblick so entsetzlicher Martern, ein Römisch-katholisches Bekenntniß ablegten, so hieß es: Nun ständen sie in gutem Glauben; um aber ihren Rückfall zu verhüthen, sey es gut, sie sogleich abzuwürgen. Die, welche den Mörderfäusten entsprangen, wurden mit Hunden zu Tode gehetzt. Nicht das Schmerzgeschrei der Unglücklichen, nicht die Todesangst ihrer Seelen, nicht die Zuckungen der Verzweifelung vermochten die Wuth der Barbaren zu besänftigen. Der letzte Mordstreich wurde gemeiniglich noch mit der Verwünschung begleitet: „Deine Seele zum Teufel!„ Der Gefahr einer allgemeinen Verpestung zum Trotze, verweigerte man hartnäckig sogar die Beerdigung der zerfleischten Leichname. — Die Zahl der also Gemordeten läßt sich nicht allenthalben genau bestimmen. Allein nach den eigenen Angaben der Rebellen fielen bloß in der Provinz Ulster ein hundert und vier und funfzig tausend Engländer und Protestanten. —

Menschen waren indessen nicht die einzigen Gegenstände dieser schrankenlosen Wuth. Auch die bequemen Wohnungen und prächtigen Gebäude derselben wurden entweder verbrannt, oder niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Ihr Vieh, obgleich nun die Beute der Mörder, wurde, weil es Ketzern gehört, entweder sogleich getödtet, oder, mit Wunden bedeckt, in Wälder und Einöden gejagt, um langsam da-

ſelbſt zu verſchmachten. Wenn man auch gleich von einigen dieſer armen Thiere Gebrauch machte, ſo ſchnitt man ihnen doch lebendig die Flechſen entzwei, riß ihnen das Fleiſch von den Schenkeln, und unterhielt ſie ſo drei bis vier Tage in ihrem Martern.

In den übrigen Provinzen außer Ulſter wurde zwar nicht ganz ſo unmenſchlich gewüthet; doch fehlte es auch da nicht an blutigen und grauſamen Thaten. Man warf die Engländer aus ihren Häuſern und beraubte ſie aller ihrer Habe. Ihre Pflanzungen wurden verwüſtet, ſie ſelbſt aber, nackend ausgezogen, allem Ungemache der rauheſten Witterung überliefert. Der größte Theil der Menge, die dieſe Behandlung erfuhr, und nicht von Kräften des Alters, des Geſchlechts, oder der Leibesbeſchaffenheit außerordentlich empor gehalten wurde, kam vor Hunger und Kälte um. Viele von denen, die Dublin noch erreichten, erkrankten von dem vielen erlittenen Ungemach, und ſtarben, ſo viel auch auf ihre Rettung verwandt wurde. Andere, von lebhafterem Gefühle, gekränkt von den beſtändigen Erinnerungen an ihr Schickſal, aus einem Zuſtande des Überfluſſes zur bitterſten Armuth herabgeſtoßen zu ſeyn, und noch dazu Ältern, Gatten, Gattinnen und Kinder eingebüßt zu haben, überließen ſich der Verzweiflung, ſchlugen alle Hülfe aus, und verlangten nichts, als den

Tod, als das einzige Labsal für das Übermaß so mannigfaltiger Leiden.

Die glückliche Rettung eines Hauptplatzes, wie Dublin, wendete wenigstens den gänzlichen Untergang der Engländer und Protestanten in Irland ab. Seine Mauern boten allen denjenigen einen Zufluchtsort dar, denen es gelang, der Wuth ihrer Verfolger zu entrinnen. Obgleich die damahlige Macht der Englischen Regierung in diesem Königreiche sich nicht über drei tausend Mann belief, so wurde doch die Besatzung durch Annahme der muth- und kraftvollsten Flüchtlinge bald bis auf vier tausend Mann vermehrt; und die sonst hin und wieder zerstreueten Corps der Armee, welche von den Rebellen nicht ganz abgeschnitten waren, wurden zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert. Ein ansehnlicher Vorrath von Kriegsbedürfnissen, der unter der Statthalterschaft des bekannten, vor kurzen hingerichteten Straffords zu Erreichung tyrannischer Absichten der Krone daselbst zusammen gebracht war, diente jetzt, die Schutzmittel der Freiheit und der protestantischen Sache in Irland zu vermehren. Geld war zwar sehr wenig im königlichen Schatze vorräthig; allein auf Vorstellung der Staatsbeamten versah das Volk bald das Schloß so weit mit Lebensmitteln, daß sie zum Unterhalte der Armee auf mehrere Monathe hinreichten. Sir Charles Coote, ein eifriger Protestant, und

Sir Francis Willoughby, ein alter erfahrner Krieger, wurden zu Befehlhabern, jener der Stadt und dieser des Schlosses zu Dublin bestellt. Sechs hundert Mann wurden zur Unterstützung der von den Rebellen belagerten wichtigen Festung Droghede zwar abgesendet; allein durch Verrätherei der papistischen Engländer von dem Pfahle, die zwar heimlich der Rebellion wohl wünschten, aber sich doch noch nicht öffentlich erklärt hatten, von den Rebellen plötzlich überfallen, und, als neu angeworbene noch ungeübte Krieger, gänzlich niedergemacht. Dieser Sieg verschaffte den Rebellen nicht nur mehr Waffen, sondern auch Ansehen. Ihre Anzahl wuchs so fürchterlich an, daß die Richter bald alle Gedanken an einen angreifenden Kampf fahren lassen, und bloß auf die Vertheidigung der Hauptstadt bedacht seyn mußten.

So bald die ersten Nachrichten von diesem Aufstande England erreichten, säumte das dasige Parlament nicht, dienſame Beschlüsse zu fassen, damit die Flamme sich nicht weiter verbreiten, und besonders nicht auch England ergreifen möchte. Auch der König, der sich gerade in Schottland befand, gab sich ein gegenwirkendes Ansehen, indem er die Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterstützung ihrer eigenen Colonie in Ulster abzusenden, und eine Commission anzuordnen, welche mit dem Englischen Parlamente über die Bedingungen einer gemeinschaftlichen Kriegsführung

gegen die Rebellen unterhandeln sollte. Allein die Bemühungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffentlichen Erklärungen der Rebellen einen sehr nachtheiligen Verdacht gegen ihn erweckten. Sie nannten sich nähmlich selbst die Armee der Königinn, und gaben vor, wie sie ihren großen Anhang so wohl in England, als Schottland hätten, wie sie die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als um die von einem puritanischen Parlament angetasteten Gerechtsame der Krone, mit Genehmigung des Königs und der Königinn, zu verfechten. Sie zeigten sogar eine Vollmacht unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welcher ihnen aufgetragen war, sich nicht nur der festen Plätze des Königreiches, sondern auch des Vermögens und der Personen der Englischen Protestanten zum Besten des Königs zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht sich ausdrückte, die protestantische Partei nicht eben so heftig in Irland, als in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftsteller von großem Gewicht und Ansehen haben zwar die Wahrheit des rebellischen Vorgebens, so wie die Echtheit dieser Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln gesucht; allein es hat auch nicht an Schriftstellern von großem Gewicht und Ansehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe sehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieses Königs, wenn man sein bei

ſo vielen andern Gelegenheiten ſichtbares Streben nach Deſpotie, und vollends ſein nachmahliges Betragen in Rückſicht auf die Irländiſchen Angelegenheiten erwägt, ſo kann man ihn wohl wenigſtens nicht frei ſprechen, geſetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweiſen. Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß ein von ſo entſetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papiſten unternommen, die Gemüther der Proteſtanten um ſo mehr mit Grauſen und Abſcheu erfüllen mußte, je empfänglicher ſie hierzu durch das Betragen dieſer Secte von Alters her waren. Das Anſehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige ſichere Schutzwehr gegen die Schreckniſſe papiſtiſcher Complotte und Gewaltthaten erſcheinen. Sie mußten der Meinung ſeyn, daß eine der Hofpartei dem Anſehen nach ſo günſtige Rebellion unmöglich durch eben dieſe Partei unterdrückt werden könne, und daß daher das Parlament die einzige Macht im Staate ſey, welcher die Sache der Religion und Freiheit mit Sicherheit anvertrauet werden dürfe. Bei einer ſolchen Stimmung des Publicums mußte es dem Parlament auch gelingen, eine Äußerung des Königs, wie er die Sorge für Irland dem Engliſchen Parlament überlaſſe, ſogleich als eine unumſchränkte Vollmacht zur alleinigen Kriegesführung an-

zusehen, und so auf Ein Mahl der Krone denjenigen Theil der vollziehenden Gewalt zu entziehen, vor welchem man unter diesen Umständen die allgemeinste Furcht hägte. Karl, so sehr er auch wohl wußte, was man ihm nahm, hielt es dennoch nicht für rathsam, sich offenbar zu widersetzen, um nicht den Verdacht zu rechtfertigen, den die unvorsichtigen und voreiligen Offenbarungen der Rebellen gegen ihn aufgeregt hatten.

So sehr auch dieser Eingriff des Parlaments in die Gerechtsame der Krone die protestantische Religion und die Freiheit gegen noch härtere Einbußen in England und Schottland sicher stellen mochte, so wenig gewannen selbige doch hierdurch für's erste in Irland gegen die fanatische Wuth ihrer Verfolger. Gesetzt auch, Karl war nicht der Anstifter dieser Empörung, so ließ sie sich dennoch zu seinen Absichten allzu gut nützen, um nicht gar bald ihr geheimer Gönner zu werden. Was für herzhafte und viel versprechende Beschlüsse daher das Parlament auch auf die immer schauderhafter heranströmenden Nachrichten faßte, so wußten der König und seine Anhänger die Ausführung derselben doch größten Theils entweder zu verzögern oder zu vereiteln. So hätte, um nur Einiges hierüber anzuführen, sehr leicht und mit geringen Kosten ein Heer von zehn tausend Schottländern nach Irland gesandt werden können. Die Schott-

länder hätten diese Hülfe selbst angeboten; das Haus der Gemeinen in England hätte selbige anzunehmen beschlossen; und es kam nur noch darauf an, den Handel hierüber völlig abzuschließen. Allein der König, der diese Rebellion zum Werkzeuge seiner tyrannischen Absichten gegen die religiöse und bürgerliche Freiheit des ganzen Staats zu machen gedachte, drang sehr ernstlich darauf, daß wenigstens eine gleiche Anzahl Truppen auch von England aus hinüber geschickt würde, unter dem sonderbaren Vorwande, daß die Schottländer sich des Königreiches bemächtigen würden, so bald sie die Eingeborenen unterjocht hätten. Diesen Vorwand geltend zu machen, wußte er im Oberhause, besonders durch die geistlichen Herren, die Mehrheit der Stimmen auf seine Seite zu bringen. Nichts konnte das Haus der Gemeinen mehr in Verlegenheit stürzen, als eine solche Widersetzung. Denn entweder mußte das protestantische Interesse in Irland aufgeopfert werden, und das Haus der Gemeinen in die übele Nachrede gerathen, daß es selbst den Beistand verhindert hätte, oder es gerathen, wenn man dem Vorschlage des Königs nachgab, Religion und Freiheit in Gefahr, indem man eine große Kriegesmacht errichtete, welche fast unvermeidlich unter den Befehlen und der Anführung ausgemachter Creaturen der Krone gestanden haben würde, von deren religiösen und bürgerlichen Grundsätzen

faſt noch mehr, als man den Geſinnungen der Papiſten zu fürchten war. Denn ſchon ſeit dem erſten Anfange der Rebellion war der bekannte nachmahlige Marquis von Ormond, ein Zögling der höfiſch geſinnten Strafford und Laud's, deſſen ganze politiſche Weisheit und Tugend in dem engen Bezirke perſönlicher Ergebenheit gegen den König ſich einſchränkte, und welcher noch dazu mit vielen Häuptern der Rebellion in enger Verbindung ſtand, zum Befehlshaber aller Truppen in Irland beſtimmt. Bei ſo drohenden Gefahren mußten die Gemeinen, um größern Nachtheil abzuwenden, lieber ihre Popularität auf das Spiel ſetzen, und, ungeachtet des Geſchreies und der boshaften Ausſtreuungen der Hofpartei, nicht allein das Anerbiethen des Königs, zehn tauſend Mann Freiwillige für Irland anzuwerben, mißbilligen, ſondern auch, als die Trommeln geſchlagen und Soldaten eingeſchrieben wurden, das Vorhaben wirklich dadurch hemmen, daß ſie den Oberſten Hill und andere Officiere dafür in Verhaft nahmen, daß ſie in einer ſo wichtigen Sache ohne Wiſſen und Willen des Parlamentes zu Werke gegangen wären. Das große Anſehen, welches ihnen bereits ihre von Gemeingeiſt beſeelten Maßregeln erworben hatten, und die Stimmung des Zeitalters ſchützten ſie vor dem öffentlichen Unwillen. Ihre Partei war glücklich genug, dem Volke richtige Vorſtellungen hierüber beizubringen, ſo daß eine Peti-

tion der Bürger von London ausdrücklich erklärte: Wie die Halsstarrigkeit der Lords die Gemeinen außer Stand setze, Irland mit mehr, als 20,000 Pfund Sterling, die nebst zwei oder drei Regimentern Fußvolk und einigen andern Kriegsbedürfnissen gleich Anfangs abgesendet waren, zu Hülfe zu kommen. Endlich erlangte man denn doch von dem Oberhause die Einwilligung, daß wenigstens 2500 Schottländer einstweilen und bis der Vertrag mit Schottland wegen der zehn tausend Mann zu Stande gebracht werden könnte, nach Irland übergehen sollten. Allein der König suchte auch die Ausführung dieses Beschlusses zu verzögern. Denn gegen eine der Bedingungen des Vertrages, daß den Schottländern Carrickfergus, der beträchtlichste Seehafen in Nord-Irland, eingeräumet werden sollte, stellte er den scheinbaren Einwand auf, daß man dadurch bloßen Hülfstruppen zu viel anvertrauete. Allein die Gemeinen, welche die Festungen für weit sicherer in den Händen der Schotten, als einer dem Könige ergebenen Armee hielten, achteten nicht darauf, und schritten dennoch zum Abschlusse des Vertrages. Der König, gedrängt so wohl von den Gemeinen, als den Schotten, die sich mit Recht für gekränkt ausgeben konnten, wenn er auf seine eigenen Unterthanen und Landsleute nicht wenigstens eben so viel Vertrauen, als das Parlament von England, setzen wollte, mußte endlich, wiewohl unwillig, nachgeben,

um nicht einen allgemeinen Unmuth wegen verzögerter Hülfe für Irland gegen sich zu erwecken.

Unter so mannigfaltigen Hindernissen, welche die immer zunehmenden Mißhelligkeiten zwischen Hof und Parlament einer Hülfsleistung von gehöriger Kraft und Wirksamkeit entgegen setzten, mußte nothwendig die Rebellion immer weiter gedeihen, und besonders dadurch furchtbar werden, daß alle Irländischen Papisten sich in einen Körper vereinigen und organisiren konnten. Die meisten festen Plätze von Nord-Irland geriethen in ihre Gewalt. Sie konnten Drogheda, eine wegen der Nachbarschaft von Dublin wichtige Festung, belagern, und so bald nur diese erobert wäre, die Hauptstadt mit einem gleichen Schicksale bedrohen. Die Richter, auf ein bloß vertheidigendes Verfahren eingeschränkt, suchten zwar durch Glimpf und Besänftigung der Gemüther dem drohenden Unheil entgegen zu arbeiten. Gleich Anfangs, ehe die Nachrichten von den allzu großen Gräuelthaten England erreicht hatten, waren sie vom dasigen Parlament im Nahmen des Königs bevollmächtigt worden, allen denjenigen Verzeihung anzubiethen, welche innerhalb einer gewissen bestimmten Zeit zurück kehren würden. Dieß geschah; allein es half nichts. Sie suchten die Römisch-katholischen Engländer von dem Pfahle nicht nur durch süße Worte des Zutrauens, sondern auch dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen Waffen anver-

traueten, daß sie den Vornehmern unter ihnen Stellen und Geschäfte auftrugen, und ihnen Vollmacht ertheilten, den Frieden zu handhaben und das Kriegesgesetz zu vollziehen. Allein auch dieß gelang nur so lange, als bis diese Verräther, längst schon heimlich Mitverschworene, die bequemste Zeit ersahen, sich öffentlich mit den übrigen Rebellen zu vereinigen. Alle Versuche der Richter, sie wieder zurück zu bringen, waren vergebens.

Diese Vereinigung erhob den Aufruhr vollends auf die höchste Stufe eines glücklichen Fortganges. Von allen Seiten her erscholl nun einerlei Stimme. Man habe, hieß es, die Religion, man habe die Gerechtsame des Königs, man habe die Irländische Freiheit, ja selbst Gut, Blut und Leben gegen die Gewaltthätigkeiten eines puritanischen Parlamentes zu vertheidigen. Unter diesem Vorwande erlaubte sich nun das zahlreiche völlig organisirte Corps der Rebellen durch ganz Irland fortgesetzte Plünderungen, Verbannungen und Ermordungen der protestantischen Engländer, so grausam und blutig, als nur immer im Anfange.

Da sie immer ihre persönliche Treue gegen den König im Munde führten, und nur gegen die übrigen Theile der Staatsgewalt Beschwerde vorwendeten, so übersandten die Richter, um die Majestät gegen den Vorwurf der Beförderung einer solchen Büberei zu decken und, nach ihrem Aus-

drucke, die unwissende Menge vor der Verführung zur Theilnahme an der Rebellion unter einem solchen Vorwande zu bewahren, einen Entwurf zu einem Ausrufe, den der König öffentlich ergehen lassen möchte. Zwanzig Exemplare davon, meinten sie, müßten nothwendig, von dem Könige eigenhändig unterschrieben, und bedruckt mit seinem geheimen Siegel, umher vertheilt werden. Keine andere Autorität würde hinreichen, die Rebellen zu überzeugen, daß die Urkunde von ihm herkomme. Das Schreiben, worin es dem Könige so nahe gelegt wurde, sein Mißfallen über das Benehmen der Empörer zu erklären, war an den damahligen Lord-Lieutenant von Irland Grafen von Leicester gerichtet, und konnte daher kein Geheimniß bleiben. Dieser Umstand, wozu auch noch der kam, daß das Haus der Gemeinen um eben dieselbe Zeit erklärte, wie es ein großes Hinderniß der Hülfe für Irland sey, daß die Irländer nicht längst durch öffentlichen Ausruf für Rebellen erklärt worden wären, nöthigte endlich den König, mit einem solchen herauszurücken, worin sie Verräther und Rebellen genannt wurden. Zugleich aber erging auch an den königlichen Buchdrucker ein ausdrücklicher Befehl, nicht mehr, als vierzig Exemplare davon abzuziehen, und bis auf weitere Verfügung nicht ein einziges auszugeben. — Die Rebellen in Irland gaben den Worten dieses Ausrufs gar wenig Glauben, indem sie behaupteten,

der Ausruf sey entweder ganz erdichtet, oder doch dem Könige auf irgend eine Art abgedrungen worden. Sie vereinigten sich daher nur immer fester zu einem einigen groſsen und mächtigen Körper unter dem Nahmen der Römisch-Katholischen Verbündeten von Irland, und verbinden sich mittelst eines feierlichen Bundeseides, die öffentliche und freie Ausübung der papistischen Religion gegen Jedermann, der sich dagegen auflehnen würde, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, dem Könige, seinen Erben und Nachfolgern treu, hold und gewärtig zu seyn, dieselben mit ihrem Vermögen, Leib und Leben gegen alle diejenigen zu vertreten, welche gegen ihre königlichen Personen, Güter, Ehren und Würden etwas unternehmen, und sich mittel- oder unmittelbarer Weise bemühen würden, ihre königlichen Gerechtsame zu schmälern und zu unterdrücken.

Ob nun gleich von England aus nicht mit dem gehörigen Nachdrucke gegen die Rebellen verfahren werden konnte; obgleich die nach Irland gesendeten Schottischen Truppen ihre Rolle nicht zum besten spielten, und, anstatt die Rebellen zu bekämpfen, sich lieber mit Plünderungen beschäftigten; obgleich Zwiespalt und Mistrauen zwischen den Richtern und dem Grafen von Ormond, als Oberbefehlshaber der Englischen Truppen, den kriegerischen Ausführungen der Engländer manches Hinderniß in den Weg legten: so wäre

der Gang ihrer Angelegenheiten gegen die Rebellen doch noch glücklich genug gewesen, indem sie mehrere einzelne Siege und Vortheile über sie erfochten, wäre nicht endlich Owen O'Neal nach einer langen Seefahrt von Dünkirchen rund um das nördliche Schottland in der Grafschaft Donnegal mit einer Anzahl alter kriegserfahrener Officiere, mit seinem eigenen Regiment Soldaten, und einem großen Vorrathe von Waffen und Kriegsbedürfnissen gelandet. Ihm war bald eine noch ansehnlichere Verstärkung an kriegserfahrener Mannschaft, an Waffen und andern Kriegsbedürfnissen auf vierzehn beladenen Schiffen unter Anführung der Obersten Preston, Cullen, Synnot, Plunket und Bourk gefolgt, indem der Cardinal Richelieu bei dieser Gelegenheit alle Irländischen Truppen aus Französischen Diensten entlassen hatte. Diese ansehnlichen Unterstützungen, welchen der Eingang in die Irländischen Häfen besser hätte versperret werden sollen, belebten den Muth und die Kräfte der Rebellen von neuen. Auch noch der Landung thaten die Schotten nichts von dem, was sie gekonnt hätten, um die Bildung regelmäßiger Heere zu verhindern.

Kraft eines Synodal-Beschlusses der Geistlichkeit vom Mai, 1642, kam eine allgemeine Versammlung der Priester- und Laienschaft im October desselben Jahres zu Kilkenny zusammen, und organisirte ihre Rechts- und Staats-Anga-

legenheiten auf folgende Weise. Für jede Grafschaft wurde eine Rathsversammlung angeordnet, bestehend aus Abgeordneten der Barone, oder wo dergleichen nicht waren, aus Personen, gewählt von der ganzen Grafschaft. Von dem Rathe der Grafschaft konnte man an einen Provinzial-Rath, bestehend aus zwei Abgeordneten von jeder Grafschaft, und von diesen wieder an einen obersten Rath appelliren, der aus vier und zwanzig Personen bestand, die alljährlich von der General-Versammlung gewählt werden sollten. So wohl alle bürgerlichen Obrigkeiten, als auch die Generale und deren nachgesetzte Officiere waren diesem Rathe unterworfen, welcher, außer den Ansprüchen auf Ländereien, alle Sachen anhören und aburtheln, auch Alles verfügen durfte, was das Beste der Verbindung betraf. Nur die General-Versammlung konnte seine Beschlüsse aufheben.

Was die Kriegsangelegenheiten betraf, so wurden Owen O'Neale in Ulster, Preston in Leinster, Garret Barry in Munster, und John Bourk in Connaught zu Generalen der daselbst stehenden Armeen bestellt. Um alle Gefahren eines Zwiespalts zu vermeiden, wurde verordnet, daß aller Unterschied und Contrast zwischen Alt- und Neu-Irländern aufgehoben, und jedes Mitglied des Bündes sich durch einen neuen Eid demselben verpflichten sollte. Dieser enthielt Treue und Gehorsam gegen den König; Vertheidigung

der Gerechtsame, der Macht und der Privilegien des Parlaments von Irland und der Grundgesetze des Königreiches; Erhaltung des freien Römisch-katholischen Gottesdienstes durch das ganze Land, so wie auch des Lebens, der Freiheiten, der Güter und Gerechtsame aller derjenigen, welche diesen Eid geleistet hätten; Gehorsam gegen die Befehle des obersten Rathes, und endlich ein Angelöbniß, ohne Einwilligung des Rathes in keinerlei Sache Verzeihung oder Schutz zu suchen, und ohne Zustimmung der General-Versammlung keinen Frieden zu schließen. Es wurden Artikel entworfen, welche darauf bestanden, daß die Römisch-katholische Religion eben so frei und öffentlich, mit eben dem Glanz und Pompe, als vor der Reformation, ausgeübt werden sollte. Alle Einschränkungs- und Strafgesetze gegen die Anhänger des Pabstthums sollten von dem Parlamente widerrufen werden; die Klerisei sollte ihre verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Befreiungen im ganzen Umfange, wie vor der Reformation, nebst allen Kirchen, Pfründen und Nutzungen, so wie die protestantische Geistlichkeit sich derselben vor der Rebellion erfreuet hätte, wieder erhalten. Auf diese Artikel, welche die ganze Reformation vernichteten, und die protestantische Religion gleichsam ganz ausrotteten, sollten die Verbündeten Kraft ihres Eides so lange halten, bis unter Bestätigung des Parlamentes ein dauerhafter Friede zu Stande gebracht

seyn würde. Die Könige von Frankreich und Spanien, der Pabst und der Deutsche Kaiser wurden um fernere Hülfsleistungen ersucht; und an den König und die Königinn von England erging eine Bittschrift um Bestimmung eines Ortes, wo sie mit Sicherheit ihre Beschwerden darlegen, und Seine Majestät ohne Zwang um Abstellung derselben angehen könnten.

Ungeachtet es den Rebellen durch die Unthätigkeit der Schotten, die in der That dem Königreiche zu einer ganz unnützen und dennoch sehr drückenden Last wurden, durch allerlei Irrungen zwischen den Gliedern der Englischen Regierung und des Parlamentes in Irland, die durch die Ränke der höfisch Gesinnten, besonders des seit kurzen zum Marquis erhobenen Grafen von Ormond veranlaßt wurden, und endlich durch das Unvermögen des Englischen Parlamentes, welches wegen des herannahenden und wirklich bald ausbrechenden Bürgerkrieges gegen den König und seine Anhänger genug für Religion und Freiheit in England zu kämpfen hatte, ungeachtet es ihnen durch solche und ähnliche Umstände gelang, sich in eine so gute Verfassung zu setzen, so verrichteten sie dennoch eben keine Heldenthaten gegen die sehr mäßige Macht der Engländer in Irland, und wurden vielmehr zum öftern so wohl aus dem Felde, als auch aus den eingenommenen Festungen heraus geschlagen.

Da aber die Verlängerung des Krieges, da die Verwüstungen, welche das ganze Land so wohl von der Wuth der Rebellen, als von der Kriegspolitik der Engländer erfahren hatte, und endlich die sparsame Zufuhr von England beide Theile in großen Mangel an Lebensbedürfnissen versetzten, so glaubten der König und seine Partei, diese Lage der Dinge, als die bequemste zur Erreichung ihrer Absichten, benutzen zu müssen. Auf Anstiften des geschäftigen Ormond mußte eine beträchtliche Anzahl der vornehmsten Officiere von den Englischen Truppen in einer unterthänig kriechenden Vorstellung sich über ihr Ungemach, ihren Mangel und die geringe Unterstützung beklagen, welche von dem Englischen Parlamente zu erwarten wäre, damit der König nur Gelegenheit bekam, die wackern Leute gnädigst zu bedauern, die Schuld ihrer Drangsale auf seine rebellischen Unterthanen in England zu schieben, und ihnen die stattlichsten Verheissungen auf den Fall zu thun, da er von diesen nicht mehr verhindert würde, das volle Maß seiner Dankbarkeit und Gnade über das Verdienst auszuschütten. Auch die erwähnte Bittschrift der Rebellen-Versammlung zu Kilkenny fand gnädigen Eingang bei Hofe. Der Marquis von Ormond, an der Spitze mehrerer bequemen Commissarien, erhielt im Januar, 1648, unter dem großen Siegel von England den Auftrag, mit den Häuptern der Rebellen, welche die Bittschrift

unterzeichnet hatten, zusammen zu treten, ihre Anträge schriftlich anzunehmen, und selbige an den König nach Oxford zu übersenden. Auch den Richtern wurde durch ein Schreiben vom Hofe aus angesonnen, diesen Commissarien beizustehen, ob dieselben gleich schon bei Übersendung der Bittschrift sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben hatten, wie nachtheilig es dem Interesse des Königs und der Protestanten seyn würde, ihnen zu willfahren. Dem Inhalte des Auftrages gemäß ließen die Commissarien ein Aufforderungsschreiben an den obersten Rath zu Kilkenny ergehen, worauf jedoch zuerst eine sehr hohe und wegwerfende Antwort erfolgte. Allein die Geschmeidigkeit der königlichen Commissarien, und einige Schritte der Herablassung von Seiten der Rebellen brachten dennoch im März eine Zusammenkunft zu Trim zu Stande. Hier wurde den Commissarien eine Schrift überreicht, welche die Beschwerden der Rebellen, ihre Anforderungen, und auf den Fall der Gewährung ein Anerbiethen enthielt, dem Könige mit zehn tausend Mann unter einem erfahrnen Anführer zur Vertheidigung seiner königlichen Gerechtsame zu Hülfe zu kommen. Mit Ausnahme einiger vermeinten Bedrückungen, welche aber gerechte Folgen der Rebellion waren, und einiger wirklichen Beschwerden, die aber Protestanten so wohl, als Katholiken, gemeinschaftlich angingen, und bisher nur wegen des schändlichen Betragens

der letzten nicht hatten abgestellt werden können, war die ganze Bittschrift nichts, als ein langes und ekelhaftes Gewebe offenbarer Unwahrheiten.

Ungeachtet der hohen Anforderungen der Rebellen, ungeachtet der kräftigen Gegenvorstellungen der Richter so wohl, als aller derjenigen Mitglieder der Regierung, welche der Sache der protestantischen Religion und Freiheit wohl wollten, ungeachtet es um dieselbe nichts weniger, als schlecht stand, wußte die geschäftige und schlaue Hofkunst Ormond's dennoch einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Die Rebellen wurden beredet, für jetzt noch nicht so strenge auf der Erfüllung aller ihrer Ansprüche zu bestehen, sondern sich nur erst durch den Waffenstillstand der Last der Schottischen Armee entladen zu lassen, hierauf aber so wohl mit ihrer Macht, als mit den, dem Interesse des Königs ergebenen protestantischen Truppen, in Irland die Übermacht des Parlaments in England zu Boden drücken zu helfen, und solcher Gestalt den König in den Stand zu setzen, ihnen alle ihre Anforderungen ohne irgend eine nachdrückliche Einrede zu bewilligen. Diejenigen, welche sich gegen diese Verhandlung erklärt hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihrer Stellen entlassen und außer Thätigkeit gesetzt; und der Waffenstillstand wurde, für den Preis von 38,000 Pfund zur Kriegsführung gegen die Protestanten in England, unter'm

7. September, 1643, zu Sigginstowe richtig durch Ormond abgeschlossen.

Auf diese Weise gelang es den Irländischen Rebellen, ohne erfochtene Siege im Felde, die Wohnungen, die Ländereien und den ganzen Raub von den ermordeten oder vertriebenen Protestanten in ungestrafter Freiheit zu behalten, in sicherer Ruhe über ihren Planen zur Erstrebung der Oberherrschaft zu brüten, und neue Kräfte so wohl zu Hause zu sammeln, als eben dieselben durch engere Verbindungen mit Auswärtigen zu vermehren. Ihre tapfern Gegenkämpfer gewannen nichts, als die Muße, sich von den Wunden heilen zu lassen, welche ihnen ihre Siege gekostet hatten; und alle die kühnen Unternehmer, welche im Vertrauen auf eine von dem Könige bestätigte Parlaments-Acte gleich Anfangs der Rebellion gewagt hatten, große Summen zu diesem Kriege herzuschießen, um aus den verwirkten Gütern der Rebellen mit ansehnlichem Gewinne dereinst entschädigt zu werden, sahen alle ihre glänzenden Hoffnungen verschwinden. So bittere Empfindungen aber auch dieser so unbefugter Weise geschlossene verderbliche Vergleich bei allen Protestanten der Britischen Reiche, außer etwa denjenigen, welche dem Interesse der Krone anhingen, erweckte, so laut und nachdrücklich sich auch das Parlament von England, mit vollkommenstem Beifalle der Gerechtigkeit und Menschenliebe, in Rück-

TAYLOR INST. OXFORD

sicht auf die so himmelschreiend gemißhandelten Protestanten, dagegen erklärte: so mußte doch alles dieses, vor der Hand, wegen des in England jetzt in vollen Flammen lodernden Bürgerkrieges, ohne Wirksamkeit bleiben.

So viel die papistischen Rebellen auch durch den Waffenstillstand gewannen, so waren sie dennoch die Ersten, die denselben fast in allen Stücken verletzten, so bald der König, zur Unterstützung seines Krieges gegen das Englische Parlament, den größten Theil der protestantischen Macht zurück gezogen hatte. Sie fielen die Schlösser und festen Plätze in den Händen der Protestanten, sie fielen ihre Wohnungen und Herden feindselig an; sie erpreßten große Summen von ihnen, nur für die Erlaubniß des Durchzugs durch ihre Reviere; sie verbothen öffentlich allen ihren Anhängern, den Protestanten Bedürfnisse irgend einer Art zu verkaufen; ja, sie leisteten auch nichts von den versprochenen Zahlungen zur Unterstützung der Armee des Königs. Hätten nicht die Schotten, die sich den unwürdigen Waffenstillstand nicht gefallen ließen, nebst einigen wenigen Engländern, die sich nachher zu ihnen gesellten, noch festen Fuß im Lande behalten, so wäre das ganze Königreich ein Raub der papistischen Pfaffenpartei geworden.

Der König und seine Anhänger, vor allen der Marquis von Ormond, der unmittelbar nach dem geschlossenen Waf-

fenstillstande zum Lord-Lieutenant von Irland beeidigt wurde, waren weit entfernt, das treulose Betragen der Rebellen gebührend zu ahnden. Schmeichelworte und Wohlthaten, selbst auf Kosten der Protestanten, wurden vielmehr an sie verschwendet, um sie ruhig zu erhalten. Ja, Ormond ging in seinem Eifer noch weiter, als der verwegenste Höfling: er suchte den schändlichen Waffenstillstand, wo möglich, in einen noch schändlichern Frieden zu verwandeln.

In dem Vertrage wegen des Waffenstillstandes war den Rebellen nachgelassen worden, ihre Beschwerden dem Könige vorzulegen. Unter dem Vorwande, dieses zu thun, wurden Unterhändler an den Hof nach Oxford gesendet, um vielmehr einen Frieden zu Stande zu bringen. Allein die ersten Vorschläge dazu wurden selbst von des Königs Räthen so ausschweifend befunden, daß sie zurück genommen werden mußten. Andere, die an ihre Stelle traten, hießen zwar so gemäßigt, daß die Irländer gar nicht als freie Unterthanen bestehen könnten, wenn sie nicht angenommen würden; allein auch diese waren noch immer so hoch gespannt, daß sie, wie die ersten, hätten zurück gewiesen werden müssen, obgleich auf den Fall ihrer Annahme dem Könige zehn tausend Mann Hülfstruppen zur Unterdrückung der Macht des Englischen Parlamentes, und bei allen fernern Gelegenheiten des Be-

dürfnisses Aufopferungen von Gut und Blut verheissen wurden.

Gleichwohl hätten vielleicht die Rebellen, und mit ihnen der Hof, ihre Absichten erreicht, wenn nicht folgender Umstand unüberseigliche Schwierigkeiten vorgewälzt hätte. Auf die Nachricht von dem, was zu Oxford im Werke war, that sich eine grosse Anzahl Irländischer Protestanten zusammen, und sendete, ungeachtet des Verbothes der Regierung, gleichfalls Bevollmächtigte nach Oxford, um das protestantische Interesse in dieser gefährlichen Crise wahrzunehmen. Diese begegneten dergestalt jeder Anforderung der Papisten, setzten Alles, was Gerechtigkeit und Staatsklugheit in dieser Sache verlangten, in ein solches Licht, und bewiesen dabei so viel Einsichten und Standhaftigkeit, daß, so wenig auch von Seiten des Königs und seiner Räthe an harten Worten und Sophistereien gegen sie gespart wurde, der Hof sich dennoch nicht unterstand, bei so lauten und gründlichen Einreden, auch nur eine eine einzige der papistischen Forderungen zu bewilligen. Ein Ausschuß des Dubliner Staatsrathes, bestimmt, über die Irländischen Angelegenheiten sein Gutachten zu ertheilen, und absichtlich von der Regierung erwählt, um durch geschmeidige Nachgibigkeit das Friedensgeschäft zu befördern, erfüllte nicht, was man sich von ihm versprochen hatte, sondern vermehrte noch so weit das Ge-

wicht der protestantischen Gründe, daß keiner von des Königs Ministern auch nur den Versuch wagte, dieselben zu heben.

Da indessen dem Könige allzu viel daran lag, mit den Rebellen zu einem für ihn gedeihlichen Schlusse zu kommen, so that er ihnen auf Anrathen seiner Englischen Minister andere gefällige Anerbiethungen, die sich nicht so wohl auf die gegenwärtige Lage der Sachen, als vielmehr auf die vor dem Ausbruche der Rebellion zur Sprache gekommenen Beschwerden der Irländer bezogen. Allein obgleich auch durch diese die Vortheile und die Sicherheit der Protestanten den Papisten fast ganz aufgeopfert wurden, so befriedigten doch dieselben bei weiten nicht die Erwartungen, welche die gegenwärtige Stimmung des Hofes in den Gemüthern der letzten erweckt hatte. Vergebens verschwendete der König Versicherungen, wie er ja unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr thun könnte, vergebens Vorstellungen seiner und ihrer eigenen Gefahr, wenn sie sich für jetzt nicht an seinen Bewilligungen begnügten, vergebens süße Worte und glänzende Verheissungen auf bequemere Zeiten der Zukunft. Alles, was er dadurch erlangte, war, daß die papistischen Abgeordneten einsahen und bekannten, wie der König für jetzt wohl nicht weiter gehen könnte, und daß

sie sich für die Annahme seiner Anerbiethungen bei ihren Glaubensgenossen zu verwenden versprachen.

Da die Räthe des Königs, aus Furcht vor dem öffentlichen Unwillen, es nicht wagen durften, zu einem allzu nachtheiligen und schimpflichen Frieden offenbar mitzuwirken, so wurde die fernere Leitung dieses Geschäftes demjenigen übertragen, der aus Charakter und Interesse fähig war, für die Königsgewalt auch das Äußerste zu wagen. Dieser war der Marquis von Ormond. Ihm trug der König auf, den Waffenstillstand mit den Rebellen noch auf ein anderes Jahr zu erneuern; ihm gab er Vollmacht unter dem großen Siegel von England, einen solchen Frieden, eine solche Vereinigung zu vermitteln, daß der König durch Irland's Beihülfe in den Stand gesetzt werden möchte, alle seine Widersacher, so wohl in England, als Schottland, zu Boden zu schlagen. Ormond ließ es zwar hierauf an seinem Eifer nicht fehlen, und eröffnete zu Dublin Friedensunterhandlungen. Allein die Unnachgiebigkeit der Schottländer, die, vereinigt mit mehrern zu ihnen übergetretenen Offizieren und Soldaten von den Englischen Regimentern, den Krieg ungeachtet des Waffenstillstandes lebhaft gegen die Rebellen fortsetzten; der Abfall einiger Anhänger des Hofes, nähmlich des Lords Inchiquin, Vice-Präsidenten von Munster, und des Lords Esmond, Befehlshabers der Feste Duncannon, die sich wegen

fehlgeschlagener Erwartungen für das Englische Parlament erklärten; die Hartnäckigkeit der Rebellen, die auf ihren ersten übertriebenen Anforderungen bestanden; und endlich die Bedenklichkeiten des Irländischen Staatsrathes, in Ormond's rasche Schritte zu willigen, mußten unstreitig die Vollendung des Geschäftes verzögern. Der König, ungeduldig über diesen Verzug, schritt zu einer sehr sonderbaren Privatunterhandlung mit den Rebellen, und bediente sich hierzu des Lords Herbert, eines sehr eifrigen Papisten, der mit verschiedenen Häuptern dieser Partei in Irland verschwägert war. Versehen mit sehr ausgedehnten Vollmachten unter des Königs Cabinetts-Siegel, welches mit dem großen Staatssiegel für gleichgeltend erklärt wurde, und begleitet von Empfehlungen an den Marquis von Ormond, ihm in seinem Geschäfte beförderlich zu seyn, kam Lord Herbert im Julius, 1645, nach Irland, und am 25. August dieses Jahres kam in der That ein geheimer Vertrag zwischen dem Könige und den Rebellen von folgendem Inhalte zu Stande. Die Katholiken sollten öffentlich ihren Gottesdienst ausüben, und alle seit dem 23. October, 1641, in Besitz genommenen Kirchen behalten dürfen; sie sollten aller wichtigen Aemter, Ehren und Würden, Beförderungen und Erhebungen in Irland fähig seyn; sie sollten durch eine Parlaments-Acte von allen Geld- und Leibesstrafen aller vorhin gegen sie ergangenen

Strafgesetze befreiet werden; sie sollten nicht ferner der Gerichtsbarkeit der protestantischen Geistlichkeit unterworfen seyn, vielmehr sollte ihre eigene Clerisei Alles, was sie an Zehnten, Pfarr- und Kirchengütern an sich gebracht hätte, behalten, und ihre Gerichtsbarkeit ohne Einrede ausüben. Dagegen aber sollten auch die Papisten gehalten seyn, ein Heer von zehn tausend Mann unter Anführung des Lords Herbert nach England zu senden, welches unter Officieren, die von der General-Versammlung der verbündeten Papisten zu ernennen wären, als ein eigener ungetrennter Körper daselbst zusammen gehalten werden, und dem Könige dienen sollte. — So verschwenderisch auch der König in seinen dem Lord Herbert ertheilten Vollmachten und Anweisungen mit Betheuerungen auf Königs- und Christenwort gewesen war, so trauten die Rebellen, die unstreitig ihren Mann kannten, seiner Redlichkeit dennoch so wenig, daß ihnen sein Bevollmächtigter noch durch einen besondern Eid versprechen mußte, für die pünctlichste Erfüllung des Vertrages mit zu sorgen, widrigen Falls aber das ihm anvertrauete Heer zu keinerlei Dienst des Königs anzuführen. Ja, sie faßten sogar am 28. August den Beschluß: Daß ihre beschworene Vereinigung in jeder Rücksicht fest und unveränderlich so lange bestehen sollte, bis, ungeachtet des kundgemachten Frie-

dens, jeder Punct des Vertrages auch von dem Parlamente genehmigt worden wäre.

Der Marquis von Ormond, der nicht ermangelt hatte, zur Vollendung dieses Geschäftes das Seinige mitzuwirken, fuhr nachher noch fort, thätig zu seyn. Auf seinen Betrieb wurde bald zu Dublin eine Erneuerung und Erweiterung dieses ehrlosen Vertrages verhandelt. Hiernach sollte es in des Königs Belieben stehen, den Verbündeten in Religionssachen noch mehr zu bewilligen, Falls sie noch ein Mehreres zu verlangen für gut fänden; und kein einziger Artikel des vorigen Vertrages sollte der Ausdehnung der königlichen Bewilligungen Schranken setzen. Auch dieses neue Geschäft war fast bis zum völligen Schlusse gediehen, als ein unvermutheter Vorfall das Ganze vor der Zeit bekannt machte und vereitelte. In einem fruchtlosen Anfalle, den die Rebellen im October, 1645, auf die Stadt Sligo thaten, fiel ihr Anführer, der Erzbischof von Tuam. Unter seinem Geräthe, welches den Siegern in die Hände fiel, fand sich eine Abschrift jenes Vertrages, die sogleich an das Englische Parlament gesendet wurde. Nach dieser Offenbarung fanden es der Lord-Lieutenant und der Staatsrath für unumgänglich nothwendig, zur Ehrenrettung des Königs etwas, wenn auch gleich nur ein bloßes Gaukelspiel aufzuführen. Lord Digby, ein Anhänger des Königs, der so eben nach seiner bei Sher-

hore erlittenen Niederlage nach Irland gekommen war, trat vor dem Staatsrathe auf, schimpfte gewaltig auf den heimlichen Vertrag, versicherte, daß der König nicht für seine Krone, ja selbst nicht für sein, seiner Gemahlinn und seiner Kinder Leben fähig seyn würde, den Rebellen auch nur das Mindeste von alle dem zu bewilligen, was seiner Königswürde und seiner Religion so nachtheilig wäre, und beschuldigte daher den Lord Herbert des Hochverraths. Lord Herbert wurde demnach zwar sogleich in engen Verhaft gebracht, der aber schon am folgenden Tage erweitert wurde. Kurze Zeit darauf fand man Vorwand, ihn gegen Bürgschaft ganz los zu lassen.

Zu diesen Künsten, Cabalen des Hofes, wodurch der Irländische Unfug so lange unterhalten, genährt und gestärkt wurde, gesellten sich auch noch die Bemühungen des Römischen Stuhls. Wie hätten auch diese, bei so herrlichen Aussichten zum Triumphe des Pabstthumes in Irland, ausbleiben können? Johann Baptista Rinuccini, Erzbischof von Fermo, versehen mit der Vorschrift, die Irländer, wo nicht ganz unter die vorige Römische Zinsbarkeit zurück zu bringen, doch wenigstens in geistlichen Sachen von der päbstlichen Gewalt abhängig zu machen, langte bald nach dem Abschlusse des geheimen Friedensvertrages in der Eigenschaft eines päbstlichen Nuntius in Irland an, um den

Verbündeten Beistand zu leisten. Diese kamen ihm gleich bei seinem ersten Eintritte in die oberste Rathsversammlung mit der schmeichelhaften Versicherung entgegen, daß sie in Religionssachen ohne seinen Rath und Beitritt nichts vornehmen wollten.

Rinuccini vereinigte in sich alle der damahligen Priesterschaft eigenthümlichen Untugenden im äußersten Grade. Er war ein frömmelnder, eitler, abergläubischer, heftiger Mann, ein Mann von grenzenlosem Ehrgeize, der sich von allen den Leidenschaften hinreißen ließ, die geistlicher Hochmuth in der Fülle seiner ganzen Kraft nur immer zu erzeugen vermag. Er hatte sich als das von Gott ausersehene Werkzeug der Bekehrung der Einwohner Groß-Britannien's zum katholischen Glauben zum voraus angekündigt. Diese Ankündigung, und die Meinung von seinen Fähigkeiten hatten den Pabst bestimmt, ihn in dieser wichtigen Angelegenheit zu brauchen.

Rinuccini, ungeachtet ihn die oberste Rathsversammlung zu Kilkenny mit solcher Ergebenheit aufgenommen, ungeachtet Lord Herbert, ja selbst der König ihn schon vor seiner Ankunft durch Briefe auf das schmeichelhafteste begrüßt hatten, verursachte dennoch bald allen Parteien viel böse Händel. Ihm, dessen Absichten in Verbreitung des Pabstthumes weit über Irland hinaus reichten, stand von Al-

lem, was bisher verhandelt worden war, wenig oder gar nichts an; und alle politischen Gründe, warum es für jetzt noch nicht rathsam sey, die papistischen Ansprüche weiter zu treiben und vor aller Welt zu offenbaren, vermochten nichts über den frömmelnden Dünkling. Gleichwohl war die katholische Laienschaft, ungeachtet der anfänglichen unterwürfigen Erklärung, nicht gesonnen, die Vortheile fahren zu lassen, die ihr die bisherigen Bewilligungen des Königs versprachen, und solcher Gestalt durch fortgesetzten Hader und Zwiespalt so wohl ihre, als des Königs Sache zu Grunde zu richten. Er aber, nachdem er die katholischen Bischöfe in seiner Wohnung versammelt und auf seine Seite gebracht hatte, trug bei der General-Versammlung sehr eifrig darauf an, dem mit dem Lord Herbert abgeschlossenen Frieden zu entsagen, und dagegen auf einem andern zu bestehen, der das Interesse aller Papisten in allen Britischen Reichen umfaßte. Ein solcher war schon vorher auf Betrieb der Königinn zu Rom zwischen dem Pabst und Sir Kenelm Digby entworfen worden, und der Pabst war damit so wohl zufrieden gewesen, daß er auf den Fall der Annahme sogleich hundert tausend Kronen herzugeben, und dieses Geschenk alljährlich so lange fortzusetzen versprochen hatte, als der Krieg dauern würde. Von diesem Entwurfe war dem Nuntius bald nach seiner Ankunft in Irland eine Abschrift

von Rom aus mit der Vollmacht zugefertigt worden, daran zu ändern, hinweg zu nehmen, oder hinzu zu thun, was er für zuträglich erachten würde.

Vier Tage lang hatte schon zwischen dem Nuntius und der General-Versammlung zu Kilkenny die Debatte über diesen Gegenstand gedauert, als Lord Herbert, voll ungeduldigen Verlangens nach der zugesagten Hülfe, derselben dadurch ein Ende machte, daß er eine Urkunde von sich stellte, worin er nicht nur die von dem Pabste und der Königinn beliebten Artikel genehmigte, sondern es auch über sich nahm, die Bestätigung des Königs auszuwirken. Nun kam zwischen dem Nuntius und den Abgeordneten der General-Versammlung eine Übereinkunft zu Stande, wonach der Waffenstillstand noch drei Monathe fortdauern sollte, um indessen die Ankunft des Original-Vertrages von Rom aus zu erwarten, welcher alsdann von dem Nuntius und dem Lord Herbert zu vollziehen wäre. Da indessen dieser vornähmlich die Religion anging, so sollte dieser Umstand die Verbündeten nicht abhalten, mit dem Lord-Lieutenant unterdessen über weltliche Gegenstände zu unterhandeln; nur sollten sie nicht zu einem gänzlichen Abschlusse und zu einer Bekanntmachung vorschreiten, auch an der bürgerlichen Regierungsform nichts verändern, viel weniger etwas verhandeln,

das der Übereinkunft zwischen dem Nuntius und dem Lord Herbert Eintrag thäte.

Da man nun solcher Gestalt mit dem Nuntius fertig war, so wurden Commissarien ernannt, um mit Ormond zum Schlusse zu kommen; und dieser, wiewohl mit jedem Umstande der geheimen Unterhandlung bekannt, war dennoch ehrvergessen genug, die letzte Hand an das so lange unter der Arbeit gewesene Werk zu legen. Ein schändlicher Vertrag kam am 28. März, 1646, zu Stande, wonach die Rebellen zwischen dem nächstfolgenden ersten Aprill und ersten Mai zehn tausend Mann Fußvolk, wohlgerüstet und mit allem Nothwendigen versehen, nach England oder Wales überzusetzen gehalten waren. Allein auch aus diesem Vertrage, der auf Kosten alles dessen, was Ehre und Pflicht heißt, erkauft worden war, zog der in Schuld und Unglück versunkene König keinen Vortheil. Die Händel des Nuntius, und das schlaue Betragen der Rebellen hatten ihn so lange verzögert, daß seine Sache in England in die schlimmste Lage gerathen, und ihm kaum das Andenken einer Armee übrig geblieben war. Diesen Umstand benutzten die Rebellen, ihre Verheissungen nicht zu erfüllen. Sie wüßten ja nicht, hieß es, an welcher Stelle der Englischen Küste sie landen sollten; sie wären von keiner hinlänglich vorhandenen Reiterei zu ihrer Unterstützung versichert; und wüßten überhaupt

nicht, in welcher Lage die Angelegenheiten des Königs sich befänden. Außer dem wäre es dem Könige weit zuträglicher, ihm wenigstens Ein Königreich frei und sicher zu stellen, als unter Mühseligkeiten und Gefahren in England für ihn zu kämpfen.

Zu einem nothwendigen Vorspiele der Vereinigung beiderseitiger Kräfte hatte man den obersten Rath der Rebellen dahin vermocht, die mit Ormond abgeschlossenen politischen Friedensartikel besonders kund machen zu lassen. Der Nuntius aber hätte sich längst erkläret: Er würde nicht zugeben, daß der politische Friede ohne den Religionsfrieden, weßfalls die Ankunft der Original-Urkunde aus Rom erst abzuwarten wäre, viel weniger, daß der Religionsfriede ohne die unverzügliche freie und öffentliche Religionsübung bekannt gemacht würde. Jetzt wiederhohlte er förmlich seinen von zwei Titular-Erzbischöfen und sechs Bischöfen mit unterzeichneten Widerspruch; und da er bei dem obersten Rathe nicht die gehörige Unterwürfigkeit fand, so griff der stolze und hitzige Prälat, unterstützt von seiner Priesterpartei, zu den geistlichen Waffen, zu Bannstrahlen und Interdicten, gegen alle diejenigen, die zu dem Frieden mitgewirkt hatten und demselben anhingen. Diese konnten bei einem elenden Volke, das, wie die Irländer, so tief in einem allen Muth, alle Kraft, alle Selbstständigkeit erstickenden Aberglauben ver-

sunken war, ihre Wirkung nicht verfehlen. Bald erhob sich ein allgemeines Geschrei durch das ganze Königreich gegen einen Frieden, der, wie es hieß, die Religion hintansetzte. Der von Ormond zur Kundmachung ausgesendete Herold konnte weder zu Waterford, von wannen die hierarchische Donnerwolke ausgezogen war, noch anderwärts unter Papisten sein Geschäft verrichten, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Die Mitglieder des Raths zu Kilkenny wagten es nicht, hiergegen etwas zu unternehmen, wie gern sie es auch gethan hätten; vielmehr wandten sie sich mit nachgibiger Bothschaft nach Waterford zu Beilegung der Irrungen. Allein man empfing sie daselbst in sehr hohem Tone und mit ausschweifenden Anforderungen. Owen O'Neil und Preston, deren Vortheile bei dem Friedensvertrage, ihrer Meinung nach, nicht hinreichend bedacht, und welche daher von der neuen geistlichen Conföderation in ihr Interesse gezogen waren, sollten zur Sicherheit derselben, jener General der Reiterei, und dieser General-Major und Feldherr der Truppen werden.

Dem Marquis von Ormond ging es beinahe noch schlimmer, als seinem Herolde. Einige Zeit nach dem abgeschlossenen Frieden hatte er sich von Dublin aus nach Kilkenny begeben, um die Unterwerfung der Rebellen anzunehmen, und sich mit ihnen über die Vereinigung beiderseitiger

Macht gegen den gemeinschaftlichen Feind zu besprechen. Als er von da weiter und nach Cashel gehen wollte, um daselbst die Gemüther des Volkes dem Frieden und sich selbst geneigt zu machen, benachrichtigte ihn der Mayor unweit der Stadt, daß Owen O'Neil dieselbe mit augenscheinlichem Untergange bedrohete, wofern sie ihn aufnähmen, indem derselbe schon mit seinem ganzen Heere heranrückte. Gleichwohl hatte Ormond nicht lange vorher diesen Mann durch seinen Vetter Daniel O'Neil auf das freundlichste beschickt, und ihn durch die schmeichelhaftesten Versprechungen von dem Nuntius ab und auf die königliche Seite zu ziehen gesucht. Indem Ormond sich noch bedachte, ob er weiter gehen, oder lieber unverrichteter Sachen nach Dublin zurück kehren sollte, kam ihm eine neue Nachricht durch den Grafen von Castlehaven zu, daß er unstreitig von Dublin abgeschnitten werden, und in O'Neil's oder Preston's Hände fallen würde, wofern er nicht augenblicklich zurück kehrte, und Dublin noch vor ihnen zu erreichen suchte. Jetzt säumte er nicht länger, und erreichte glücklich Dublin ohne einen weitern Verlust, als den seines Reisegeräthes zu Kilkenny, und den seiner Ehre, daß er sich von den Rebellen so grob und öffentlich hatte hintergehen lassen.

Zwar hatte er seinen Reisebegleiter, den Lord Digby, zu Kilkenny zurück gelassen, um das gebotene Geschäft fortzu-

sehen und zu vollenden, und dieser sparte nichts, selbst nicht die entehrendsten Verheissungen, um die widerspänstige Geistlichkeit und den Nuntius zu gewinnen. Allein diesem ging Alles allzu sehr nach Wunsche, als daß er sich hätte überwinden können, irgend einem Vorschlage Gehör zu geben. Owen O'Neil, der um diese Zeit Rosceia erobert, und nach Gewohnheit Mann, Weib und Kind mit der Schärfe des Schwertes geschlagen hatte, näherte sich bald der Stadt Kilkenny, und nöthigte das Schloß derselben zur Übergabe an die neue Conföderation. Am 18. September konnte der Nuntius in stattlicher und zahlreicher Begleitung seinen feierlichen Einzug dort halten. Die Geistlichkeit riß nun die Zügel der ganzen Regierung an sich, nahm die meisten Mitglieder des vorherigen obersten Rathes, sammt allen denjenigen in Verhaft, welche einigen Eifer für den Frieden geneigt hatten, und errichtete einen neuen Rath, dem vorigen gleich an Macht und Ansehen, der aus vier Bischöfen und acht Laien bestand, und wovon der Nuntius Präsident war. Der eifrigste Freund des Königs, Lord Herbert, der sich mit Leib und Seele dem Nuntius ergeben hatte, wurde an die Stelle des Lords Muskerry zum General von Munster bestellet, mit der Anwartschaft auf die Lord-Lieutenants-Stelle, wenn der Marquis von Ormond aus Dublin vertrieben werden sollte. Denn dieß war das Letzte, womit die neue

Zusammenrottung das Werk ihrer Empörung zu krönen strebte.

Ormond, unvermögend, eine Belagerung auszuhalten, nahm in dieser Bedrängniß seine Zuflucht zu dem Englischen Parlamente. Das Parlament, dem nichts erwünschter kommen konnte, als diese Gelegenheit, seine Macht, ohne grossen Aufwand von Blut und Geld, auch über Irland auszubreiten, zögerte nicht, eine Unterstützung, und zugleich fünf Commissarien überzusenden, die mit dem Lord-Lieutenant wegen Übergabe des Schwertes und der Besatzungen unterhandeln sollten. Allein kaum war die bloße Nachricht hiervon erschollen, als ein allgemeiner Schrecken die Rebellen befiel. Der bereits bis Lucan vorgedrungene Owen O'Neil entfernte sich; der Nuntius und sein neuer Rath, die gleichfalls ihren Zug schon nach Dublin gerichtet hatten, machten sich eiligst nach Kilkenny zurück; und Preston ließ sich von dem Marquis von Clanricard durch Verheissungen bewegen, den Frieden anzunehmen, dem Könige hinfort gehorsam zu seyn, und sich mit Ormond so wohl gegen die unmittelbaren Feinde des Königs, als auch gegen alle diejenigen zu vereinigen, die sich nicht auf gleiche Bedingungen mit ihm fügen wollten. Als Ormond die ihm so nahe drohende Gefahr auf eine so schnelle und unerwartete Weise von sich entfernt sah, verging ihm auch die Lust, Dublin den Händen

des Parlamentes zu überliefern. Nachdem er die Commissarien vier Tage lang mit Unterhandlungen hingehalten hatte, fehlte es ihm nicht an Vorwänden, die Übergabe gänzlich zu verweigern. Unverrichteter Sachen mußten die Commissarien sich wieder einschiffen. Sie steuerten hierauf mit ihrer Unterstützung nach Ulster, wo aber die Schotten sie weder in Carrickfergus noch Belfast aufnehmen wollten.

Ormond bekam indessen bald Ursache, seine Falschheit zu bereuen. Preston, auf dessen Beistand er sich so sehr verlassen hatte, wurde treulos, und trat wieder auf die Seite des Nuntius über. Dieser vermochte über eine nach Kilkenny zusammen berufene General-Versammlung so viel, daß der mit dem Lord-Lieutenant abgeschlossene Frieden durchaus verworfen, daß ein neues Gewebe von ausschweifenden Ansprüchen zu Stande gebracht, ein neuer Bundeseid vorgeschrieben, und von jedem Mitgliede abgelegt wurde. Die Geistlichkeit, und diejenige Partei von Rebellen, welche sich im Anfange der Empörung aller erwähnten Grausamkeiten in Ulster schuldig gemacht hatte, beherrschten jetzt die ganze Conföderation; und in ihrer General-Versammlung wurde ganz öffentlich darauf angetragen, sich an den Pabst, oder einen andern fremden Fürsten, besonders an den König von Spanien, um Beistand zu wenden, und einem solchen das Protectorat über Irland anzubiethen. —

Ormond, der sich vergebens bemühet hatte, mit der papistischen Partei endlich einmahl übereinzukommen, und sich gänzlich außer Stande sah, ihren vereinten Kräften zu widerstehen, wendete sich zum zweiten Mahle an das Englische Parlament um Beistand, und erboth sich, auf die vorher von ihm verweigerten Bedingungen, die Besatzungen und das Schwert an solche Personen abzuliefern, als dasselbe hierzu abordnen würde. Das Parlament aber, um sich nicht abermahls hintergehen zu lassen, bestand darauf, daß er zuvörderst einen seiner Söhne nebst noch einigen Personen von Range als Geißeln für die richtige Erfüllung seines Versprechens übersenden sollte. Hierzu verstand er sich sogleich; und als die Geißeln in England angekommen waren, gingen die vorigen fünf Commissarien, mit eben den Aufträgen versehen, nach Irland ab, und landeten zu Dublin am 7. Junius, 1647, begleitet von einem Hülfscorps von mehr, als sechs hundert Mann Reiterei und vierzehn hundert Mann Fußvolk. Am 19. desselben Monaths kam ein Vertrag zu Stande, Kraft dessen der Lord-Lieutenant die Regierung am 28. unter folgenden Bedingungen abtreten sollte: Die Protestanten, und alle Andern, welche Abgaben entrichtet hätten, sollten an ihren Personen und Gütern geschützt, und alle Personen vom höhern und niedern Adel, welche mit Ormond Irland verlassen wollten, mit Pässen versehen werden. Alle Katholi-

ten, welche den Rebellen weder zugethan, noch beförderlich gewesen wären, sollten, je nach dem sie sich betragen würden, in Ansehung eines ruhigen Genusses ihrer Wohnungen und Habseligkeiten auf die Gunst des Parlamentes rechnen dürfen.

Diese Übergabe von Dublin war nicht ohne Bewilligung des Königs geschehen; und von den zwei unumgänglichen Übeln, die Stadt entweder den Händen des Parlamentes, oder den Rebellen zur Beute zu überlassen, hatte man das erste vorzuziehen für gut befunden. Ormond blieb daher nach wie vor der Günstling des Königs und das thätige Werkzeug seiner Absichten. Kraft des Übergabevertrages durfte er nach England kommen, und sich sechs Monathe daselbst aufhalten, um eine vollständige Aussöhnung mit dem Parlamente zu unterhandeln. Wofern aber diese nicht gelänge, stand es ihm frei, sich nach Ablauf dieser Frist über Meer außerhalb Landes zu begeben. Ormond ging also nach der Übergabe zuerst nach England, wo der König sich damahls, nachdem er von den Schottländern ausgeliefert worden war, zu Hamptoncourt in den Händen der Parlaments-Armee befand. Er machte ihm daselbst nicht nur häufig seine Aufwartung, sondern hatte auch viel Umgang mit den Anhängern des Königs und den in England sich aufhaltenden Schottländischen Abgeordneten, mit welchen

insgeheim ein neuer Versuch zu Gunsten des Königs entworfen wurde. Zugleich führte er mit dem Lord Inchiquin in Irland von England aus einen geheimen Briefwechsel. Denn dieser, welcher sich für die guten Dienste, die er dem Parlamente durch seinen gemeldeten Abfall von der Partei des Königs geleistet, nicht hinlänglich belohnt hielt, hatte, seiner neuen Oberherren müde, beschlossen, in seine vorigen Verbindungen zurück zu treten.

Da Ormond durch sein Benehmen in England der Armee, zwischen welcher und dem Parlamente damahls allerlei Irrungen obwalteten, verdächtig geworden war, so lief er, ungeachtet der ihm von dem Parlamente verheissenen Sicherheit, Gefahr, bei der Armee in Verhaft zu gerathen, als kaum etwas mehr, als die Hälfte der ihm bewilligten Frist verstrichen war. Benachrichtigt von dieser Gefahr, nahm er zuvörderst noch Abrede mit dem Könige für die Zukunft. Dieser unternahm bald hierauf die bekannte Flucht von Hamptonncourt nach der Insel Wight. Ormond floh verkleidet aus England nach Frankreich, und begab sich nach Paris, wo die Königinn und der Prinz von Wales sich aufhielten.

Ungeachtet das Englische Parlament durch den erlangten Besitz von Dublin, zum Verdruß so wohl, als Schrecken der Rebellen, so guten Fuß in Irland gefaßt hatte, so verhinderten dennoch die damahligen Händel desselben mit sei-

ner unruhigen Armee, und der Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges, begleitet von dem Einfalle der Schottländer in England, solche Anhalten, als erfordert wurden, die Unruhen in Irland gänzlich zu dämpfen. Diese waren den Zeiten der republicanischen Kraft vorbehalten, an welche wir nun bald gelangen werden.

Kaum war Dublin den Händen des Parlamentes übergeben, so bereueten die Katholiken ihr verkehrtes Benehmen, wodurch sie den Marquis von Ormond zu einem Schritte genöthigt hatten, der nothwendig die Kräfte ihres Feindes verstärken mußte. Noch höher stieg diese Reue durch einige beträchtliche Niederlagen, die sie erlitten; durch ein mit Verachtung zurück gewiesenes Anerbiethen des hohen und niedern Adels von dem Pfahle, sich auf die Bedingungen des letzten Friedens zu unterwerfen, den man doch einst aus den Händen des schmeichelnden Königs anzunehmen sich geweigert hatte; und endlich durch die Besorgniß der Irländer von Englischer Abkunft vor der Partei des Nuntius und der furchtbaren Macht des ihm anhangenden Owen O'Neil, der durch jenen zum General von Connaught bestellt worden war, und die ganze Provinz Ulster, nebst drei oder vier Grafschaften von Leinster in seiner Gewalt hatte: Alle diese Umstände begünstigten die Wünsche und die Ab-

fechten der Anhänger Ormond's, ihren Gönner auf seinen vorigen Posten zurück zu bringen.

Das Spiel der Ränke, geleitet durch Ormond und Inchiquin, der mit jenem längst heimlich einverstanden war, gelang. Inchiquin, verbündet mit den Irländern von Englischer Abkunft, erklärte, so bald er seine Zeit ersah, öffentlich seinen Abfall vom Parlamente, und stellte sich zugleich als Widersacher des Nuntius und des Owen O'Neil dar. Jenen belagerte er zu Galway, und diesen trieb er bis über den Shannon zurück. Als die gute Bothschaft hiervon, nebst Inchiquin's dringenden Einladungen an Ormond nach Paris gelangten, so säumte dieser nicht länger, nach Irland über zu gehen. Er landete am Ende des Septembers, 1648, zu Cork, und wurde von Inchiquin, als Präsidenten von Munster, pomphaft, wie es einem Lord-Lieutenant gebühret, empfangen. Die Katholiken von dem Pfuhle, die den Nuntius jetzt eben so herzlich haßten, als sie Anfangs ihn gefeiert, die ihn sogar aus dem Königreiche vertrieben und zu Rom verklagt hatten, wetteiferten mit einander in der Verehrung gegen Ormond. Zurück gewiesen vom Englischen Parlamente, hatten sie sich bereits durch Commissarien um Erneuerung des Friedens an die Königinn gewendet. Ein zweiter Friedensvertrag, wenig von dem ersten verschieden, kam daher jetzt sogleich zu Stande; und

Ormond, in der Eigenschaft eines königlichen Lord-Lieutenants, erhielt das Commando über die nunmehr vereinten Protestanten und Katholiken. Es sollten jedoch zwölf von der General-Versammlung zu ernennende Commissarien so lange an seiner Herrschaft Antheil nehmen, bis der Friede in voller Parlaments-Versammlung genehmigt seyn würde.

Allein die Hoffnung, welche diese neue Gestalt der Dinge den Rebellen einflößte, schwand gänzlich nach dem unglücklichen Erfolge der ersten Unternehmung ihres neuen Anführers. Schon sehr zeitig im Frühlinge, 1649, ging Ormond mit drei tausend sieben hundert Mann Fußvolk und vier tausend fünf hundert Mann Reiterei auf Dublin los. Er bemächtigte sich auf seinem Zuge verschiedener Besatzungen; nahm durch ein Detachement seines Heeres, angeführet von dem Lord Inchiquin, seinem General-Lieutenant, Drogheda weg; und lagerte sich zu Rathmines, in der Absicht, der Stadt Dublin die Hülfe zur See abzuschneiden. Gleichwohl hatte er schon am ersten Tage seiner Ankunft daselbst den Verdruß, zu sehen, daß die Obersten Reynolds und Venables, nebst einer ansehnlichen Unterstützung an Reiterei, Fußvolk, Geld und andern Bedürfnissen, mit einem guten Winde von Osten dort einliefen. Dennoch nahm er noch das Schloß Baggatrath weg, wodurch er dem Feinde wenigstens den Unterhalt für die Pferde abgeschnitten haben

würde, wofern er sich nicht durch einen starken Ausfall aus der Stadt hätte überraschen, und sein ganzes Heer zu Grunde richten zu lassen.

So hart schon dieser Schlag den Rebellen fallen mußte, so schmetterte doch bald Cromwell's Ankunft zu Dublin, welcher sich von der nunmehrigen Republik zum Lord-Lieutenant von Irland hatte bestellen lassen, und ein ansehnliches Corps von Reiterei und Fußvolk mit sich brachte, so wie den Muth, also ihre Kraft noch vollends zu Boden. Drogheda war der erste Gegenstand der Englischen Rache. Obgleich mit zwei tausend Mann Fußvolk und einem Regimente Reiterei, dem Kerne der Irländischen Armee, besetzt; obgleich so gut befestigt, daß der Befehlshaber des Platzes, Sir Arthur Aston, es unternahm, die Fortschritte des Feindes, wenigstens für diesen Feldzug, dadurch zu hemmen: so drang doch der unwiderstehliche Cromwell schon mit dem dritten Anfalle in die Stadt, und ließ, zum warnenden Beispiele der Züchtigung für die jetzige und künftige Zeit, nicht nur die ganze Besatzung, sondern auch die meisten Einwohner niederhauen. Die Wenigen, welche das Schwert verschonte, wurden in die Englische Niederlassung nach Barbados in Westindien gesendet.

Das Schicksal von Drogheda verbreitete ein so allgemeines Schrecken, daß man allenthalben von nichts, als von

Friedensunterhandlungen sprach. Einige Plätze räumten die Königlichgesinnten sogleich von selbst. Die Verehrung, deren Ormond vor kurzen noch genoß, verwandelte sich bald in Unwillen und Verachtung. Er behielt nicht über funfzehn hundert Mann Fußvolk und sieben hundert Mann Reiterei beisammen. Keine der ansehnlichern Häfenstädte wollte weder ihn selbst, noch Besatzung von ihm aufnehmen. Diese Umstimmung der Gemüther mußte nothwendig Cromwell's Eroberungen beschleunigen. Er benutzte sie auch so gut, daß er noch in der spätesten Jahrszeit vor Wexford rückte, und die Stadt bald einnahm, nachdem Stafford, der Befehlshaber des Schlosses, dieses auf Bedingungen übergeben hatte. Die Besatzung der Stadt erfuhr eben das Schicksal, wie die zu Drogheda. Roſſe und andere feſte Plätze wurden nicht schneller angegriffen, als eingenommen. Alle Städte in Munſter, welche Lord Inchiquin mit Englischen Besatzungen versehen hatte, empörten sich, und verschafften dadurch sich und ihren Besatzungen ein besseres Schicksal. Der Sieger rückte hiernächst auf Waterford vor. Da aber diese Stadt zu einer kräftigen Gegenwehr gerüstet, und Cromwell's Heer, seit seiner ersten Ankunft, allzu sehr in beständiger Bewegung gewesen war, so hob er die Belagerung auf, und bezog die Winterquartiere.

Um den allgemeinen Untergang abzuwenden, womit das

Glück der Englischen Waffen die Rebellen bedrohete, kam endlich eine Vereinigung der alten und neuen Irländer zu Stande, deren gegenseitigen Haß bisher weder die gemeinschaftliche Verschuldung, noch das gemeinschaftliche Interesse zu schwächen vermocht hatten. Kraft dieses Hasses hatte sich Owen O'Neil nicht nur einst geweigert, den Frieden anzunehmen, sondern sich auch beinahe geneigt zum Gehorsam, ja, bei einigen Gelegenheiten in der That sogar dienstbefliſſen gegen die Republik England bezeigt. Allein das Englische Parlament war zu edel und zu heroisch gestimmt, um einen Bösewicht, wie Owen O'Neil, freundlich dafür anzublicken. Es hatte sogar einigen seiner Officiere es verwiesen, daß sie sich mit ihm eingelassen hatten. Ein solches Betragen und das Schicksal von Drogheda überzeugten endlich den Owen O'Neil von der Nothwendigkeit einer Vereinigung, die er bisher immer verweigert, so lebhaft auch Ormond darauf gedrungen hatte. Nur die Zeit, da Cromwell vor Wexford rückte, wurde ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen O'Neil in wenigen Tagen mit seinem Heere zu Ormond stoßen sollte, gegen dessen schwache Hoffnung, die verschiedenen Factionen in Irland unter seine Fahne zu vereinigen, die Hindernisse sich täglich vermehrten. Denn die Schotten, ob sie gleich mit dem jungen Könige sich gesetzt hatten, thaten dennoch nichts für seine Sache, sondern

hielten sich nur unter einander zusammen, und verfuhren vertheidigungsweise gegen alle Parteien. Die Widerspänstigkeit der Irländischen Geistlichkeit ging gar so weit, den Marquis von Ormond einer Verletzung der Friedens-Artikel zu beschuldigen; ihn aus dem Königreiche zu verweisen; die Irländer zu der alten Verbündung zurück zu rufen; und endlich gar alle diejenigen in den Kirchenbann zu thun, die dem Lord-Lieutenant noch anhängen würden.

Sehr zeitig rückte Cromwell im nächsten Frühlinge schon wieder in das Feld, und eroberte Callon, Gouran, Kilkenny und Clonmell. Schon wollte er Waterford zum zweiten Mahle angreifen, als er plötzlich nach England abgerufen wurde. An seine Stelle trat Ireton als Oberbefehlshaber in Irland auf; ein Mann, dem es an Muth, an Thätigkeit, an unermüdetem Eifer im Dienste der Republik kein Bürger zuvor, wenige gleich thaten. Nicht minder rasch, als unter Cromwell's Händen, ging unter den seinigen das Geschäft der Eroberung von Statten. Waterford wurde eben so schnell eingenommen, als umlagert; Duncannon und das Schloß Carlow nicht minder. A'Ehlone in der Grafschaft Connaught ergab sich an Sir Charles Coote und Reynolds. Kein einziger Versuch der republicanischen Engländer auf irgend eine Festung oder Stadt mißlang.

Während dieser siegreichen Fortschritte war der Marquis von Ormond, durch den plötzlichen Tod Owen O'Neils und die gänzliche Niederlage der Ulster-Armee unter der Anführung Macmahon's, Titular-Bischofs von Clogher, gänzlich des Beistandes beraubt worden, den er von den ursprünglichen Irländern erwartet hatte, und auf diese Weise an Macht und Ansehen so tief herabgesunken, daß er nicht im Stande war, etwas in's Feld zu stellen, das auch nur den Nahmen einer Armee verdient hätte. In einer so trostlosen Lage sah er sich, da er noch vollends von dem Fluche der Geistlichkeit verfolgt wurde, genöthigt, den Befehlshaberstab den Händen des Marquis von Clanrickard zu überliefern, und das Königreich zu verlassen, ob er gleich niederträchtig genug gewesen war, alle Protestanten aus seinem Dienste zu entlassen, und sogar aus Irland zu entfernen, um allein an der Spitze einer bloß papistischen Macht zu stehen. Denn auch dieß Opfer konnte den Pfaffenhaß nicht versöhnen.

Die Sache der Irländer gewann dadurch nichts, daß sie nun in der Person des Marquis von Clanrickard ein papistisches Oberhaupt hatten. Zwar geschah, ehe sie noch weiter in die Enge getrieben wurden, in einer allgemeinen Versammlung von ihnen der Vorschlag, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, und Alles gutwillig abzutreten, was

noch in ihren Händen wäre; allein ihre Hoffnungen wurden durch den Beschluß der Engländer vereitelt, ihnen nicht zu bewilligen, was den Lauf der Gerechtigkeit gegen ihre Vergehungen hemmen, und den Plan der mit ihnen vorhabenden Reformation einschränken könnte. Gleichwohl herrschten immer noch Unentschlossenheit und Zwietracht in ihren Rathsversammlungen, und weder Muth noch Kraft belebten ihre Vertheidigungsanstalten.

Dagegen rüstete sich Ireton während des Winters desto lebhafter zu einem frühen Feldzuge; und Limmerie, die einzige wichtige Stadt, die sich noch in den Händen der Rebellen befand, wurde schon im April von der ganzen Englischen Heeresmacht umlagert. Die Einwohner, obschon in der äußersten Bedrängniß, verweigerten dennoch dem Marquis von Clanrickard den Eintritt in die Stadt. Kaum hatte die Belagerung drei Tage gedauert, als schon von Übergabe gesprochen wurde. Da vollends Lord Muskerry, der mit einem starken Corps zum Entsatze herangerückt war, von einem Detachement der Iretonischen Armee, unter Anführung des Lords Broghilt, zurück geschlagen wurde, so kamen der Magistrat und die Officiere auf dem Stadthause zusammen, und beschlossen, zu einer Unterhandlung zu schreiten, deren Fortgang durch keinerlei Einwand von irgend Jemanden aus der Stadt unterbrochen werden sollte.

Umsonst setzten sich die Bischöfe von Limmeric und Emly dagegen; umsonst bedrohten sie die Bürger mit dem Kirchenbanne, wenn man zu einem Vertrage fortschritte, welcher die Geistlichkeit irgend einer Züchtigung aussetzte. Man achtete nicht darauf, und ernannte Commissarien zur Unterhandlung. Die Bischöfe sprachen ihren Bann aus, und belegten die Stadt mit einem beständigen Interdict, wofern man von dem Unternehmen nicht abliese. Der Commandant der Stadt, Hugh O'Neil, widersetzte sich gleichfalls der Übergabe. Allein ein gewisser Oberster Fennell, der, nachdem er einen Paß zu Killaloe an den Feind verrathen, seine Zuflucht nach Limmeric genommen hatte, erhielt von dem Stadt-Mayor die Schlüssel; bemächtigte sich, in Verbindung mit noch mehrern Officieren, zweier Thore; richtete die Kanonen gegen die Stadt; und ließ zwei hundert Mann von den Belagerern herein. In dieser äußersten Noth ergab sich die Stadt auf folgende, schon vorher von Ireton angebothenen Bedingungen: Die Besatzung mußte die Waffen strecken, und durfte dann abziehen, wohin sie wollte; die Einwohner erhielten drei Monathe Zeit, ihre Personen, und noch drei Monathe, ihre Habseligkeiten aus der Stadt hinweg, und an denjenigen andern Ort des Königreiches zu schaffen, den ihnen die Regierung zum künftigen Wohnplatze anweisen würde. Unter den von der Vorschonung ausgenom-

menen Personen wurden der erwähnte Commandant erschossen, und der Bischof von Emly gehenkt. Selbst der Stadt-Mayor, wiewohl er ein Werkzeug der Übergabe gewesen war, konnte dennoch für vorherige Vergehungen der republicanischen Strenge nicht entgehen.

Groß und glänzend waren alle diese schnellen Eroberungen der jungen Republik in Irland; allein groß und unersetzlich war auch der Verlust, den sie um diese Zeit durch Ireton's Tod erlitt. Seine Anstrengungen während der Belagerung von Limmeric hatten ihm eine Krankheit zugezogen, woran er bald nach der Übergabe der Stadt starb. Ireton, einer der vorzüglichsten Männer, welche in der Republik England, und für dieselbe eine Rolle spielten, war der Sohn eines angesehenen Privatmannes in Nottinghamshire. Seine erste und schon sehr frühe Jugendbildung erhielt er als Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums in Oxford, woselbst er schon in einem Alter von sechzehn Jahren eine akademische Ehrenstufe bestieg. Von da an wurde seine Erziehung, nach der Weise der damahligen Zeiten, in den so genannten Rechtshöfen, (Inns of Court,) vollendet. Kaum war der Kampf gegen die Hof-Tyrannei begonnen, als auch Ireton, einer der unerschrockensten Widersacher derselben, die Waffen ergriff, und sich unter die Fahne des Parlamentes in der Grafschaft Westmoreland stellte. Schnell

erhob er sich vom Hauptmann zum Obersten eines Regiments-Reiterei, und durch Vorschub der Independenten wurde er General-Commissarius der neu eingerichteten Armee. Seine Fähigkeiten und Geschicklichkeiten waren so vorzüglich, daß man ihn ganz allein an die Spitze der independentischen Angelegenheiten gegen die Presbyterianer stellte. Er entwarf alle schriftlichen Erklärungen und Vorstellungen der Armee; er war Verfasser jener berühmten „Übereinkunft des Volkes„ für welche die Levellers vergebens kämpften; seine männliche und unerschütterliche Standhaftigkeit trug nicht wenig zur Entscheidung über das Schicksal des Königs und der Englischen Monarchie bei. Er, der als Privatmann der anhänglichste, zärtlichste Freund war, verfocht und handhabte dennoch, als Rathsmann, die genaueste und unparteiischste Gerechtigkeit. Weisheit begleitete ihn in die Raths-Versammlung; unerschrockene Tapferkeit in das Schlachtfeld. Adel herrschte in seinen Gesinnungen, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit leiteten sein Betragen. Rastlos war er im Dienste für den Staat; unauslöschliche Liebe zur Freiheit des Vaterlandes durchglühte seinen Busen.

So lauten von ihm die Zeugnisse zwar republicanisch gesinnter, aber doch glaubhafter Schriftsteller; und Thatsachen bestätigen diese Züge seines Charakters. Gleichwohl lassen sein früher Abtritt von einem Schauplatze, wo die

entscheidendsten Prüfungen seinen Tugenden erst noch bestanden, so wie auch seine Familienverbindung mit Cromwell, dessen Schwiegersohn er war, das Urtheil der Nachwelt in einiger Ungewißheit. Anti-Republicaner haben freilich, wie ganz und gar nicht zu verwundern ist, nicht ermangelt, seinen Charakter, besonders des letzten Umstandes wegen, mit den gehässigsten Zügen darzustellen. Ihnen zu Folge hatten alle Anstrengungen seines Genius kein höheres Ziel, als das, der Lieblingssclave eines Despoten von seiner eigenen Schöpfung zu werden; ihnen zu Folge war er weiter nichts, als ein ehrloses Werkzeug von Cromwell's Ehrgeiz. Allein dieß sind denn doch nur Vermuthungen, die bei weiten nicht hinlänglich von Thatsachen unterstützt werden. Sollte sich seine Tugend in der Folge auch nicht als die reinste und höchste bewährt haben, wenn das Zepter der höchsten Gewalt sich seinen Händen erreichbar dargeboten hätte, so war er doch sicher zu großherzig, sich freiwillig unter irgend ein fremdes Joch zu beugen.

Dankbar gegen die ungemeinen Verdienste des Verstorbenen, bewilligte das Parlament von England, auf die Nachricht von seinem Tode, der Witwe und den Kindern desselben ein jährliches Gehalt von zwei tausend Pfund Sterling aus den verwirkten Gütern des Herzogs von Buckingham. Ein prachtvolles Leichenbegängniß wurde ihm zu

Ehren auf öffentliche Kosten veranstaltet, und sein Leichnam zu Westmünster, in der Capelle Heinrich's des Siebenten, beigesetzt.

Nach Ireton's Tode wurde von und aus den Commissarien, welche nach Cromwell's Abrufung das Parlament zu Ireton's Beistande nach Irland gesendet hatte, Edmund Ludlow, ein Mitglied des Englischen Staatsrathes, zum Oberbefehlshaber der republikanischen Macht in Irland bestellet. Der herannahende Winter that zwar dem Fortgange der Englischen Waffen auf eine Zeit lang Einhalt; allein kaum erschien der nächste Frühling, als Galway, die letzte Stadt, welche die Rebellen noch inne hatten, belagert und eingenommen wurde. Die Irländer, nachdem sie in ihrer verzweifelungsvollen Lage sich umsonst an den König von Spanien um Hülfe gewendet hatten, bothen dem Herzoge von Lothringen die Schutzherrschaft über sich und ihr Land an. Die geringe Unterstützung an Gelde, die ihnen dieser Fürst zu leisten vermochte, reichte nicht weit hin; und bald sahen sie sich auf das äußerste gebracht. In dieser Bedrängniß bathen sie zu wiederhohlten Mahlen um ein sicheres Geleit für ihre Abgeordneten, um mit der neuen Republik über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu handeln. Allein die Staats-Commissarien gaben ihnen, in Alt-Römischem Geiste, zur Antwort: „Nur dem Parlamente von

England käme es zu, ihrer Nation eine Verfassung zu geben; dasselbe würde diejenigen, welche friedlich und seiner Gewalt unterwürfig gelebt hätten, von denen zu unterscheiden wissen, welche in dem ersten Jahre der Rebellion Mord und Grausamkeiten an den Protestanten verübt oder begünstigt hätten. Ein sicheres Geleit könnte ihnen nicht bewilligt werden; diejenigen aber, welche freiwillig die Waffen niederlegen und sich unterwerfen würden, sollten so gütig behandelt werden, als sie es von der Gerechtigkeit erwarten dürften. „ — Auf diese entschlossene Antwort unterwarf sich der Oberste Fitzpatrick mit seinem ganzen Regimente. Und ob er gleich von der Geistlichkeit, die sich noch immer gute Bedingungen schmeichelte, wenn die ganze Nation zusammen hielte, in den Kirchenbann gethan wurde, so folgten dennoch der Oberste Odwyer mit seiner Brigade, und der Graf von Westmeath mit seinen in Leinster unter sich habenden Irländischen Truppen Fitzpatrick's Beispiele. Die letzte Gestalt einer Armee hatte nur Lord Musserry noch übrig. Allein auch dieser, obschon geschützt durch einen sehr festen Platz in der Grafschaft Kary, unterlag sehr bald Ludlow's kriegerischen Fähigkeiten.

Oliver Cromwell's Bestallung zum Lord-Lieutenant von Irland, die auf drei Jahre gelautet hatte, erlosch nach dem Ablaufe derselben. Seine Anhänger im Parlamente

thaten den Vorschlag, dieselbe zu erneuern; und, da er selbst anderweitig nöthiger war, an seiner Statt Lambert, in der Eigenschaft eines Deputirten, nach Irland zu senden. Diesem Vorschlage setzten sich die echten Freunde der Freiheit eben so kräftig entgegen, als er dem Geiste der Republik widerstritt. Cromwell selbst ließ daher seine Ansprüche fahren, und der Vorschlag wurde verworfen. Nichts desto weniger mochte er wohl seine guten Gründe haben, darauf anzutragen, daß das Parlament, ob es gleich nicht für zuträglich hielte, ferner einen Lord-Lieutenant in Irland zu halten, dennoch, in Rücksicht auf Lambert's Verdienste, diesen, in dem Charakter und mit der Gewalt eines Abgeordneten, nach Irland senden möchte. Er suchte dabei das Parlament zu überreden, daß die Armee daselbst unzufrieden seyn würde, wenn sie nicht einen Oberbefehlshaber von Lambert's Eigenschaften erhielte. Allein Weaven, einer der Staats-Commissarien von Irland, zeigte vollkommen den Angrund von Cromwell's Vorspiegelungen, und versicherte dem Parlamente aus eigener Erfahrung, daß alle unbefangenen Einwohner dieses Landes und die ganze Armee, einige wenige Parteisüchtige etwa ausgenommen, nicht nur mit den gegenwärtigen Militär- und Civil-Einrichtungen, sondern auch mit denen, die denselben vorständen, sehr wohl zufrieden wären. Er that daher den Vorschlag, die Voll-

sen Bezirk sollten sich alle Juden der auf einen gewissen Tag bei Lebensstrafe begeben; und Alle, Mann, Weib oder Kind, welche nach dieser Zeit sich an irgend einem andern Orte des Königreiches betreten lassen würden, sollten von Jedermann todt geschlagen werden dürfen. Die Ländereien innerhalb dieses Bezirkes, des allerunfruchtbarsten im ganzen Königreiche, wurden, aus Gnade und Barmherzigkeit der Landesherr, den dahin Verbannten in solchem Maße zugetheilet, daß sie unter großen Anstrengungen höchstens davon leben konnten. Denjenigen Personen, welchen man große Ländereien in andern Provinzen weggenommen hatte, wurden größere Antheile in diesem Bezirke zugebilligt. Solcher Gestalt traf es sich, daß Einige, besonders wenn sie mit Wohnungen versehen waren, von ihrem Loose zwar hinlänglich leben konnten, allein doch niemahls nur den fünften Theil desjenigen wieder gewannen, was sie in weit bessern Provinzen verloren hatten. Und damit sie sich dieses Gnadengeschenkes nicht überheben möchten, so war es eine Bedingung dieser Aussöhnung, daß sie in Betracht dessen, was ihnen hiermit bewilligt würde, allen ihren vorigen Rechten und Ansprüchen an die ihnen genommenen Grundstücke entsagen müßten; und so mußten sie sich und ihre Erben auf immer des Rechtes berauben, jemahls an ihr altes Eigenthum wieder Ansprüche zu machen. Auf diese Art wurde die Wiedereinsetzung,

nie man es nannte, von Connaught vollendet, und die ganze Irländische Nation in diesen Bezirk eingeschlossen. Das übrige Irland verblieb Theils den Engländern, Theils den alten Lords und rechtmäßigen Eigenthümern, welche alle Protestanten waren, (denn kein Römischkatholischer wurde zugelassen,) und entweder das Parlament nie beleidigt, oder ihm gedient, oder sich wegen ihrer Vergehungen, nach Maßgabe gewisser Artikel, mit ihm ausgesöhnt hatten, Theils den Unternehmern und den Soldaten.„

Diese gänzliche Eroberung und neue Einrichtung Irland's vollbrachte die Republik England, seit Ormond's zweitem Auftritte daselbst, in einem Zeitraume von vier Jahren. Wir wenden uns nun zu den Thaten derselben gegen die Schottländer, mit welchen ein so frühzeitiger Kampf nicht hätte vermuthet werden sollen, als gleichwohl schon vor der vollendeten Eroberung Irland's Statt fand.

In Schottland herrschte allgemein der eifrigste Presbyterianismus. Dieser hatte sich schon seit mehrern Jahren gegen die Anmaßungen der Königsgewalt auf das äußerste gesträubt. Er hatte, als der unglückliche Karl den Versuch machte, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, und damit die von den Reformirten des Schweizerlandes entlehnte Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens daselbst zu verdrängen, sich in seiner ganzen Kraft

dagegen erhoben, und ungeachtet eines wüthenden Aufstandes, dennoch mit grosser Ordnung, im Jahre 1637 jene Verbindung unter den Mitgliedern dieser Kirche zu Stande gebracht, welche unter dem Nahmen des Schottischen Covenants so berühmt ist. Kraft derselben hatten alle Theilnehmer nicht nur feierlich dem Papstthum, für welches man dem Hause Stuart zu viel Gunst beimaß, entsagt, sondern sich auch verpflichtet, allen Neuerungen in Religions- und Kirchensachen gegen Jedermann den kräftigsten Widerstand zu leisten. Gesinnungen und Handlungen der Schottländer, wie diese, und Karl's fruchtlose, ja selbst nachtheilige Machtversuche dagegen hatten die Absichten derjenigen befördert, die auch in England mit seiner Regierung mißvergnügt waren. Die Mitglieder des im Jahre 1640 versammelten Parlamentes, muthig gemacht durch die in der Nähe zu Newcastle stehende Schottländische Insurgenten-Armee, hatten den König nöthigen dürfen, dieß Parlament für beständig zu erklären, oder wenigstens zu versprechen, daß er dasselbe, ohne selbst eigene Einwilligung, nicht aufheben wolle. Diese wichtige Einräumung hatte den Knoten zu dem nachfolgenden großen handlungsvollen Schauspiele geschürzt, welcher sich endlich so tragisch für den König löste. Wiewohl der Convenant sich nicht eben gegen die Person des Königs und dessen Regierung geäußert, sondern vielmehr Ausdrücke

keit durch erklärt hatte, so war dieß dennoch nur unter der Bedingung geschehen, daß der Religions- und Kirchenzustand in Schottland unversehrt erhalten würde. Der erwähnte Hader mit den Schotten war zwar längst durch Friedensverträge beigelegt; aber dennoch hatten in den nachherigen Kämpfen zwischen dem Könige und dem Englischen Parlamente die Schotten nichts weniger, als eine allgemeine Gunst für die Sache des Königs an den Tag gelegt. Als dieser nach seiner bei Naseby durch den Lord Fairfax erlittenen entscheidenden Niederlage, und nach der gänzlichen Zerrüttung seiner Angelegenheiten seine Zuflucht zu der Schottischen Armee zu Newmark genommen, hatten ihn die Schotten zwar mit dem äußerlichen Anscheine der ihm gebührenden Ehrfurcht aufgenommen, allein ihn auch, unter dem Vorwande, seine Person zu schützen, unter die Obhuth einer Wache gesetzt, die ihn in der That zum Gefangenen machte. Die Schotten hatten endlich sogar seine Person an das Englische Parlament ausgeliefert. Der letzte Versuch, den die Schottischen Königsfreunde, auf Betrieb und unter Anführung des Herzogs von Hamilton, gegen das Englische Parlament durch einen Einfall mit zwanzig tausend Mann gemacht hatten, war durch den siegreichen Cromwell gänzlich vereitelt, und dadurch die Königspartei in Schottland ganz unterdrückt worden. Die hef-

tigsten Widersacher des Königs hatten dadurch das Heft der Schottischen Regierung in die Hände bekommen. Alles war nunmehr zur Freundschaft und Eintracht mit dem Englischen Parlamente gestimmt. Diese Stimmung und die friedliche Lage der Angelegenheiten würden vielleicht von Dauer gewesen seyn, wenn in den letzten Akten des Trauerspiels die Gestalt des Englischen Parlamentes dieselbige geblieben wäre, die sie in den ersten war. Es bestand nähmlich damahls dasselbe aus drei Parteien, aus gemäßigten Royalisten, aus Presbyterianern und Independenten. Die Ersten, noch immer für die Beibehaltung der Monarchie und bischöflichen Kirchenverfassung gestimmt, widersetzten sich nur den unbefugten Anmaßungen derselben, und strebten, ihre Gewalt in die gehörigen Schranken zurück zu führen. Die Zweiten arbeiteten zwar nicht gegen die Monarchie, allein desto mehr gegen die Bischofsgewalt. Die Dritten waren wider Beide eingenommen, und trachteten nach einer Republik. Lange vermochten die ersten Parteien, besonders die Presbyterianer, mehr, als die Independenten. Endlich gelang durch Beistand der Officiere von der Armee, besonders aber Cromwell's, der von der Independenten-Partei war, oder zu Erreichung seiner damahls noch geheimen ehrgeizigen Absichten zu seyn vorgab, jene berühmte Säuberung des Parlamentes, wodurch die gemäßigten Royalisten und Presbyterian-

nur ausgetrieben wurden, und die Independenten die Herrschaft allein behielten. Dieser Streich entschied über das Schicksal der Monarchie und des Königs.

Kaum hatten die Schotten, denen weit mehr an ihrem Religions- und Kirchen-System, als an einer noch so vortrefflichen auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung gelegen war, den Sturz ihrer presbyterianischen Brüder in England vernommen, so gerieth die Bigotterie in heftige Bewegungen. Die von den Independenten behauptete Gewissensfreiheit, und die nunmehr zu befürchtende gesetzmäßige Duldung waren ihr ein Gräuel. Alles, was nunmehr in England verhandelt wurde, schien ihr das Werk einer sündlichen und gottlosen Ketzerei zu seyn. An die Stelle der kaum noch bestandenen Eintracht traten Widerspruch und Hader. Schottische Abgeordnete erschienen sogleich in England, um gegen den Königsproceß, gegen Ketzerei und Kirchenspaltung zu protestiren, „damit die rechtgläubigen Presbyterianer, wie die Abgeordneten sich ausdrückten, sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen möchten.„ Das Englische Parlament zog nicht eher, als nach der Hinrichtung des Königs, die Einreden der Schotten in Erwägung. Es vertheidigte sein Verfahren, als der Englischen Grundverfassung angemessen, und erklärte, daß es der Ausübung seiner Macht durch keine Schotti-

schen Aussprüche Schranken setzen lassen würde. Es wäre nicht gesonnen wäre, sich in Schottland's Angelegenheiten zu mischen, sondern die Einrichtung der Regierung daselbst dem Belieben seiner Einwohner überlasse, so wären auch die Engländer entschlossen, ihre Freiheiten, so weit Gott ihnen solches gestattete, zu handhaben. „Wir glauben, fügten sie hinzu, daß das gegen den König beobachtete Verfahren, so wie auch das, welches sie noch gegen die übrigen Hauptfeinde ihres Friedens zu beobachten gesonnen wären, zur Wohlfahrt beider Nationen gereiche. Wollten die Schotten von diesen Umständen Gebrauch machen, ihre Freiheiten und Gerechtsame zu behaupten, so wären die Engländer bereit, ihnen allen freundnachbarlichen Beistand zu leisten. Übrigens forderten sie selbige auf das ernstlichste auf, Alles vorher auf das reiflichste zu überlegen, ehe sie einen Hader anfingen, der ihnen keinen Vortheil bringen, wohl aber sie selbst und ihre Nachkommenschaft in das Elend eines langwierigen Krieges stürzen, und zuletzt unter das Joch eines Tyrannen und seiner Abkömmlinge beugen könnte."

Die Antwort auf die freundliche Erklärung und Warnung war so bitter, so beleidigend, so anmaßend, daß das Parlament die Schottischen Abgeordneten in Verhaft nahm; „um, wie es sich ausdrückte, ihre Personen vor den Gewaltthätigkeiten des Pöbels sicher zu stellen, und ih-

nen den Umgang mit allen denen abzuschneiden, welche das in ihnen Schriftum enthaltene Gift des Aufruhrs weiter zu verbreiten Lust haben möchten.

Das Schottische Parlament hielt nicht nur Inhalt und Ausdruck der Erklärungen seiner Abgeordneten gut, und legte sich über das an ihnen begangene Völkerrecht, sondern nahm auch seinen Aufstand, den Karl Stuart, ältesten Sohn des hingerichteten Königs, zum Erben und Thronfolger in dem Königreiche Schottland unter der Bedingung zu erklären, daß derselbe, bevor er zur wirklichen Ausübung der königlichen Gewalt zugelassen würde, das Königreich in Ansehung alles desjenigen, was die Sicherheit der Religion, die Vereinigung beider Königreiche und die Wohlfahrt und den Frieden von Schottland, der feierlichen National-Verbindung des Convenants gemäß betrafe, zufrieden stellte.

Die unmittelbare Frucht dieses unweisen Verfahrens war, daß sich ein zahlreiches Corps Royalisten unter Middleton versammelte, um dem Könige sogleich bei seiner Ankunft dienstbar zu seyn und vermuthlich die Bedingungen verwerfen zu helfen, unter welchen er ernannt worden war. Das Schottische Parlament sah sich daher genöthigt, unter Leslay ein Heer gegen diese Dienstbeflissenheit der Höflinge aufzustellen. Die Kirche machte eine Erklärung bekannt, daß König, ungeachtet seiner anerkannten Rechten den Nach-

folge, dennoch nicht eher aufnehmen zu wollen, als bis er den Convenant unterzeichnet, sich der Kirchenzucht unterworfen, und so wohl den Sünden seines väterlichen Hauses, als der Gottlosigkeit seiner Mutter entsagt hätte. Karl aber versprach sich damahls noch allzu fest die Erhaltung des Königreichs Irland, und durch dasselbe eine so kräftige Unterstützung seiner Sache, daß er nicht nöthig zu haben glaubte, sich von seinen neuen Unterthanen Bedingungen vorschreiben zu lassen.

Während die Schotten auf diese Weise den Samen zu neuen bürgerlichen Unruhen und zu Fehden mit dem Auslande ausstreueten, suchte das Englische Parlament durch kräftige Maßregeln, nicht nur einen festen Grund zu der künftigen Verfassung zu legen, sondern auch derselben bei Auswärtigen Ehrfurcht zu verschaffen. Nachdem die Levellers unterdrückt waren, wurde es durch eine Parlaments-Acte für Hochverrath erklärt, die gegenwärtige Regierung für tyrannisch, angemaßt und unrechtmäßig auszugeben; den Gemeinen im Parlamente die oberste Staatsgewalt abzusprechen; nach dem Umsturze der gegenwärtigen Regierung zu trachten; Meutereien unter den Soldaten anzustiften; sich mit denen zu vereinigen, welche England oder Irland angriffen; sich gegen das Parlament zu empören, seinen fremden oder einheimischen Feinden anzuhangen; oder das große

Siegel nachzumachen. Alle Mitglieder des Parlaments, so wie auch alle diejenigen, welche irgend ein bürgerliches, geistliches oder militairisches Amt innerhalb des Britischen Gebiethes bekleideten, mußten sich verpflichten, der Republik England treu, hold und gewärtig zu seyn. Eben diese Verpflichtung wurde, durch eine nachherige Akte, Allem, was achtzehn Jahre alt war, auferlegt. Reynolds on, der Lord-Mayor von London, welcher sich geweigert hatte, die Akte bekannt zu machen, welche die königliche Regierung abschaffte, wurde in zwei tausend Pfund Sterling Strafe genommen, seines Amtes entsetzt, und auf einen Monath eingekerkert. Vier andere Aldermänner wurden ihrer Posten unfähig erklärt. Das republikanische Interesse gewann, bei der neuen Besetzung der obrigkeitlichen Aemter, die Oberhand. Dieser Umstand verschaffte der Regierung ein solches Zutrauen, daß sie ein hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling von der Stadt borgen, und die Zinsen von acht auf hundert zu sechs herabhandeln konnte. Zum Beweise der Eintracht zwischen der Bürgerschaft und der regierenden Macht gab jene bei der Rückkehr des Generals von der Unterdrückung der Levellers dem Parlamente ein kostbares Fest. Das Parlament, um das Volk mit seinen Handlungen auszusöhnen, die Factionswuth zu besänftigen, und das Gift papistischer, prälatischer und presbyterianischer Bigotterie zu mildern,

ließ verschiedene Erklärungen ausgehen, worin dasselbe, nach Maßgabe der richtigsten Staatsgrundsätze und den Erfahrungen aus den Zeiten republikanischer Gehässigkeit, sein Verfahren in Anordnung der neuen Regierungsform vertheidigte. Es verhieß dem Volke die ganze Erfüllung seiner wärmsten Wünsche in Ansehung der Freiheit, der Beförderung der echten protestantischen Religion, einer dauerhaften Kirchenverfassung, und der allgemeinen Wohlfahrt von England und Irland. „Da man sich, hieß es, in die Regierungs-Angelegenheiten fremder Königreiche und Staaten weder bisher gemischt, noch auch künftig zu mischen gedenke, so versprache man sich von außen her ein Gleiches, und hoffe nicht, daß diejenigen, denen es nicht gebühre, sich in England's Angelegenheiten mischen würden. Sollte aber gleichwohl eine solche Beleidigung vorgehen, so hoffe man, durch den Muth und die Kunst der Englischen Nation, unter göttlichem Beistande, seine Gerechtsame vollkommen vertheidigen zu können.„

Dieses republikanische Muth- und Kraftgefühl äußerte sich nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Durch ausgesendete Geschäftsträger suchte das Parlament ein freundschaftliches Verkehr mit den übrigen Mächten von Europa zu unterhalten. Zwei derselben fielen durch die Hände royalistischer Meuchelmörder. Dorislaus im Haag, und Ascham zu Madrid. Beiden Oertern Regierungen thaten der

Gerechtigkeit gar wenig Genüge. Das Parlament beschwerte sich darüber nicht nur in sehr hohem Tone, sondern ließ auch zur Wiedervergeltung und zum Schrecken dieser giftigen Partei sechs royalistischen Verbrechern, die noch keine Verzeihung erhalten hatten, sogleich den Todesproceß machen.

Der junge König der Schotten hatte sich bisher im Haag aufgehalten. Mit so ungünstigen Blicken auch die Holländer der Kraft entgegen sahen, wozu die junge Republik bald empor zu wachsen versprach; so sehr sie daher aus Grundsätzen der Selbstvertheidigung der Königssache geneigt seyn mochten: so stand es ihnen doch nicht an, durch einen längern Aufenthalt des Königs in Holland das besondere Ziel des Mißvergnügens des Parlamentes zu werden. Sie legten es daher, besonders nach Dorislaus Ermordung, dem Könige so nahe, sich hinweg zu begeben, daß dieser nicht mehr umhin konnte, förmlichen Abschied von der dasigen Regierung zu nehmen, und nach Frankreich zurück zu kehren. Der hierselbst nach Richelieu's Tode an das Staatsruder getretene Cardinal Mazarin hatte zu viel gegen einheimische Widersacher seiner Person und Macht zu kämpfen, als daß er sich auch noch in fremde Händel zu verwickeln Lust gehabt hätte. Da also Karl an dem Französischen Hofe keine Unterstützung fand, so begab er sich bald von dannen

nach der Britischen Insel Jersey, welche sich der neuen Regierung noch nicht unterworfen hatte. Zu Jersey bath Winram, Laird von Liberton, der Schottische Abgeordnete, ihn auf das dringendste, die Regierung des Königreiches unter den vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Da nun seine bisherigen Hoffnungen, Irland zu erhalten, durch die Fortschritte der parlamentarischen Waffen daselbst gänzlich gelähmt wurden, so fing er allmählig an, den Schottischen Anerbiethungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Liberton bekam eine höfliche Antwort, und die Stadt Breda wurde zu einer Zusammenkunft der Schottischen Abgeordneten mit dem Könige bestimmt, um daselbst diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Schotten in Richtigkeit zu bringen. Beide Theile kamen wirklich in Breda zusammen, und die Unterhandlung wurde eröffnet. Da aber die unnachlaßlichen Bedingungen der Schottischen Abgeordneten zum Theil von solcher Beschaffenheit waren, daß Karl's Englische Anhänger und Rathgeber ihre Rechnung dabei nicht fanden, so setzten sich diese mit allen Künsten sophistischer Überredung dagegen, und erfüllten den König mit Hoffnungen, auch wohl ohne Bedingungen mit den Schotten noch fertig zu werden. Diese verfehlten keinesweges ihr Ziel bei einem jungen leichtsinnigen Menschen, der ganz von allen Grundsätzen entblößt war, die ihn selbst hätten leiten sollen, und

welcher zu wenig Religion und Sittlichkeit hatte, um auch die schlechteste Rolle von sich abzulehnen, wenn sie nur egoistischen Absichten beförderlich zu seyn schien. Anstatt jedoch ein redliches und offenherziges Nein den Schottischen Abgeordneten zu antworten, und dann ohne Hehl, wie es einem edeln und tapfern Manne geziemet, zu verfahren, zog er vielmehr, mit eben der verächtlichen Hinterlist und Schlauheit, womit auch sein Vater bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren gewohnt war, die Unterhandlung unentschieden in die Länge; suchte aber gleichwohl indessen sein königliches Ansehen durch Waffen in Schottland herzustellen. James Graham, Marquis von Monrose, der gistigste und gefährlichste Schwärmer für die Königssache, der schon ehedem seine Rolle, wiewohl mit schlechtem Erfolge, in Schottland als General-Capitän gespielt, und sich, aus mancherlei Ursachen, den Haß aller Parteien daselbst zugezogen hatte, war von ihm in dem vorigen Posten von neuen bestätigt worden, und er hatte bereits im Haag Maßregeln gegen Schottland mit ihm verabredet. Als Karl dem Vertrage mit den Schotten zu Breda nicht mehr ausweichen zu können glaubte, schrieb er einen sehr dringenden Brief an Monrose, seine Zubereitungen zu einer Landung in Schottland zu beschleunigen, um den Schluß des Vertrages, wie er sich ausdrückte, noch abzuwenden, Falls es Gott

geſtelle, ihn mit gutem Erfolge zu ſegnen. Monroſe hatte, der Verabredung gemäß, bei'm Kaiſer, ingleichen bei den Höfen von Dänemark und Schweden um Unterſtützung mit Geld, Waffen und Mannſchaft angehalten. Da aber dieſe Unterſtützung Theils ſpät einlief, Theils ſeinen hochfliegenden Erwartungen nicht entſprach, und Monroſe nunmehr fürchtete, daß der König zu einem ſolchen Vertrage mit den Schotten genöthigt werden möchte, der ihn ſeiner Stelle und mithin der Gelegenheit beraubte, ſeine vermeinte Heldenrolle fort zu ſpielen, ſo ſegelte er mit nicht mehr, als fünf hundert Mann, die er im nördlichen Holland und Deutſchland zuſammen gerafft hatte, nach den Orkney-Inſeln ab.

Dieſer abenteuerliche Ritterzug mißlang, wie nicht anders zu erwarten war. Monroſe'ns Häuflein, das nirgends, ſelbſt bei den Königlichgeſinnten keine Unterſtützung fand, wurde bald durch Lesley zerſprengt; Monroſe ſelbſt gefangen genommen; mit einem ſchaudererweckenden Schaugepränge nach Edinburg gebracht, und nach einem kurzen Proceſſe daſelbſt öffentlich hingerichtet.

Mit der Nachricht hiervon ſanken Karl's Hoffnungen, die Schotten nach ſeiner Willkür zu behandeln. Er weigerte ſich nicht länger gegen ihre Bedingungen; ging, unter einer Bedeckung von ſieben Holländiſchen Kriegsſchiffen, un-

ter Segel; und kam wohlbehalten zu Frith in Cromarty an. So viele Zuneigung ihm die Schotten auch bewiesen haben würden, wenn sein Betragen bei und während der Unterhandlung redlich und offenherzig gewesen, und so Manches nicht vorgegangen wäre, was sich bei dieser Lage der Dinge nicht geziemte, so war doch nunmehr ein solches Mißtrauen bei ihnen rege geworden, daß sie ihn nicht eher an das Land kommen lassen wollten, als bis er den Convenant unterzeichnet hätte. Keiner von seinen Englischen Begleitern, als nur der Herzog von Buckingham, durften um seine Person und im Königreiche bleiben.

Während dieser Verhandlungen hatte zwar das Englische Parlament nichts unversucht gelassen, die Schottischen Anhänger des Convenants zu überführen, wie widersprechend und thöricht es wäre, ihr Interesse mit dem Interesse des Stuartischen Hauses zu vereinigen. Als es aber sah, daß Alles nichts half, und die Unterhandlung sich zur Aussöhnung neigte, so rüstete es sich zu einem Kriege, der bei einem solchen Ausgange unvermeidlich zu seyn schien. Fairfax, der noch immer die Stelle eines General-Capitäns über die republikanische Armee bekleidete, war wegen seiner Enthaltsamkeit, bei dem ununterbrochensten Glücke, und bei seinen allgemein anerkannten kriegerischen Fähigkeiten der einzige Befehlshaber, dem die junge Republik wichtige Unter-

nehmungen anvertrauen konnte, welche, wenn ein glücklicher Erfolg sie krönte, nothwendig Macht, Ruhm und Volksgunst erwerben mußten. Allein ein Kampf mit den Schotten, an deren Spitze der natürliche Feind der Englischen Republik stand, hatte zu viel Reitz für Cromwell's rege und täglich wachsende Ehrsucht, um nicht eine Rolle dabei zu verlangen. Der Ruhm, welchen er durch seine schnellen Siege in Irland erworben hatte, gab den Freunden und Geschöpfen seines Ansehens einen scheinbaren Vorwand zu dem Antrage, daß er von der Befehlshaberschaft in diesem Königreiche abgerufen werden möchte, um die kriegerischen Zurüstungen in England leiten zu helfen. Der Groll zwischen den Independenten und Presbyterianern trug das Seinige bei, daß der Antrag durchging. Cromwell wurde, wie ein siegreicher General, mit mehr Ehrenbezeigungen von dem Parlament empfangen, als ein so selbstsüchtiger Charakter ohne Nachtheil der öffentlichen Wohlfahrt ertragen konnte. Auf die Nachricht, daß man in Schottland ein großes Heer errichtete, und bereits Truppen nach den Grenzen gegen England anrücken ließe, indessen sich die Royalisten hierselbst zum Aufstande anschickten, beschloß das Parlament, nicht nur seine verdächtigen Nachbarn zuerst anzugreifen, sondern traf auch die Verfügung, daß Beide, Fairfax und Cromwell, seine Armee anführen sollten.

So sehr es auch der Staatsklugheit und der Würde der Republik gemäß seyn mochte, den Krieg in des Feindes Land zu spielen, und ihn zu entwaffnen, ehe er seine Zurüstungen zum Anfalle vollendet hatte, so waren doch jetzt viele der eifrigsten Republikaner dawider, die Nation so schnell in diesen Krieg zu jagen, weil sie eines Theils Cromwell's Einfluß bei der Armee, andern Theils die Kosten scheueten, welche nothwendig die Auflagen vermehren mußten, worüber ohnehin schon gemurrt wurde. Besonders laut erhoben die Presbyterianer ihre Stimmen gegen das Vorhaben, ihre Brüder anzugreifen, mit welchen sie durch die geheiligten Bande des Convenants vereinigt wären. Fairfax, auch ein Presbyterianer, stimmte um so mehr mit ein, da er mit der neuen Verfügung, wodurch Cromwell ihm an die Seite gesetzt wurde, mißvergnügt war. Fairfax war zwar, ungeachtet seines Presbyterianismus, in Ansehung so wohl politischer, als religiöser Gegenstände, ein Mann von einer ungleich edlern Unbefangenheit der Gesinnungen, als der größte Theil seiner Glaubensverwandten. Er hatte gegen eine republikanische Verfassung nichts einzuwenden, wofern sie nur von einem echten Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit belebt würde. Eben so wenig war er auch ein Feind der Duldung, wofern die äußere Verfassung nur presbyterianisch bliebe. Gleichwohl, gekränkt durch die gänzliche

Ausschließung seiner Secte von aller geist- und weltlichen Landesregierung; täglich angefachelt von seinem ungestümen herrschsüchtigen Weibe, einer engbrüstigen, von Priestern geleiteten Calvinistinn; dabei zu gewissenhaft, die öffentliche Treue zu verletzen, und zu unwillig über die, auf seine Kosten von dem Parlamente an Cromwell verschwendeten Ehrenbezeigungen: gerieth er unglücklicher Weise in eine so widerwärtige Gemüthsstimmung, daß er sich selbst eine Gewalt entschlug, die nothwendig in so rechtschaffenen Händen, wie die seinigen, bleiben mußte, wenn die junge, noch nicht zur vollen Kraft ausgewachsene Freiheit nicht der Selbstsucht ihrer minder tugendhaften Bekenner zum Raube werden sollte. Er erklärte der Commission des großen Siegels, wie er seine vorige Bestallung durch die neue Verfügung für erloschen ansehe, und sich solcher Gestalt seiner Pflichten entbunden achtete; wie ihm seine schwache Gesundheit und sein Gewissen verböthen, von neuen ein so großes und wichtiges Amt zu übernehmen; und wie er daher bäthe, ihn bei dem Parlamente bestens zu entschuldigen.

So bald das Parlament den Bericht hiervon erhalten hatte, verordnete dasselbe, daß ein Ausschuß des Staatsrathes sich bemühen sollte, dem General seine Bedenklichkeiten zu benehmen, und ihn zur Verwendung seiner Dienste bei einer so wichtigen Angelegenheit zu bewegen. Allein

umsonst bestrebten sich die beyden ernannten Mitglieder, Cromwell, Lambert, Harrison, St. John und Whitlock, die von Fairfax aufgestellten Einwürfe zu widerlegen. Fairfax fuhr immer fort, die Zärtlichkeit seines Gewissens vorzuschützen, und blieb unwandelbar bei seinem Entschlusse, den Befehlshaberstab nicht anzunehmen, obgleich Cromwell, der die Unbiegsamkeit seines Gemüthes, so bald er sich einmahl irgend wozu entschlossen hatte, wohl kannte, das Heuchelspiel der Zurückhaltung so weit trieb, daß er selbst Thränen dabei vergoß. Zum großen Verdrusse, und zur nicht geringen Besorgniß aller echten Freunde der Freiheit, die hinter dem blauen Dunste der Heuchelei Cromwell's unsichtliche Absichten wohl wahr zu nehmen vermochten, und sich nur auf Fairfax Ableben vertrösten, entsagte dieser seiner Verfassung, und Cromwell wurde zum Oberbefehlshaber der ganzen Englischen Macht ernennet. Verwegenern und gefährlichern Händen konnte eine Republik, die bisher fast allein durch die Gewalt der Waffen bestand, ein so wichtiges Commando nicht anvertrauen.

Zu Anfange des Monaths Julius, 1650, rückte Cromwell mit einem Heere von sechzehn tausend Mann in Schottland, nachdem das Parlament zuvor, in der Absicht, das presbyterianische Gewissen zu beruhigen, eine Erklärung ausgehen lassen, welche die Gründe und Ursachen dieses Un-

griffes in's Licht setzen. Die Schotten hatten es an den nöthigen Gegenrüstungen gleichfalls nicht ermangeln lassen. Ein Heer von zwölf tausend Mann, angeführt von Lesley, lag verschanzt zwischen Edinburg und Läth. Lesley, anstatt sich mit einem so erfahrnen und glücklichen Feldherrn, wie Cromwell, in eine offene Feldschlacht einzulassen, suchte vielmehr erst durch kleinere Gefechte den Muth und die Kräfte seiner noch ungeübten und verzagten Truppen zu beleben. Durch eine genaue Befolgung dieser weisen und behuthsamen Maßregel gelang es ihm, sein Heer nicht nur an Zahl, sondern auch an Kraft zu verstärken.

Die Schottischen Puritaner hatten sich durch ihre letzten Schritte in solche Schwierigkeiten verwickelt, daß, während sie auf der einen Seite ihren feierlichen Convenant gegen eine Englische Heeresmacht zu vertheidigen hatten, sie auf der andern noch weit mehr von ihren natürlichen Feinden, nähmlich ihrem neu erwählten Oberherrn und seinen Anhängern, befürchten mußten. Vier tausend Königsfreunde, damahls durch die Nahmen der „Übelgesinnten und Anwesenden,“ (Malignants and Engagers,) ausgezeichnet, nebst dem Könige selbst, welcher die Herzen der Soldaten durch kriegerische Unternehmungen für sich einzunehmen gesucht hatte, mußten das Lager verlassen. Und da der König bisher noch immer der Ablegung eines öffentlichen Zeugnisses von der

Aufrichtigkeit seiner, neuerdings angenommenen Gesinnungen ausgewichen war, so ließen nicht nur die allgemeine Versammlung, sondern auch, nach deren Beispiele, der Staatenausschuß und die Armee Erklärungen ausgehen, worin sie betheuerten, daß ihre Sache keineswegs die Sache der „Übelgesinnten„ wäre, daß sie fest ihren vorigen Grundsätzen anhingen, und nur für diese die Waffen führten. Sie sagten sich von der Schuld ihres Beherrschers und seines Hauses los, und behaupteten, daß sie sich seiner Person und Sache nicht anders annähmen, als in so fern er diese der Sache Gottes unterordnete, dieselbe anerkennte und beförderte, und die Sünde seines Hauses so wohl, als auch seine eigene vorige Aufführung bereuete.

Da Karl, welcher den Convenant angenommen, an welchen er nicht glaubte, und feierlich geschworen hatte, etwas zu erhalten, was er bei der ersten günstigen Gelegenheit zu vernichten gedachte, endlich sah, daß bloße Privatversicherungen, ohne das von ihm verlangte öffentliche Zeugniß der Aufrichtigkeit, die Anhänger des Convenants nicht beruhigen würden, so entschloß er sich endlich zu dem folgenden mehr kundbaren, aber auch desto entscheidendern Denkmahle seiner Verstellung. Er dankte in einer öffentlichen Erklärung für die gnädigen Fügungen der Vorsehung, wodurch er aus den Schlingen böser Rathgeber erlöset, wodurch er nunmehr von

der Rechtmäßigkeit des Convenants vollkommen überzeugt, und so fest bestimmt worden wäre, sich und seine Sache ganz allein Gott anheim zu stellen. Er gab vor, tief gebeugten und zerschlagenen Geistes darüber zu seyn, daß sein Vater so bösen Rathschlägen gefolgt wäre, daß er sich dem Convenant und dem Reformations-Werke widersetzt, und das Blut des Volkes Gottes in allen Bezirken seiner Herrschaft vergossen hätte. Er beklagte die Abgötterei seiner Mutter, und die Duldung derselben in seinem väterlichen Hause. „Ein großes Ärgerniß, — so lauteten seine eigenen Worte, — für alle protestantischen Kirchen, und eine große Beleidigung desjenigen, der ein eifriger Gott ist, und die Sünden der Väter an ihren Kindern heimsucht!„ Er erklärte, keine anderen Feinde haben zu wollen, als die des Convenants; er behauptete seinen Abscheu gegen Pabstthum, Aberglauben, Prälatenschaft, Ketzerei, Religionsspaltung und Ruchlosigkeit, und gab vor, wie er fest entschlossen wäre, von dem Allen nichts in seinem Gebiethe zu begünstigen, oder zu dulden. Er gelobte, nimmermehr denen wohl zu wollen, welche ihren Vortheil dem Evangelium und dem Königreiche Christi verzögen. Er bekannte, in seinem Gewissen von der ausnehmend großen Sündlichkeit und Unrechtmäßigkeit des mit den blutigen Irländischen Rebellen eingegangenen Friedensvertrages überzeugt zu seyn; und, so wie er denselben

für ganz ungültig erklärte, so versicherte er auch, daß er es tief vor dem Herren bereue, eine so widerrechtliche Hülfe zur Wiedererlangung des Thrones gesucht zu haben. Trübsal sollte ihm künftig lieber, als Sünde seyn; und auf diese Weise hoffte er, daß, was für Unglück auch seine vorige Verschuldung über sein Haupt gebracht haben möchte, dennoch nunmehr, da ihm die Gnade widerfahren wäre, auf Gottes Seite zu stehen, und den Vorzug der Sache seines Schöpfers vor der seinigen zu erkennen, die göttliche Vorsehung seine Waffen mit Glück krönen würde. — Und diese ganze Erklärung war Lug, wie er selbst, zur Zeit der Unterzeichnung, gegen den Dechanten von Tuam in Irland erklärte. So pflicht- und ehrvergessen können Menschen seyn, wenn es um Kronen zu thun ist!

Karl I. suchte, bei seiner Verstellungskunst, durch Jesuitische Ausflüchte doch wenigstens den Schein der Ehrlichkeit beizubehalten. Dessen weit leichtsinnigerem Sohne verursachte es kein Bedenken, seine eben so bösen Absichten hinter einem Betruge zu verbergen, der keinerlei Ausflucht zur Ehrenrettung seines Charakters mehr übrig ließ. Gleichwohl besaß er nicht Verschlagenheit genug, die Nichtswürdigkeit seiner Gesinnungen so tief zu verstecken, daß man sich auf seine, durch die Zeitumstände veranlaßte Nachgibigkeit, und auf die Feierlichkeit seiner Eidschwüre und Verheissun-

gen überall zulassen hätte. Die Schottischen Convenants-Genossen, mehr, um ihre Brüder, die Englischen Presbyterianer zu beruhigen, welche das Parlament überredet hatte, daß die Schotten durch Karls Erhebung von ihren Grundsätzen abgewichen wären; als weil sie eine mehr Sicherheit zu hoffen hätten, wenn sie dem Gewissen des Leichtsinnigen neue Fesseln anlegten, leisteten einen Anreiz gegen ihn ein, der noch weit furchtbarer und tränkender war, als der, unter welchem sein Vater erlag. Anstatt der Krönungsfeier, die vor der Hand noch ausgesetzt wurde, vermutheilten sie ihn zu einer öffentlichen Demüthigung und Buße vor allem Volke für seine, seines Vaters und Großvaters Sünden und für die Abgötterei seiner Mutter.

Während die Schottischen Convenants-Genossen bemüht waren, durch solche öffentlichen Ausstellungen der Unzuverlässigkeit ihres Königs, sich selbst und Andere zu täuschen, behauptete Lesley, ihr General, durch seine Stellung das Übergewicht über Cromwell im Felde. Aus den Grafschaften Roxse und Loth war Alles entfernt worden, was zum Unterhalte der Englischen Armee hätte dienen können; und Cromwell, der es versäumt hatte, auf den Nothfall hinlängliche Vorräthe zur See herbeischaffen zu lassen, sah sich in einer solchen Verlegenheit, daß er sich nach Dunbar zurück ziehen mußte. Hierher folgte ihm Lesley sogleich

nach, und lagerte sich, nachdem er die schottischen Pässe und
schen Berwick und Dunbar eingenommen hatte, auf den
Anhöhen von Lammermuir, von wo aus man diese Stadt
überschauet. Cromwell war dermaßen aufgebracht, daß er schon alle sein Fußvolk und sein Geschütz
über Meer nach England zurück sendete, und mit seiner Reiterei durch die feindliche Armee sich durch zu schlagen versuchen wollte, als der Unsinn und die Raserei der
Schottischen Geistlichkeit seine Schmach in Ruhm, seine
Verzweiflung in Zuversicht verwandelten. Voll Zuversicht auf
die eingebildete Verdienstlichkeit ihrer Sache, und die hohe
Gnade, worin sie deßhalb bei Gott stunden, und voll des
Wunsches, die Angreifer nicht ungestraft entkommen zu lassen, behaupteten diese kriegerischen Priester, Offenbarungen zu
haben, daß dieses Heer von Sectirern und Ketzern, sammt
Agag, seinem Feldherrn, von Gott selbst zum Opfer geweiht wäre. Durch die Stärke solcher Versicherungen zwangen
sie ihren Anführer, eine Stellung zu verlassen, die ihm die Eroberung zusicherte, und hernach mit ungleichen Waffen um
den Sieg zu kämpfen. Cromwell, der durch ein Fernglas das Schottische Lager beobachtete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den
Feind in unsere Hände gegeben!„ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der

Rausch der Schwelgerei, noch die Kühnheit der Verzweiflung vermochten, die Schaaren standhaft gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit grossem Gemetzel. Mehr, als nine tausend seien auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht zehn tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wunden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Munnunition, Zelte und Gepäcke seien in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde hierüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Nur ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbetretenen Wünden des Königlichen Hauses, hieß es, der heimliche Eindrung der „Ungetauften„ in Hof und Lager; die Zulassung einer übel gesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Gefechte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und Freiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu Schulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt. Allein trotz dieser Anklagungen, sah doch nunmehr die Partei

sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen, als vorher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Unterstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches sich zu St. Johnstown versammelte, hob die Einschränkungen auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager gehalten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche Buße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen bezeigten, sollten sie so wohl im Lager, als bei Hofe gelassen werden; und die Erniedrigung und Buße des Königs wurde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit grosser Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches Cromwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg bei Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch immer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling; und so bald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein neues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet der bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamilton den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet, sich in der Eigenschaft eines Generals im Lager mit aufzuhalten: Diese Verfügungen machten die Einwohner der westlichen Grafschaften so unzufrieden, daß sie sich weigerten, zu einer Armee zu stossen, welche so weit von den echten Grundsätzen abgewichen wäre, daß sie sich nicht allein von „Anwerbern und

übelgesinnten, Beistand leisten, sondern sogar von solchen anführen ließe. Sie versammelten sich daher zu einem eigenen besondern Corps, und ließen sich von einem Officier, Nahmens Ker, anführen. Der König von Schottland lagerte sich mit seinem Heere zu Torwood, wo ihn nun vorn starke Verschanzungen, und von hinten die Stadt Stirling deckten. Da seine Generale unablässig eben die Maximen befolgten, welche Lesley in dem vorigen Feldzuge, so lange es in seiner Macht war, beobachtet hatte, so lockte sie Cromwell nur vergebens, sich mit ihm in ein Gefecht einzulassen. Nach manchen fruchtlosen Versuchen sendete der Englische Heerführer, in der Absicht, den Schatten die Zufuhr abzuschneiden, einen abgesonderten Haufen unter Lambert's Anführung über den Firth nach Fife. Lambert schlug ein starkes Corps Schotten unter Holbourne und Browne; bemächtigte sich aller Pässe am Firths und verschaffte auf diese Weise dem ganzen Heere einen sichern Übergang. Da nun dasselbe zwischen den Feind und die nördlichen Provinzen zu stehen kam, von diesen aber dessen meiste Stärke und die Zufuhr der Lebensmittel abhing, so konnte er nicht länger mit Sicherheit seine vorige Stellung behalten.

Jetzt schmeichelte sich Cromwell, die Schotten zum Gefechte genöthigt zu haben. Allein, anstatt dieses Manöuvre

zu unternehmen, brachen sie, zu seinem unaussprechlichen Erstaunen, ihr Lager ab, und wendeten sich, vierzehn tausend Mann stark, mit starken Märschen gerade nach England. Cromwell wurde durch diese unerwartete Wendung zwar überrascht, aber nicht außer Fassung gesetzt. Er sandte sogleich Befehle zu Truppenversammlungen in die nördlichen Grafschaften von England, um sich dem Einfalle entgegen zu setzen; er fertigte einen Haufen Reiterei unter Lambert ab, um des Feindes Nachtrab zu beunruhigen, und seinen Marsch zu verzögern; sieben tausend Mann ließ er unter Monk's Anführung zur Bezähmung Schottland's zurück; er selbst zog mit dem übrigen Theile seines Heeres mit aller möglichen Eile dem Könige nach; und, um keinen Vorwurf gegen sich aufkommen zu lassen, als habe er das Land einer Gefahr ausgesetzt, welche hätte abgewendet werden können, rechtfertigte er, in seinem Briefe an das Parlament, sein Betragen. Er behauptete darin, daß, wenn die Regierung nur das Ihrige thäte, den König hinzuhalten, und die haltbaren Päße zu vertheidigen, alsdann unstreitig sein ganzes Heer aufgerieben werden würde; da hingegen durch einen Winterfeldzug in Schottland die Parlaments-Armee hätte zu Grunde gehen können, indem die dasigen Eingeborenen weit mehr, als die Engländer, zu Beschwerden und Mühseligkeiten abgehärtet wären. Das, was Cromwell solcher

Gestalt zur Rechtfertigung seines militärischen Verfahrens, und zur Stärkung des Muthes seiner Landsleute prophezeiet hatte, traf pünctlich ein. Karl sah sich bei seiner Ankunft in England gänzlich in seinen Hoffnungen betrogen, daß nicht nur alle seine Anhänger, sondern auch alle mit der gegenwärtigen Regierung Unzufriedenen sogleich seinen Fahnen zuströmen würden. Die Englischen Presbyterianer waren nicht nur ganz unvorbereitet, sich in ein so plötzliches und unerwartetes Abenteuer einzulassen, sondern auch unwillig über die lange Weigerung des Königs, sich öffentlich und auf gehörige Weise zu Gunsten des Convenants zu erklären. Die Royalisten, obgleich von mehr Eifer belebt, wurden dennoch durch einen ausgelassenen Ministerial-Befehl, daß Jeder, der zugelassen werden wollte, zuvor den Convenant unterzeichnen müßte, abgeschreckt, sich zu dem Schottischen Heere zu schlagen. Aus diesen und andern hinzutretenden Ursachen war der Zuwachs desselben nicht nur sehr unbedeutend, sondern auch viele Schotten waren auf dem Marsche davon entwichen, entweder, weil ihnen aus politischen Ursachen die ganze Unternehmung mißfiel, oder weil das Wagestück sie schreckte, England anzugreifen, und eine Englische Armee im Rücken zu haben. Als daher der König mit seinem abgematteten Heere zu Worcester anlangte, fand er dasselbe nicht zahlrei-

cher, als es schon bei seinem Ausbruche von Vorwand gewesen war.

Während auf diese Weise das Glück die Absichten des Feindes vereitelte, und seine anmaßenden Hoffnungen in Verzweifelung verwandelte, hatten die Verfügungen des Parlamentes gegen diesen Einfall den besten Erfolg. Männer von jeder Nationalpartei, Royalisten nur ausgenommen, ergriffen freiwillig die Waffen zur Vertheidigung der gegenwärtigen Regierung gegen die Anmaßungen des Königs der Schotten. Sogar einige der ausgeschlossenen Parlaments-Glieder traten bei dieser Gelegenheit wieder auf, und der Eifer des Volkes für die Republik war so allgemein, daß Viele bloß die Freiwilligen schon für hinreichend hielten, die Schotten, ohne Beistand der Armee, aus dem Felde zu schlagen.

Unter den wenigen Wagehälsen, die Karl Stuart's Sache verfochten, war der Graf von Derby derjenige, auf welchen sich die Royalisten am meisten verließen. Dieser hatte bisher noch die Insel Man inne behalten, und der Macht der Republik so wohl zu Lande, als Wasser Widerstand geleistet. Um die Zeit, da die Schotten in England einbrachen, unternahm er, an der Spitze von funfzehn hundert Mann Reiterei, eine Landung in Lancashire. Allein, ehe es ihm noch gelang, eine beträchtliche Verstärkung an sich zu ziehen,

wurde er von dem Obersten Lilbourn bei Wigan angegriffen und auf das Haupt geschlagen. Er selbst rettete sich, wiewohl verwundet, mit kaum noch dreißig Reitern nach Worcester, und erweckte daselbst böse Vorahndungen der Zukunft.

Man ging darüber zu Rathe, ob Karl unverzüglich auf die Hauptstadt losgehen sollte. Allein ein Hinderniß, welches Lambert, durch seine auf der Londoner Straße genommene Stellung, verursacht hatte; die Ermüdung des Heeres; die Annäherung Cromwell's; und die Zuneigung der Stadt Worcester, welche allein von allen dem Parlamente sich noch nicht ergeben hatte, und dem Könige jetzt die Thore willig eröffnete, entschieden für den Entschluß, hier zu bleiben, und abzuwarten, was für günstige Gelegenheiten die vielen Empörungen, worauf man hoffte, etwa darbiethen möchten. Entweder aus Nachlässigkeit, oder aus Mangel an Zeit, hatten es die Schotten unterlassen, die gehörigen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen, als die Nachricht einlief, daß der furchtbare Cromwell, dessen Heer auf seinem Zuge von allen Seiten her Verstärkung erhalten hatte, kaum noch eine halbe Tagereise entfernt wäre. Jetzt war es zu spät, noch auf Befestigung zu denken. Cromwell verlor bei seiner Ankunft keinen Augenblick, die gehörigen Anordnungen zum Angriffe zu machen, und sicherte zu

dem Ende seinen Truppen den Übergang über den Fluß Severn. So bald die Landmiliz von Essex, Cheshire und Surry, bei vierzig tausend Mann stark, und von starken Corps regulärer Truppen unterstützt, angerückt war, drang er am 3. September, 1651, dem Jahrstage der Schottischen Niederlage bei Dunbar, von allen Seiten her auf die Schotten ein. Diese wurden, nach einem Gefechte von wenigen Stunden, in einer solchen Unordnung und Verwirrung in die Stadt zurück getrieben, daß es den Engländern gelang, mit ihnen hinein zu dringen. Die von Lesley angeführte Reiterei, die sich außer dem Gefechte hielt, suchte ihr Heil in der Flucht, und überließ das Fußvolk der Willkür des Siegers.

In diesem Treffen wurde das ganze Schottische Heer, sammt hohen und niedern Officieren so wohl, als Gemeinen, wenige Einzelne ausgenommen, entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Denn auch die Reiterei wurde eingeholt, noch ehe sie Lancashire erreichte. Dem Könige, dem Herzoge von Buckingham, und einigen wenigen glücklicheren Abenteurern gelang es, aller Nachforschungen ungeachtet, aus dem Königreiche zu entkommen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

G. A. Bürger's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Siebenter Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

G. A. Bürger's

vermischte Schriften.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Fünfter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

Vorrede des Herausgebers.

In der Vorrede zum dritten Bande dieſer Sammlung von Bürger's ſämmtlichen Werken, die mit dem gegenwärtigen ſiebenten beendigt iſt, habe ich an die Theilnahme erinnert, welche des Verfaſſers Ankündigung und Proben einer jambiſchen Überſetzung der Ilias in Weimar gefunden hatten. Meine Angaben waren nicht vollſtändig, wie aus dem folgenden Briefe an mich von verehrter Hand erhellt.

„Ew. Hochwohlgeboren haben Ihro Königl. Hoheit, dem Großherzog von Weimar, meinem gnädigſten Herrn, zwei Bände nachgelaſſener Bürgeriſchen Werke *) vor einiger Zeit überſendet, wo in einem

*) Den dritten und vierten, nachdem ich in einem eigenen ſchmeichelhaften Schreiben den Beweis erhalten hatte, daß die beiden erſten von dem erhabenen Freunde, Kenner

Vorberichte das Andenken einer im Jahre 1776 zu Gunsten Bürger's unternommenen Subscription erneuert wird. Ich konnte hierüber bei treuem Gedächtniß genugsame Auskunft geben, welche Denenselben mitzutheilen höchsten Ortes befehligt bin.

Mit der im dritten Bande der sämmtlichen Bürgerischen Werke, und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223 — 5, eingeführten Weimarischen Subscription hat es seine völlige Richtigkeit. Der damahls schon lebhafte und nachher so viele Jahre sich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei dem Anerbieten Bürger's rege werden, als er Lust bezeigte, den Homer zu übersetzen. Wie ein solches an- und eingebornes Talent sich auch in diesem Falle benehmen, was es leisten würde, unterlag keiner genauen Untersuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würden gefördert seyn.

---

und Beförderer alles Guten und Schönen mit gewohnter Huld aufgenommen waren.

D. H.

Man begnügte sich auch nicht mit dieser schriftlichen Zusage, sondern man legte die Summe von fünf und sechzig Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürger's Beharrlichkeit stimmten in den wohlmeinenden Vorsatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmahl das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erhohlen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank, und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja, ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verschiedene beschlossen, realisirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugnisse haben die Jahrs- und Begebenheitswechsel mit aufgezehrt.

Indem ich nun durch Mittheilung des Vorstehenden mich des erhaltenen gnädigsten Auftrags entledige, so kann ich nur noch den Wunsch hinzufügen,

daß die von Ew. Hochwohlgeboren übernommene Bemühung auch vom Deutschen Publicum möge anerkannt werden, welches freilich mit täglichen Neuigkeiten so überhäuft ist, daß es kaum einen Blick rückwärts zu thun geneigt seyn möchte. Indessen kann doch keine Büchersammlung eines echten Literatur-Freundes auch nur in historischer Hinsicht einer so interessanten Mittheilung entbehren.

Mit u. s. w.

Weimar, den 2. Januar, 1824.

J. W. v. Goethe.„

Ich habe die Erlaubniß erbethen, von dieser gütigen und belehrenden Zuschrift hier Gebrauch zu machen. In dem Schlusse derselben finde ich zugleich eine erfreuliche Belohnung für die auf die Herausgabe dieses Werkes verwendete Zeit und Sorgfalt, wie denn auch das Urtheil des großen Mannes dem allerdings gewagten Unternehmen bei dem ganzen Deutschen Publicum zur gültigsten Empfehlung gereichen muß.

Berlin, am 22. September, 1824.

Inhalt des siebenten Bandes.

Vermischte Schriften. Fünfter Theil.

I. Zwei Vorreden.
1. Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte. . . . . Seite 5
2. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte. . . . . " 20

II. Kritische Blätter.
1. Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anmerkungen von Voß. . . . . " 51
2. Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus. . . . . " 90

III. Vermischte Blätter, Deutsche Sprache und Schreibart betreffend.
1. Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine. . . . . " 193
2. Über die Deutsche Rechtschreibung. An Lichtenberg. . . . . " 201
3. Über Deutsche Sprache. An Adelung. " 204
4. Wider die majestätische Länge. . . . . " 214
5. Wissenschaft des Styls. . . . . " 218
6. Geschäfts-Styl. . . . . " 220
7. Vollkommenheit des Styls. . . . . " 222

IV. Vermischte Blätter, die poetische Kunst betreffend.
1. Hübnerus redivivus. Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten. . " 225
2. Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst. . . . . " 259
3. Von der Popularität der Poesie. . . . . " 266

V. Zur Lebensgeschichte des Verfassers.
1. Verantwortung an die Regierung in Hannover. . . . . " 279
2. Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will. . . . . " 323

Druckfehler.

Im ersten Bande.

Seite 312, Zeile 4, statt vierte, lies siebente.

Im dritten Bande.

Seite 14, Zeile 5, statt Shakespear, lies Shakspeare.

Im siebenten Bande.

Seite 6, Zeile 1 v. u., statt das, lies daß.
" 21, " 6, st. woherzogenen, l. wohlerzogenen.
" 70, v. u., l. Überflüssiges, st. Überflüssiges.
" 99, " 1 v. u., l. nach piepen ein Comma.
" 208, " 9, st. ihres, l. Ihres.

Vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

1.

Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte *).

Einige meiner bisher einzeln erschienenen Gedichte haben, das weiß ich gewiß, vielen wackern Leuten gefallen, und von andern, wofern eigenes Urtheil nicht gänzlich fehlt, darf ich ein Gleiches vermuthen. Der Entschluß also, sie in einen eigenen Band für meine Freunde zu sammeln, scheint keiner Entschuldigung weiter zu bedürfen. Denn warum sollte ich nicht in ein Haus gehn, wo ich nicht ungern gesehen zu werden hoffen darf?

Darum aber ist es mir noch lange nicht gemüthlich, mit der Geberde des Dünklings, der sich oft so gern für edeln Stolz verkaufen möchte, mein selbstzufriedenes Ich hier vor mir her zu lächeln, oder zu schnauben. Denn, wenn auch der Beifall, der mir widerfährt, wohlverdient und von unvergänglicher Dauer wäre, so weiß und fühlt es doch gewiß und wahrhaftig keiner meiner Brüder lebhafter, als ich, daß es noch andere Verdienste zu Tausenden in der Welt gebe, denen das Verdienst, gute Verse zu machen, die Schuhrie-

*) Göttingen. 1778.

men auflösen muß; wiewohl es nun freilich unläugbar der Lauf irdischer Dinge mit sich bringt, daß das Ehrensiegel auf der Stirn des Dichters heller und dauerhafter ausgedruckt ist, als auf den meisten andern. Ich selbst habe daher nie, weder mit Mund, noch Herzen, das Aufheben davon gemacht, welches meine gütigen Freunde davon zu machen beliebt haben. Das werden mir alle diejenigen bezeugen, die je mit mir umgegangen sind, und ein scherzendes Eigenlob, womit ich wohl bisweilen zu spielen pflege, von dem ernstlichen zu unterscheiden wissen. Über dieß weiß ich auch sehr gut, wie leicht Einem der Wind der Laune und Mode, selbst wider Verdienst, Beifall entgegen wehen, und wie geschwinde sich dieser oft wenden könne. Ich weiß sehr gut, daß nicht alle meine Gedichte Allen, ja selbst meine besten nicht Allen gefallen werden. Manche verdienen und erhalten vielleicht gar keinen Beifall. Denn der Geist hat, wie der Leib, seine Anwandelungen von Schwachheit; und nicht aller Menschen Seelen sind mit einerlei Saiten bezogen, nicht alle haben gleiche Stimmung.

Darum aber ist es mir wiederum noch lange nicht gemüthlich, in dünnethuender Demuth, auf allen Vieren, vor den Schämel der Kritik, sie sey, welche sie wolle, zu kriechen, und für irgend eins meiner Werke um Gnade zu betteln. Denn ich lebe und sterbe des Glaubens, das keinem

darstellenden Werke, welchem die Natur lebendigen Odem in die Nase geblasen hat, tausend und abermahl tausend Schämelrichter, — was, Schämelrichter? selbst Thronrichter nicht! nur ein Härchen krümmen können. Ich lebe und sterbe des Glaubens, daß tausend und abermahl tausend Schämel- und Thronrichter zu ohnmächtig sind, ein an sich sieches Werk zu Gesundheit und Leben zu befördern. Mithin habe ich an diese Herren schlechterdings nichts zu bestellen.

Wandelt demnach hin, Ihr Kinder meines Geistes und Herzens, schon von Haus aus mit euerm unvermeidlichen künftigen Schicksale geschwängert! Wandelt hin, entweder selbstständig in angebornem Vermögen, oder hinfällig durch eigene innere Schwachheit! Niemand kann euch nehmen, was ich euch gab; Niemand geben, was Ihr von mir nicht empfinget. Nicht alle werdet Ihr sterben; das weiß ich, das darf ich sagen, dessen darf ich mich freuen. Nicht alle werdet Ihr im Strome der Zeit oben bleiben; das weiß ich eben so gut, und darf es nicht verschweigen. Sollte ich aber drob zagen und trauern? Keinesweges! Um eurer gesunden Brüder willen mag man euch verzeihen. Und wenn Ihr nun auch dahin sinkt, was ist es denn mehr? — Tausende sind vor euch versunken; Tausende werden euch nachfolgen, ohne von gesunden wackern Brüdern zu Grabe gesungen zu werden.

Erreicht habe ich mein Ziel, worauf ich, seit der Zeit, da die Begriffe von Natur und Wesen handwerksmäßiger Bildnerei etwas mehr in meinem Kopfe sich aufgeklärt haben, meistens losgesteuert bin, wenn meine Lieblingskinder: den Mehrsten aus allen Classen anschaulich und behaglich sind. Und warum sollte mich es nicht freuen, daß es bei verschiedenen, wo ich dieß Ziel mit Vorbedacht scharf auf das Korn genommen hatte, und welche durch das ganze Volk, — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe, — gäng' und gebe geworden sind, mir gelungen ist, zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!

Ich war erst Willens, mein ausführliches Glaubensbekenntniß hierüber an diesem Orte in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft niederzulegen. Da mir dieß aber unter andern auch die Enge des vorgesetzten Raums verbiethet, so bleibts es mir auf ein anderes Mahl bevor, zu zeigen, wie eigentlich Volks-Poesie, die ich als die einzige wahre anerkenne, und über alles andere poetische Machwerk erhaben, beschaffen und mög-

lich sey. Vielen von denen, die jetzt leben, ist das freilich Ärgerniß oder Thorheit. Aber Geduld! Das Joch,

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Natur Recht vor dem Schulrecht.

Ich darf nicht schließen, ohne Eins und das Andre, was diese Sammlung im Einzelnen betrifft, erst noch zu sagen.

Man hat mir erzählt, — denn ich lese solches Geschreibsels blutwenig, und höre überhaupt lieber, was man hier und da sagt, als ich lese, was ein Stubenschwitzer schreibt, — erzählt hat man mir, daß hypochondrische oder hysterische Personen in einigen meiner Gedichte Anstoß und Ärgerniß gefunden haben. Nachdem ich solche Stellen genau vor meinem Kopfe und Herzen geprüft, so habe ich befunden, daß das Ärgerniß nicht so wohl gegeben, als genommen war. Da es mir nun erlaubt seyn wird, dafür zu halten, daß mein Kopf keinem Schafe, und mein Herz keinem Schurken gehöre, so habe ich solche Stellen getrost stehen lassen. Eine weitläuftige Apologie dafür zu schreiben, hieße dem gesunden Menschenverstande ein Ärgerniß *geben*. Denn es leuchtet schon an sich in jedes gesunde Auge, daß es jämmerliche Dummheit sey, die Mutter Gottes, oder gar den

Weltheiland, für entehrt zu achten; wenn ein Dichter zur Erhöhung seines darzustellenden Ideals von vollkommener Weibesschönheit und Tugend hinzusetzt:

Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

In der ersten Lesart stand zwar kaum, für nur; aber das ist nach Sinn und Sprache einerlei. Wenn der Mutter Gottes die höchste weibliche Schönheit und Tugend beigelegt wird, so dächte ich, selbst der strengste Katholik könnte nicht mehr verlangen. Eine Person aber muß schlechterdings in der Welt gewesen seyn, die ihr hierin am nächsten gekommen ist. Ist es denn nun wohl Sünde, wenn der Dichter sein Ideal auf die nächste Stufe unter ihr stellt? — Aber ich weiß wohl, woher sich so manche unsinnige Urtheile entspinnen. Es singt wohl kein Dichter ein Liebeslied, das die Einfalt nicht seinen wirklich erlebten Liebesgeschichten anpaßt. Irgend ein Pinsel weiß vielleicht, daß der Dichter dieß oder jenes Mädchen liebt, oder geliebt hat. Nun fängt er an, zu vergleichen, und da muß es denn freilich auffallend seyn, das wirkliche Mädchen dem besungenen Mädchen der Einbildungskraft so weit nachstehen zu sehn. Aber wer heißt euch denn vergessen, daß Dichter — Dichter sind? Petrarc

ga's Lama ist gewiß und wahrhaftig das nicht gewesen, was die unsterblichen Lieder des Dichters aus ihr gemacht haben. Mein erwähntes Lied ist eine Phantasie, im Geiste der Provenzal- und Minnedichter. Die Geschichte erwähnt nichts davon, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Dichter über Stellen in den Bann gethan worden wäre, worüber den Zeloten des achtzehnten die dummen Augen zum Kopfe heraus schwellen.

Ja, wird man mir nun einwenden, dem gesunden Verstande hast du freilich kein Aergerniß gegeben; aber, Dichter, du solltest doch auch der Schwachheit schonen. Ich antworte hierauf: Es ist zwar wider meinen Charakter, die Schwachheit nur unschuldiger Weise zu ärgern; aber sich auch immer und ewig nach ihr zu geniren, gibt der Menschheit kein Gedeihen. Ich hüthe mich vor den Krankenstuben; wer heißt die Kranken zu mir kommen und von meinen Speisen naschen? Was ist wohl, ich will nicht sagen, Gleichgültiges, sondern selbst ausgemacht Gutes und Vortreffliches in der Welt, worüber sich schlechterdings keine schwache Seele ärgerte? Der Gläubige ärgert sich über den Ungläubigen; und der Ungläubige über den Gläubigen. Selbst über dich, — wer steht dafür, daß nicht selbst über dich, o Johann Ahrend's wahres Christenthum, Tausende sich schon geärgert haben, Tausende noch ärgern werden?

Um derjenigen willen, die von der Originalität eines darstellenden Werks und dem Verdienste seines Verfassers, Gott weiß! was für seltsame Begriffe haben, muß ich offenherzig gestehen, daß ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnt habe. Man bilde sich aber nicht ein, als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetschet hätte. Öfters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich Deutsch dar, und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältnisse dieser meiner Deutschen Umbildungen zu den Originalen sich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen Englischen und Französischen Stücke nicht bei der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeier der Venus mit dem Lateinischen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit seinem der Naritat und Schnurrigkeit wegen vorangesetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner schuldig bin, so viel, oder nicht viel mehr, bin ich anderwärts dem Briten und Franzosen schuldig geworden. Indessen will ich doch, um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachspürens zu überheben, Alles, was nicht ganz mein eigen ist, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeier, das Lied an Themire, und das Zechlied führen das Bekenntniß an der Stirne.

Das harte Mädchen, so wie das Lied an den Traungott, haben, wenn ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem Englischen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, aus welchem? entlehnt. Es ist aber immer auch möglich, daß sie ganz mein eigen sind. Adeline ist, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard; die beiden Liebenden nach Rochon de Chabannes; das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung, und des Schäfers Liebeswerbung sind nach Alt-Englischen Gedichten in Percy's bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wenn mir recht ist, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang, und nicht länger ist meine ganze Beichte. Kaum wär' ich schuldig gewesen, sie so gewissenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der schärfste literarische Spürhund nichts Fremdes abriechen, es müßte denn seyn, daß die Geschichte von Lenardo und Blandine in alten Novellen, unter dem Nahmen Guiscardo und Gismunda, ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dieß der Originalität Eintrag thut, so bleibt, — si parva licet componere magnis, — selbst Shakspeare der poetische Schöpfer nicht mehr. Einige wenige meiner Lieder sind in Ramler's Lyrischer Blumenlese anders erschienen, als ich sie zuerst in

den Almanachen gegeben hatte. Was ich für Verbesserung hielt, das habe ich hier aufgenommen. Wo mir aber die neue Lesart bloß Veränderung schien, da glaubte ich berechtigt zu seyn, die meinige vorzuziehen. Vielleicht irre ich so wohl hier, als dort.

Zum Beschlusse muß ich noch etwas von meiner Rechtschreibung erwähnen, wiewohl mir die lange Vorrede schon selbst fatal zu werden anfängt. Ich nehme Klopstock's Satz, der auch der Satz der gesunden Vernunft ist, an: Man schreibt nicht für das Auge, sondern für das Ohr, und muß daher nicht mehr schreiben, als man aussprechen hört. Klopstock fügt hinzu: Auch nicht weniger! Wogegen ich aber doch einiges Bedenken zu äußern habe. — Bin ich aber der Hauptregel überall nachgekommen? — Nein! Und zwar aus der Ursache, die ebenfalls Klopstock aus gutem Grunde empfiehlt. Man muß nicht Alles auf Ein Mahl thun wollen, wenn es glücklich von Statten gehen soll. Die Mißbräuche eines Tyrannen, wie der Sprachgebrauch ist, lassen sich nur nach und nach untergraben und ausmurzeln. So bald aber die gesunde Vernunft sie wirklich für Mißbräuche erkennt, so muß man es nicht immer gleichgültig oder zaghaft bei dem Alten bewenden lassen, sondern anfangen, fortfahren und enden. Klopstock hat angefangen; manche wackere Leute sind schon fortgefahren; ich habe das Mähmliche gethan, und

wünſche gebeihliche Nachfolge. Ich habe noch mehr unge-
hörte Buchſtaben, als Klopſtock, und das Undeutſche y mehr-
entheils verbannt. Das die Dehnung anzeigende h kann
überall und muß zunächſt aus ſolchen Sylben wegbleiben,
die man ohnehin dehnt, und dehnen muß. Das ß iſt ein
höchſt alberner Buchſtab. Ein reines s oder ſſ kann uns die
nähmlichen Dienſte, wie andern Sprachen, thun. Wo ein ſſ
gehört wird, da kann man es ja, ſtatt des buckeligen ß ſet-
zen, weil es wohl urſprünglich und im Grunde nichts an-
ders, als ein durch Schreibverkürzung verändertes ſſ iſt.
Die überflüſſigen Doppel-Conſonanten am Ende habe ich faſt
überall weggelaſſen. Die grammatiſche Regel kann ja hei-
ſen: In der Umendung wird der Conſonans verdoppelt. Z.
B. das Ros, des Roſſes, der Fus, des Fuſſes, der Schrit,
des Schrittes. Freilich will es das Auge oft übel nehmen,
und hierin wie ein Kind gehalten ſeyn. Ich läugne nicht;
ſelbſt das meinige macht mir oft Kindereien. Eben darum
aber muß man es nur nach und nach daran gewöhnen, da
einen unnöthigen Buchſtaben zu miſſen, wo es ſonſt einen
zu ſehen gewohnt war. Und die tägliche Erfahrung lehrt,
wie geſchwinde es ſich daran gewöhnen könne, und wie es
ihm nachher eben ſo auffallend ſey, den verbannten Buchſta-
ben wieder da ſtehn, als vorher, ihn mangeln zu ſehen. Auch
darf man ſich mahrhaftig an dasjenige nicht kehren, was

die alten Salbader und Pfalbürger bis zum Ekel dagegen von sich zu geben pflegen. Die bleiben gemeiniglich unheilbar bei ihren fünf Augen, ob ihre Gründe gleich keinen Pfifferling werth sind. Allein sie sind es auch wahrlich nicht, die zur Bildung der Sprache berufen sind. Jeglichen ihrer Gründe kann man mit irgend einem Gegenbeispiele aus der Sprache, welchem sie selbst folgen, zu Boden stoßen. Wenn sie meinen, man müsse einen ungehörten Buchstaben wegen unterschiedlicher Bedeutung einiger Wörter, die einerlei Klang haben, schreiben, so kann man ihnen, so wohl aus unserer, als allen andern Sprachen, hundert Beispiele darlegen, da Wörter von sehr verschiedener Bedeutung von ihnen selbst mit einerlei Buchstaben geschrieben werden. Sie schreiben lecken, lambere, wie lecken, exsultare. Warum könnte nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geschrieben werden, da die Aussprache vollkommen einerlei ist? Im Grunde widerspricht bloß das Auge, welches doch allenfalls schon Warheit, statt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das ist die albernste Ziererei, die ich kenne. Ein Deutscher versteht seine Sprache, aber sollte sie doch verstehen. Alle Sprachen haben das an sich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, sondern dem ganzen Zusammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem solchen Pfalbürger Rat für Rath,

so ist es lustig, seine Maulgrimassen zu sehen, wenn er behauptet, daß man das Wort, ohne h, nicht anders, als Ratt aussprechen könne. Dennoch schreibt der Geck selber, er trat, er bat, ohne h, und spricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für watt, mat, so grimassirt er von neuen, und spricht maat aus, wiewohl er hat, habet, ganz richtig auszusprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn Ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größten Theils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnöthigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein Dehnungs-h; und das gibt der Sprache ein noch ein Mahl so einfaches, reines und schönes Ansehen.

Klopstock schlägt, nächst der Verbannung ungehörter Buchstaben, zum Behufe richtiger Aussprache in Ansehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines die Augen am wenigsten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beschmitzen sollte. Die Accente und Circumflexe im Griechischen, so klein sie auch für das Auge sind, sind mir dennoch sehr zuwider, weil dadurch der schöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie voll geschnörkelt

wird. Weit beſſer, wir hätten, wie die Griechen, unterſchiedene Zeichen für die langen und kurzen Selbſtlaute. Nöthig ist im Grunde ein ſolches Zeichen nöthig? Es iſt überflüſſig. Wir entbehren es ſchon in vielen Wörtern, ohne den geringſten Nachtheil. Ein Deutſcher weiß, und muß es ohnehin ſchon wiſſen, wie er ſeine Sprache auszuſprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen iſt, ſie zu lernen, mögen, wie ſo vieles Andere, auch dieß mit lernen. Wer mahlt uns bei dem Lateiniſchen die Quantität, die Dehnung, oder Verkürzung, vor bei allen andern Sprachen die Ausſprache des Lernen müſſen wir ſie, und lernen ſie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre eben ſo viel, als jedem Deutſchen Buche für den Franzoſen oder Britten eine Versionem interlinearem beifügen. Will man ja dem Ausländer durch ſolche Zeichen zu Hülfe kommen, ſo geſchehe es doch nirgends, als höchſtens in der Grammatik, oder in dem Lexicon.

Hiermit hoffe ich mich einſtweilen hinlänglich erklärt und dem Argwohn vorgebeugt zu haben, als ob ich bloß aus Eigenſinn, Neuerungs-, oder Grillenſucht, — daß ich mich dieſes von Grethi und Plethi ſo — ſehr ausgemergelten Ehrenworts bediene, — ſo, und nicht anders geſchrieben hätte. Ich bin ſonſt keinesweges ein Feind der Mode und des Schlendrians; habe nicht gern ein Abzeichen an mir; trage meine Haare und Kleider, kurz, wie

Haupt bis zu Fuße trage und geberde ich mich immer gern, wie die meisten andern wackern Gesellen von meinem Schlage, und freue mich, wenn sie mich für ihrer Einen halten, so lange Mode und Schlendrian nur gut, oder wenigstens gleichgültig sind. Wo sie aber demjenigen, was mir besser scheint, das Widerspiel halten, da folge ich herzhaft meinem mir angeborenen Freiheitssinne.

Geschrieben im April, 1778.

2.

Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte *).

Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edeln zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte diese Wirkung einige Töne dieser Lieder begleiten, so würde das den Sänger des „Blümchens Wunderhold,,, der von der göttlichen Kunst groß, von sich selbst aber sehr mäßig denkt, freilich noch nicht berechtigen, in Prosa nun eben so zu stolzieren, als es in Versen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen bescheidenen Muth gegen diejenigen fassen, vor welchen auch der beste Dichter, vermuthlich, weil er so titel- und brotlos ist, ein sehr überflüssiges Nebengeschöpf zu seyn scheinet. Der Niedergeschlagene, zwar weit entfernt, auf Sonnenrang Anspruch zu machen, brauchte sich doch alsdann in der großen Welt- und Wesenkette nicht für unnützer und verdienstloser, als wenigstens den Zephyr zu halten. Der Flatterer, der Tändler, der Gaukler, oder

*) Göttingen. 1789.

wie er sonst noch gescholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsschiffe, noch grosse Mühlen zur unmittelbarer Leibesnahrung und Nothdurft; allein er hilft doch Blumen aus den Knospen schwellen und süsse Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgebornen und wohlerzogenen Gemüthern grosse Freude machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Last und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die nasse Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt entathmete Busen, und stärkt erschlaffte Nerven zu neuen Anstrengungen. Sollten die Ansprüche des Dichters auf ähnliche Verdienste, wofern er sonst nur dem Genius der Kunst genug thäte, gegründet seyn, so müssen sie ja auch wohl nicht so unbescheiden, daß sie verdienten, niedergeschlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlseyn des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr, als bloß Körper ist, auf irgend eine Weise beiträgt, das verdient von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzet zu werden. Kann die schöne, geist- und herzvolle Schwester im Hause ein Solches von sich rühmen, so mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß sie sich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen verstehet. Sie

ist freilich keine Partie für den Gast- und Speisewirth; allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptsache es gerade nicht ist, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüsselbündeln zu werden. Sie selbst aber wird wiederum auf diese nie deßwegen mit spöttischem Übermuth blicken, wird ihnen nicht das Mindeste von ihren verdienten Ehren entziehen, ja selbst jeden Vortritt, den sie verlangen, sehr willig einräumen. Denn je mehr Verstand, Herz und Geschmack, desto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Bescheidenheit.

Mein geringes Verdienst darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es, zu hoffen, daß sie mein poetisches Daseyn nicht ganz ohne Werth für mein Vaterland lassen werden. Für die ungleich größere Menge des unvollkommenen, die wenig, oder nichts, ja vielleicht, — o, hätte mich doch mein guter Genius davor bewahret! — vielleicht wohl gar schlecht auf Herz und Geschmack wirken, von welchen allen es, wie bei Shakspeare von Macbeth's Unholdinnen heißen möchte:

Poetry hath bubbles, as the water has;
And these are of them, —

bedarf ich gewiß sehr großer Nachsicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bei dieser neuen Ausgabe meiner Theils 1778

bereits gesammelten, Theils nachher einzeln erschienenen, und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte, hätte vielleicht mehr, als die Hälfte derselben, ganz verwerfen, und von dem Reste wohl abermahls mehr, als die Hälfte, wegschneiden, oder doch ganz anders zur Vollkommenheit empor arbeiten müssen. Enthält diese Sammlung, so wohl in Materie, als Form, echtes poetisches Gold, so fassen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermuthlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber diesen Proceß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich trauete mir selbst nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich aus Autorliebe gefürchtet hätte, Vieles zu fest, sondern vielmehr zu lose zu halten, was meiner gegenwärtigen Stimmung, — vielleicht auch Verstimmung, — mißfällt, gleichwohl aber mehrern Lesern noch angenehm seyn kann. Die Reduction sey daher lieber der Kritik und dem Geschmacke des gebildeten Publicums überlassen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen dasselbe bin ich sehr bereit, Alles, was sein Urtheil verwirft, ohne Widerrede mit zu verwerfen. Ohne Bedauern habe ich dieß schon mit mehrern Kleinigkeiten gethan, welche einiges Mißfallen erregt zu haben schienen. Es ist daher gewiß keine Geimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewohl freilich auch

besonnenste Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgend wo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sey er nun viel, oder wenig werth, keine Schande zu machen, ja, wo möglich, es dahin zu bringen, daß die Edeln sich meiner ein wenig freuen dürften, dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich, wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, der Erste und Eifrigste seyn, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten, Alles, was Deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indessen den guten Genius unserer Literatur wegen mancher bösen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beispiel, so wohl vorhin, als vielleicht jetzt abermahls, den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß dieses auch oft durch gute und untadelhafte Beispiele geschehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurtheilungskraft und Geschmack mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzu sehr

von meiner Weise eingenommen seyn möchten, aufrichtig vor mir selbst gewarnet haben, damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch noch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche so zuversichtlich meinem Ansehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängstlich und verzagt ich oft selbst bin, so würden sie einem so schwachen Führer sich nicht anvertrauen.

Es ist überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, dessen Eigenheiten es sind, pflegen sie gemeiniglich so innig natürlich und geläufig zu seyn, daß er sie selbst nicht eher an sich gewahr wird, als bis ihn ein Dritter aufmerksam darauf macht. Eben daher aber, und weil sie so ganz zu seiner übrigen Individualität passen, kleiden sie auch nur ihren Eigenthümer entweder gut, oder doch wenigstens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausstehlich. Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor, als Kosacken oder Bettler. Sie stecken sich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen selten ein Stück völlig gerecht seyn wird.

Sind denn nun aber alle guten und bösen Worte, jedem Originale seine Weise für sich zu lassen, vergebens; ist alles Bitten und Flehen umsonst, ihm den vielleicht sonst zu seinem und des Publicums Besten noch lange fortblühenden

Handel nicht vor der Zeit durch untaugliche Nachlässigkeiten zu Grunde zu richten, indem man ja auch der besten Töne auf dem besten Instrument endlich überdrüssig werden muß, wenn ihrer Wiederhohlungen gar kein Ende ist *); soll und muß denn schlechterdings auch ich, der geringste von Allen, die ihr eigenes Instrument auf eigene Weise spieltet, nachgeahmt werden, wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, dieses gewiß das unglücklichste ist: so rathe ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor sie nicht eine zuverlässige Kritik ausdrücklich gut geheissen hat. Denn ich befürchte sehr, daß die Kritik viele derselben nur mir aus Güte und Nachsicht stillschweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht nicht von andern Tugenden gänzlich entblößt scheine. Nach einigen bin ich mir wenigstens eines sehr ernsten Bestrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten sollte. Wie wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttinn mein Be-

*) Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein so lieblich tönendes Instrument ist, auf lange Zeit dadurch verleidet wurde, daß eine Menge meiner Mitschüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flöte blasen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll dudelten.

streben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift- sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben, nach der pünctlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte, und mir bloß darum manchen verwerflichen Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte sie nun auch meinem Nachahmer, der an dieß Alles nicht gedacht hätte, gleiche Huld widerfahren lassen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dieß schwerlich meinen Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmährchen in Verse und Reime gebracht habe! Nein, dem unablässigen Bestreben nach den vorhin genannten Tugenden muß ich's zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß Alles sogleich die rechte Seite sei-

ner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.

In meiner Nachtfeier, in dem Hohen Liede und einigen andern regt sich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär ist, oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt. Wenn indessen, höchstens nur diese Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist, der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk, — Volk! nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihres Gleichen herrscht und erkannt wird: so fühle ich mich durch den Ehrennahmen eines Volksdichters nur ein wenig geschmeichelt. In diesem Sinne habe ich es gemeint, was ich schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe, (die ich übrigens zu vergessen bitte,) von Volks-Poesie behauptet, nur aber ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Besonnenheit, behaupte: Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz so wohl in der Theorie, als Ausübung verläugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie, und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem Markte des Lebens hinweg, und verbannet sie in enge Zel-

len, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker, wenigen Schülern höchst schwer, oder gar nicht verständlich, etwas vorgrübelt. Diese Erklärung mag nun noch immer, wie vorhin, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit seyn, so kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmahle aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen überein kommen. Ich glaube mit nichten, daß dieser Begriff schimärisch, oder für den Dichter unfruchtbar sey, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht Jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich seyn soll. Anstatt einer umständlichen philosophischen Entwickelung sey es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichnisse anschaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte ziehet, weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden. Es gibt allerdings Abweichungen in's Große und in's Kleine, und selbst Menschen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deßwegen ist doch aber sein allgemeiner Maßstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und

ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Paar Schuhe wie angegossen passen, so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde hingegen so wohl ihm, als dem Publicum, seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögten immer mit unterlaufen. Wahrlich, es ist ein wahres Wort, was schon längst ein scharfsinniger Britte gesagt hat: Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst Readers of all Qualities and Conditions *). Dieß ist ungefähr meine Meinung von Volkspoesie, und ich glaube zu wissen, was ich sage.

Doch, ich verliere mich fast von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas setzen und nachahmen möchte, worin sie gewiß nicht, wenigstens nicht allein besteht, noch bestehen darf, wenn sie mir zur Ehre, und meinen Werken zum Lebensbalsam über das Restchen dieses Jahrhunderts hinaus gereichen soll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu seyn wünsche, ist Homer,

*) The Spectator. No. 70.

wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unserigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr, als ich, gewesen. Was sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergessen, oder gar niemahls in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedachte gebe ich daher Alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas Preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Es thut mir leid, daß ich hier so viel von mir selbst reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht fein läßt. Ich bin mir indessen bewußt, daß ich von mir selbst so unbefangen und gleichgültig, als von einem fremden Manne rede. Auch geschieht es minder mir, als der Kunst und ihren Jüngern zu Liebe. Denn unter andern auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überschwemmung von schlechten Sonetten befürchte, wenn die wenigen, die ich versucht habe, Beifall gewinnen sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neuern Ausländer, beson-

ders Italiener, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bei unsern ältern Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wenn nicht alle Deutschen Sonette dahin stolperten, brachte vermuthlich nachher, bei mehrerer Cultur des Geschmackes, diese Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten *), aus dem Gebrauch und fast ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunstrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonettes wurde beinahe, und zwar in Sonetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonettes für nicht viel besser, als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Räthsel. Allein mir däucht denn doch, man sprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehülflichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unserer Sprache gebühret. Ein gutes Deutsches Sonett kann demjenigen, der nur einiger Maßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freilich, leider! genug hat, auszuwei-

*) S. T. Mercur. 1776. Zweites und drittes Vierteljahr.

chen verstehet, nicht viel schwerer seyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das hin und her Schweben seiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe eben so, als eine von einem schönen, anmuthigen, bescheidenen jungen Paare schön und mit bescheidener Anmuth getanzte kleine Menuett; und in dieser Stimmung halte ich es für sehr wahr, was Boileau sagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wenn seine mechanischen Regeln, die nach Boileau *) Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout nous les rimeurs, und nur die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieselben auf das genaueste beizubehalten. Sondern vornehmlich alsdann ist das Sonett gut, wenn sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es

*) Poëtique. Ch. II. v. 83. seq.

muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleitend, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entschlüpfend auf dem bethauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonett in Prose aufzulösen, so müßte es Einem schwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu stellen, als alles das im Verse stehet. Ja, sogar die überall äußerst richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müssen nicht nur irgend wo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so gar viel schwerer und zwangvoller, als jedes andere kleine Lied. Darf denn dieses etwas andres seyn, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust empor gehoben und von den Lippen weggeblasen, nicht aber heraus gewürgt, gehustet, gerülpset, gekrächzet, gerötzelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemet mir nicht zu entscheiden. So viel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talente Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon sehr früh die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anstoß Sonette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann

mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heissen möchte, wenn solche Jünger nicht ohne Meister fertig würden, nicht unter die Gebühr verschwendet habe:

Das Lieblichste.

Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen,
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Gluth das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt-geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines ist mir noch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Thränen,

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Moladieen hinzuquellen.

Das Sonett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerm Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didactischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemählde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemet sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreichet habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemüthsruhe von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Clima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin ich mich befand, waren Producten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andere im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stände. Der Anfragen und Anmahnungen, welche indessen entweder herzliches Wohlwollen, oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen

ließen, würden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entschließen, wenigstens das hiermit zu geben, was sich bis hierher kümmerlich hatte durchwintern lassen. Ich bin nun zwar längst nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verlust für das Publicum sey. Indessen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum ist, und welche ihre Ansprüche darauf im Herzen behalten. Diese muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fordern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen Einem dergleichen, anstatt zu schmeicheln, nur zur Last fällt. Zwar will ich mich nicht selbst schon der absoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannistag des Lebens hinaus bin, und das Beispiel der alsdann verstummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern scheinet, daß sie ihren im Lenz ersungenen Ruhm in dem schwülen Nachsommer, oder kalten, feuchten Herbste nicht wieder versingen sollen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Ansehen geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geist und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines gesetzten Mannes sey, der auch wohl außer dem noch Eins und das Andere gelernt hat, und auszurichten im Stande ist. Denn schien mir jemahls etwas des Spottes, der Verach-

tung werth, so war es jener dünnethuende Bettelstolz, womit mancher Titulado sich beigehen ließ, auf die Leyer Apollon's, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiele vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkieles ist zwar keinesweges auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerlei Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Pierinnen vertreiben. Aber deßwegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edeln Vortheilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemüthes gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Pathe zu sprechen, das ist eine Thorheit, die, glaube ich, nur in dem gelehrten Deutschlande Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermuthlich laut ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer solchen Thorheit wird mich mein Bißchen Vernunft und Einsicht in den Werth der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundinn für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich bestrebe, so geschieht es lediglich um deßwillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, an meinen Liedern ergetzen, nicht ich selbst in

mancher Rücksicht mich allzu unergetzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu besorgen, wenn alle Dinge im werthen Deutschen Vaterlande so ständen, wie sie anmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publicum geliebter Schriftsteller, sey er nun Dichter, oder Prosaist, quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachtheile verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermuthlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unschuldigste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächern und sein Leben verbittern, ohne daß er weiter genöthigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmüthige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermuthlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurtheilungskraft, als unsern philosophischen und juristischen Maecenaten, vermuthlich ein unendlich feineres moralisches Gefühl, als den Edel-

sten unseres Volks zu Theil geworden ist. Diese sollen nicht der Meinung seyn, daß ein Werk der Literatur auch alsdann noch seinem Verfasser oder Verleger eigenthümlich gehöre, wann es in das Publicum zu jedem beliebigen Gebrauche, ausser zum Nachdrucke, ausgegangen ist. Eben dieselben sollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geist- und herzreichen, geschmackvollen, beredten Schriftsteller in Prosa und Versen sind, welche dem Verstande Licht, dem Herzen Rechtschaffenheit und Adel, der ganzen Empfindsamkeit Stimmung zu den schönsten und edelsten Melodieen, den Sitten Glätte, Geschmeidigkeit und Anmuth, allen Leibes- und Geistesküsten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie sollen es sich nicht träumen lassen, daß jene Schriftsteller es sind, welche den Fürstenthronen Festigkeit und Glanz, den Staaten Reichthum, Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in dieser und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsscharen mit aller Gewalt wieder nieder zu säbeln, ihre Feuergewehre nieder zu donnern im Stande sind. Nun, wem glauben sie denn wohl sonst dieses Alles, wem glauben sie es verdanken zu müssen, daß sie nicht mehr über Wilde und Barbaren, sondern über aufgeklärte, edle, gesittete, milde und gutgesinnte Völker herrschen, die sie nicht mehr für jeden wirklichen, oder vermeintlichen Frevel, nicht

mehr für jede Thorheit sogleich von Land und Leuten verjagen, unter denen sie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, sicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, essen, trinken, und bei ihren Weibern oder Mätressen schlafen können? — Welche Frage! Wem anders, als — den Nachdruckern? Christian Gottlieb Schmieder'n und Consorten!

Diese sind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmackes, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weisen, gerechten, dankbaren und großmüthigen Staatsvorstehern nicht einfallen, den Schriftstellern, oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeschrienes Eigenthum durch allgemeine, beständige, wirksame Gesetze zu sichern, oder die Schriftsteller, als Schriftsteller *), für die Wohlthaten, so sie ihnen und ih-

*) Sie werden doch wohl nicht das für Belohnung schriftstellerischer Verdienste halten, wenn sie etwa einen großen Geist und Gelehrten zu einem Amt anstellen, wo er für die ihm oft kärglich genug gereichte Leibesnahrung und Nothdurft zu ihrem und des Staates besondern Privatnutzen arbeiten muß, daß ihm der Athem ausgehen möchte. Es gibt freilich Schmeichler genug, die so etwas für Mäcenaten-Thaten ausschreien, so wie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgebornen und excellenten Pfauen und Straußen fehlet, die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, Kraft der ihm zuständigen menschlichen, Europäischen und Deutschen Bürgerfreiheit, die er für sich, seine Mitbürger und

ren Staaten erweiset, zu belohnen. Was sage ich belohnen? Es kann sie bei jener Denk- und Sinnesart auch nicht

---

Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit seyn soll, sich nie scheuen, klare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich schon oft genug von Andern vergeblich geschehen seyn sollte. Ein wiederhohlter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felsen auf. — Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam, — sprach Cato, der Censor, Kraft der Befugniß und Sitte Römischer Senatoren, so oft er in der Staatsversammlung auch über ganz andere und fremde Gegenstände gestimmt hatte; und endlich stürzte das wiederhohlte Wort Carthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein Mitglied im Rathe der Archonten zu seyn, um über Gesetz- und Regierungsmängel des Staates, dessen Bürger man ist, ein freies, offenes und Deutsches Censeo sagen zu dürfen, was auch Sultans- und Bassen-Politik dagegen einwenden möchte. Alle National-Schriftsteller sollten es zur Sitte machen, ihre Schriften, besonders diejenigen, die für ein größeres Publicum bestimmt sind, unabläßig und so lange mit einem ähnlichen Censeo zu besiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich diese Worte wider den Beifall der Weisen, der Gerechten und Edeln meines Vaterlandes niedergeschrieben, so werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeschlagen! Vereinigen sich aber ihre tausend und abermahl tausend Stimmen mit der meinigen, so blicke dereinst eine bessere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines Jeden, und nur das Eigenthum des gleichsam in den Stand der schutz- und hülflosen Natur zurückgeworfenen Schriftstellers nicht unverletzlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgesetz ausüben, und den Nach-

einmahl ein Gefühl der Scham anwandelt, das Brot, welches die Schriftsteller, ohne ihr durchlauchtigstes, hochgebornes und excellentes Zuthun, sich durch sich selbst, durch ihre nach langem, schweren und mühsamen Fleiß endlich vollendeten Werke erworben haben würden, dem ersten dem besten Hunde Preis zu geben, der seine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth aufschlägt. Weil denn nun aber die Umstände so beschaffen sind, und eine Änderung so bald nicht zu erwarten stehet, was bleibt dem Schriftsteller übrig? Soll er sich etwa bei dem aufklärenden, Tugend und Geschmack verbreitenden Nachdrucker als Wallenbinder verdingen? Besser stände er sich dabei unstreitig, als bei der Schriftstellerei, wenn ohne diese auch nur immer etwas zu bündeln und zu schnüren wäre. Oder soll er, anstatt die Blüthe seines Lebens und seiner Kraft einem oder zwei vortrefflichen, vollendeten, dauernden National-Werken aufzuopfern, jede Messe mit Alphabeten von Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit beschicken? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael sind vermuthlich im Stande, das Vor-

drucker niederschießen, niederbohren, wo er ihn trift? Daß das unter solchen Umständen erlaubt seyn müsse, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muster menschlicher Inconsequenz soll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach eben demselben Rechte brechen Staaten und Völker einander die Hälse.

treffliche in der Poesie, Philosophie, Geschichte jedes halbe Jahr in so starken Ballen zu liefern, daß bei der Gefahr des Nachdruckes der Aufwand an Öhl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht Jedermanns Sache ist, seine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Messe für ein Paar Louisd'or Trankgeld feil zu biethen, so wird es weit gerathener seyn, sich in dunkler Stille zur geringsten Handarbeit, zum Abschreiben, zum Abelehren, ja, zum Graben selbst zu entschließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, der Plato, der Xenophon, der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopstocke, Wielande und Kante sich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungern und sehr verschämt so nahe bei jenen großen Nahmen erwähne, je mehr sie das Publicum etwa ergetzen möchten, desto eher von den genannten erhabenen Wohlthätern unserer Nation unter gnädigster Protection bestmöglichst verbreitet zu sehen, mache ich denn also hiermit, unter Verzichtleistung auf Gerechtigkeit, Dank und Großmuth, welche nicht mir, sondern Schmieder'n und Consorten gebühren, dem werthen Publicum meine demüthige Verbeugung, und greife von nun an — zum Spaten. Es ist nun freilich bei so bewandten Umständen nicht möglich, daß ein lern- und lustbegieriges Publicum noch zwei andere ähnliche Bände, oder was sonst eine mangel- und

verdrußlose Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber auch Iliaden und Theodiceen wären, so ist doch offenbar ein solcher Verlust eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder ganzen Gulden, den Ihre Majestäten, Durchlauchten, Hoch- und Hochwohlgeborenen Excellenzen, und ein ganzes wirthschaftliches Publicum an dem nächst bevorstehenden gnädigst privilegirten Nachdrucke gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist es schon werth, die National-Wohlthäter Schmieder und Consorten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen!

Göttingen, im April, 1789.

Nachschrift.

Wegen des schwankenden Schreibegebrauchs in manchen Wörtern kann es wohl kommen, daß auch ein Schriftsteller der seine Sprache und die Genauigkeit bis auf den Buchstaben liebt, aus Mangel an Aufmerksamkeit in Ungleichheiten verfällt. Die hauptsächlichsten solcher Wörter, an denen mir das begegnet seyn mag, will ich hier so anführen, wie ich sie durchgängig geschrieben zu haben wünsche: Nachefeier, Weihe, Fluth, Gluth, Myrke, sammt, geboren, gebar, verloren, verlor, Herde, Müschchen, Büschchen, Tischchen, Fischchen. (So ekelhaft es sonst ist, die Verkleinerungs-Sylbe gen geschrieben zu sehen, da sie chen ausgesprochen wird, so wollte es mir doch einst nicht in's Auge, sie auch nach dem sch chen zu schreiben. Allein ich gebe meine willkürliche Ausnahme auf.) Spritze, Schale, vortrefflich, gibt, gib, mahl in allen Zusammensetzungen, Phantasie, Kreatur, schwer, erschweren, abenteuerlich, Heide, Bahre, bescheren, höhnisch, zweifeln, Scham, Sprichwort, quer, schwül, euern, knirrschen, weidlich, Weitzen, Schmerbauch, däucht, Küssen, coussin, die Sylbe miß in allen Zusammensetzungen, Käsich, allmählich, galoppiren, Hahnrei, sammtene, Witwe. — Dieß scheinet vielleicht allzu ängstliche Mikrologie; allein es geschieht, um

Manchen zu erinnern, daß man auf so etwas zu achten habe.

In dem Gedichte, „Der große Mann,„ ist in dem Verse:

Und aller Wesen Kraft ihm lehrt,

das ihm weder ein Sprach- noch Druckfehler, sondern ein durch unsern großen Sprachkenner Adelung autorisirter Versuch, dem Verbo lehren seinen Dativ der Person wieder zu geben, den ihm unwissende Lateinische Sprach-Pedanterei, einer der vernünftigsten und weitreichendsten Analogieen, so wohl unserer, als jeder andern Sprache zuwider, seit Jahrhunderten entrissen und vorenthalten hat. Denn hundert Jahre Unrecht ist nicht eine Stunde Recht. Zwar ist es kaum der Mühe werth, mit demjenigen zu habern, der dennoch steif und fest auf seinem: „lehre mich diesen Kunstgriff,„ das heißt richtig übersetzt: „belehre mich, der ich dieser Kunstgriff bin,„ zu halten geneigt bleibt. Es ist indessen schon genug, wenn diese Anmerkung nur so viel bewirkt, daß die unwissende Weisheit künftig kein Hohngeschrei darüber erhebe, wenn ein echter Deutscher, stärker von der allgemeinen vernünftigen Analogie, als von der grundlosen Ausnahme angezogen, auch, „lehre mir diesen Kunstgriff,„ spricht und schreibet. Der Zug hierher ist und bleibt, Trotz Allem, was uns die Schulmeister hierüber einschärften, immer so mäch-

tig, daß, wenn nur diesen erst das Maul gestopft ist, vielleicht in der nächsten Generation kein Mensch mehr, als höchstens ein Poet um des Reimes willen, noch „lehre mich„ sagen wird.

II.

Kritische Blätter.

TAYLOR INST. OXF.

1.

Briefwechsel mit Boie über die Lenore.

Mit Anmerkungen von Voß.*).

1.

Gelliehausen, den 19. Aprill, 1773.

Gott grüße Sie, mein liebster Boie!

Warum sind Sie nicht gekommen? Wieder brav geschwärmt? O, was haben Sie, Schmetterling, gegen mich Packesel es gut!

Ich habe alle meine Poeterei vergessen. Es will nichts mehr klingen und klappen; und arm an Gedanken bin ich auch. O Himmel! mein herrliches Rühmchen wird in der Blüthe verwelken. Da hab' ich zwei Liedlein gemacht, ein Minneliedlein und ein anderes Liedlein. Mir däucht, sie sind an manchen Stellen etwas lendenlahm. O, ich habe mich fast zu Schanden gegrämt, daß ich so gar nichts mehr kann, und unsere Brüder im Apoll nehmen zu, wie die Mast-

*) S. Morgenblatt für gebildete Stände. Dritter Jahrgang. Tübingen. 1809. Num. 241 — 5.

D. H.

kälber. Das Minnelied ist Miller'n dedicirt. Gleicher Gestalt werd' ich bald eine Romanze an Hölty, und so Jeglichem von seiner Art etwas dediciren.

Die Epistel an Sie ist auch jetzt auf der Werkstatt. O ich armer Mensch, wenn ich nur nicht so viel Arbeit, Verdruß und Grillen hätte!

Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur, daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann *)! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

N. S. Diese beiden Stückchen können Sie, Herr Repräsentant, in der Bundesversammlung vorlesen.

---

*) Die Geschichte der Lenore hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerinn, die er in der Folge Christine nennt, wußte aus dem alten Liede nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle.

Und die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?„ — „Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.„ — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutschland umsonst nachgeforscht. Was man im Wunderhorn dafür ausgibt, scheint nicht älter, als die Pfarrerstochter von Taubenhain, die aus der Bürgerischen verdorben ist, und ein Paar Lieder nach Hölty und Overbeck. Sprache und Versbau ist modern.

2.

Gellichausen, den 22. April, 1773.

Hier, lieber Repräsentant, empfangen Sie eine Romanze, oder wenn Sie lieber wollen, eine Ballade *). Sie kommt frisch aus der Werkstatt, und gefällt mir bis jetzt meisten Theils noch so ziemlich. Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher ist noch voll von goldenen Pfeilen. O Himmel! wär' ich jetzt noch unter euch in Göttingen! Ich wollt' euch allzusammen ans dem Sack und in den Sack singen. Ach! daß ich so manche Stunde der feurigsten Weihe ungenutzt vorbeistreichen lassen muß! Daß Ihr Herren in Göttingen so viel macht, das dank' euch Herodes! Aber hier! Hoc opus, hic labor est! —

Nun hab' ich eine rührende Romanze in der Mache, darüber soll sich Hölty aufhängen. —

Wollen Sie denn nicht bald kommen, und den Frühling grüßen? Er wacht in Gärten und Fluren gar wonniglich auf; nur in meiner Seele nicht recht. O, wenn er

*) Es war der Raubgraf. Bürger stand an, ob er Ballade die scherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen sollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren.

darin, ungetrübt von Wolken des Verdrusses, erwachte, wie wollt' ich dann singen! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

3.

Gellihausen, den 6. Mai, 1773.

Ist der Sohn der Maja noch nicht eingetroffen? Unfehlbar hat er einen Flügel auf der Reise zerbrochen. So arm ich auch jetzt bin, will ich dennoch abonniren. Melden Sie mir nur, wie hoch? Auf den Montag soll das Geld da seyn.

Aber, Menschenkind, warum schicken Sie mir nicht sonst etwas? Sie könnten ja immer mit Muße und Bequemlichkeit etwas für mich einpacken, und es in die Schnaps-Boutique legen; dann fänd' es doch Mephistophiles, wann er vorkäme, und Sie nicht zu Hause träfe.

Bevor Sie mir nichts schicken, sollen Sie auch meine überköstliche Ballade Lenore, und ein Minnelied, das süßer, als Honig und Honigseim ist, nicht haben. Traun! diese zwei Stücke sind so stattlich, daß man wohl darauf pochen kann.

Bei meiner armen Seele! Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieser Stücke erheben. Und Herr, damit Sie nur sehen, daß es keine Rodomontaden

sind, so will ich Ihnen von jedem Stücke die erste Strophe, und das sind doch die schlechtesten, herschreiben.

Lenore.

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelm's Bildniß prägte sich
In's Herz, ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Pragerschlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.
Der ꝛc.

Minnelied.

In dem Himmel ist die Fülle
Hochgelobter Seligkeit.
Gerne, wär' es Gottes Wille,
Tränk' auch ich aus dieser Fülle
Bald Erquickung für mein Leid.
Für ꝛc.

Herr, das ist euch eine Ballade, das ist ein Minnelied, die sich gewaschen haben! Und ganz original! Ganz von eigener Erfindung! Wahrlich! es sind Kinder, welche von Herzen kamen, und zu Herzen gehen.

Wenn bei der Ballade nicht Jedem es kalt über die Haut laufen muß, so will ich mein Leben lang Hans Casper heißen.

Wenn Sie mir nun nichts schicken, so kriegen Sie die zwei herrlichen opuscula nie zu sehen. Und wenn's mir noch so hart ankommen sollte, so sollen sie doch unter'm Schloß bleiben, und nicht ausgehängt werden.

Wonach man sich zu achten.

Signatum Gelliehausen, den 6. Mai, 1773.

G. A. Bürger.

4.

Göttingen, den 8. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — —

Aber nun, mein Herr, Ihre Ballade, Ihre anderen schönen Sachen! Wir sind Alle sehr, sehr neugierig, und ich insbesondere. Aber weh Ihnen, wenn Sie's nicht außerordentlich gut gemacht haben! Sie haben uns in's Angesicht Hohn gesprochen, und die kritische Geißel ist schon aufgehoben, und wartet Ihrer. Weh Ihnen, wenn nicht Alles per excellentiam gut ist! — —

Herrliche fliegende Blätter sind in Hamburg herausgekommen über Deutsche Art und Kunst. So bald, als

ich sie habe, und gelesen habe, sollen Sie sie auch bekommen.

Hier ist eine Ode, die Klopstock ganz neulich gemacht, und noch ein Zettelchen von Miller, das ich bald wieder haben muß. — — In vierzehn Tagen ist Herder hier, mit einer jungen Frau. Sie haben mich unendlich lüstern gemacht nach der Leonore, dem Liede und Allem. Um des Himmels willen, täuschen Sie mich nur nicht länger. Adio!

Boie.

5.

Gellichausen, den 10. Mai, 1773.

Hatt' ich Ihnen neulich geschrieben, daß ich eine so herrliche Ballade Lenore gemacht hätte? — Da muß ich mich häßlich verschrieben haben, mein liebster Herzens-Boie! — Ich will erst eine machen, die so vortrefflich seyn soll. Ha ha! he he! hi hi! ho ho! hu hu! Aus allen Vocalen muß ich lachen, daß mir doch mein Kniff gelungen ist, und ich einige Manuscripte auf die Art Ihnen abgelockt habe. Sie erfolgen hier wieder zurück. Klopstock's Ode ist vortrefflich und sehr erhaben. Es herrscht der Geist der hohen heiligen Andacht darin. Von Miller's Minneliedern däucht mir ist das letzte vorzüglich minniglich.

Jetzt, mein lieber Boie, wacht mir doch das Gewissen

auf, daß es unrecht ist, Sie so wegen der Ballade zu necken. Sie existirt! Aber Sie bekommen sie heut noch nicht, weil sie noch unter der Feile kreischt. Ich möchte gern, daß sie so untadelig, als möglich, unter Ihre Augen träte. Denn Ihr kritischen Bullenbeisser mögt eure Zähne gewaltig drauf gewetzt haben. So überköstlich, als ich geprahlt habe, (ich muß es nur gestehen,) wird sie nicht seyn. Ich mußte prahlen, um etwas zu lesen zu kriegen. Aber ein schlechtes Stück ist es doch, traun! auch nicht. Mir behagt sie bis jetzt noch ganz artig. Also, Ihr Leutchen, laß' ich mich aus den Wolken meines Selbstlobs wieder hernieder in das Thal der Bescheidenheit. Rächet also meinen vorigen nothgedrungenen Übermuth an meiner armen Ballade nicht. Denn sie ist jetzt mein Schooßkind. Ein Ströphchen, und zwar das zweite, will ich Ihnen indessen zu dem ersten noch zum voraus zu kosten geben.

2.

Der König und die Kaiserinn,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,

Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3.

Und überall und überall,
Gedrängt auf allen Wegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenore'n
War dieser Gruß verloren.

4.

Sie frug den Heerzug auf und ab,
Und frug nach allen Nahmen;
Doch die erwünschte Kundschaft gab
Nicht Einer, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich auf die Erde
Mit wilder Angstgeberde.

Praeter propter können Sie hieraus den Ton errathen, welcher, wie ich mir schmeichele, in der Folge noch populärer

und balladenmäßiger ist und seyn wird. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen. Vale!

Bürger.

Noch eins! Ich gebe mir Mühe, das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componirt, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben!

Ich nehme noch ein Blatt, mein trauter Boie, weil ich noch nichts von Herder'n gesagt und gefragt habe. Von wannen kommt er, und wohin fährt er? Wo hat er die schöne junge Frau her? Wird er lange in Göttingen bleiben? Und welchen Tag wird er ankommen? Gern möcht' ich ihm auch meinen Bonsdies machen.

Nun Vale! zum zweiten Mahl. Schicken Sie mir die fliegenden Hamburgischen Blätter. Ich will dagegen Sie auch mit meinen opusculis so kurz, als möglich, hinhalten.

Bürger.

6.

Gellichausen, den 17. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — —

Wann werden Sie uns besuchen? Es blüht hier ein

paradiesischer Lenz um uns her. In meinem Leben hab' ich den Frühling so schön noch nicht gesehen. Er entzückt und begeistert mich so sehr, daß ich kein Wort singen und sagen kann. Deßwegen ist auch meine Ballade noch nicht zu Stande. Geduld! Geduld! Was lange währt, wird gut. Vale!

Bürger.

7.

Gelliehausen, den 27. Mai, 1773.

— — — Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthinn *) des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich selbst nicht damit beschäftigen. Denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie solche unsern Göttingischen Freunden zum ersten Mahl vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, setzen solchen bei einer trüben Lampe, und dann lesen Sie. So sollen Allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge stehen.

Bürger.

*) Die Hofräthinn Liste. Siehe Bürger's Leben von Althof. S. 36. Eben daselbst, S. 114, wird Bürger's Gespensterfurcht bezeugt.

8.

Gelliehausen, den 18. Junius, 1773.

Hier, liebster Boie, kommt die Nachtfeier wieder zurück. Mit dem Umschmelzen, wenigstens wenn's von einigem Belange seyn soll, will's so nicht recht mehr gehen. Der Ton dieses Stücks ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der Ferne, und so dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der schon lang' auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, das ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einiger Maßen entsprechen *). Aber Schirach! — und alle das luftige Gesindel seines Gelichters? Ja, die werden

*) Den Ton der Ballade hatte Bürger mit seinen Göttingischen Freunden weit früher aus Percy's Relicks aufgefaßt. Herder's Aufsatz in den fliegenden Blättern erhöhte des gleich empfindenden Dichters Begeisterung, daß er seine Lenore schneller und so vollendete.

sie anstarren, wie die Kuh das neue Thor, werden das Hohngelächter des Wahnsinns und des Unverstandes aufschlagen. *) — —

Mit nächstem sollen Sie Lenore'n haben, und vielleicht noch etwas ganz Neues. Adio!

Bürger.

9.

Göttingen, den 28. Junius, 1773.

— — — — Ich freue mich nicht wenig, daß Sie so von Herder's Buche durchdrungen sind. That ich nun nicht wohl, daß ich Sie zwang, es zu kaufen? Wann wird aber Lenore fertig? In acht Tagen bin ich fest entschlossen, zu ihm zu reisen. (Sagen Sie Cr. nichts davon; ich will allein seyn!) Dann muß ich sie mit haben, und ihm doch zeigen. Ich lege eine alte Romanze, (leider nicht ganz!) bei, die seine Frau mir geschickt hat. Verwerfen Sie sie mir ja nicht. — —

Boie.

10.

Am 8. Julius schrieb Bürger einen jubelnden Brief über Götz von Berlichingen. Darin meldet er:

*) Jener Mann lärmte damahls in einem kritischen Magazin.

Dieser Götz von Berlichingen hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Aber in zwei Monathen wird sie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverstand darüber anblöken! Aber der kann mir — — —! Frei! frei! Keinem unterthan, als der Natur! —

Bürger.

11.

Gelliehausen, den 12. August, 1773.

„Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig!„ rief weiland Caspar Gottschling. —

Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so 'was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! cose dette mai ne in prosa ne in rime. Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariost'en zurief: Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliate tante coglionerie?

Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüthe davor abnehmen müssen! Ich schick' es aber hier noch nicht mit, sondern bring' es binnen acht Tagen selbst mit. Denn keiner von euch Allen, er declamire so gut, er will, kann Lenore'n auf's erste Mahl in ihrem Geist declamiren, und Declamation macht die Halbschied von dem Stück aus. Daher sollt Ihr's von mir selbst das erste Mahl in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genossen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbesorgt und ungestört, das Gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf soll, wie vor Loh's seligem Weibe, davor beben. Denn

I have unfold a tale, whose lightest word
Will harrow up jour souls, freeze jour joung blood,
Make jour two eyes, like stars, start from their spheres.
Your knotty and combined locks to part,
And each particular hair to stand on end,
Like quills upon the fretful porcupine.

Ihr sollt Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen, und mich für den Dschinkis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären; und ich will meinen Fuß auf eure Hälse, zum Zeichen meiner Superiorität, setzen. Denn Alle,

die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen seyn, und ihren Ton von mir zu Lehn tragen. Ihr luftiges Gesindel dort! ich will euch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bonsdies! Meine Wurzel ist noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sprossen, und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein Anderer neben mir.

Solltet aber Ihr, luftiges Gesindel, oder Einige unter euch, so insolent seyn, und eure Kniee nicht beugen wollen, so will ich's mit der Lenore, wie die Sibylle mit ihren neun Büchern bei'm Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn Ihr dann vor den übrigen zwei Dritteln noch nicht niederfallen wollt, so soll auch das zweite Drittel in's Feuer. Vor dem letzten Drittel fallet Ihr gewiß dann mit großem Geheul nieder. — Adio!

Bürger.

12.

Göttingen, den 12. August, 1773.

— — — Es ist jetzt ein Franzose hier, der auf Deutschen Geist, Deutschen Witz herumreiset *), von Ew. Wohl-

*) Cacault, der Übersetzer von Ramler's Oden.

geboren gehört hat, und Ihnen gern die Kniee des Herzens beugte, wenn Sie nicht immer in ihrer Höhle lägen *). Der Almanach ist über halb fertig, und von Ihrer Ballade, Ihrer Epistel an meine Wenigkeit hört und sieht man nichts. Ich citire Sie hiemit, sub poena praeclusi et perpetui silentii, innerhalb acht Tagen allhier zu erscheinen, und öffentlich zu zeigen, weß Geistes Kinder sie sind.

Boie.

13.

Gellichausen, den 14. August. 1773.

— — — Diese Woche denk' ich noch gewiß zu kommen, und Lenore'n zu bringen. — Der Franzose thut sehr wohl, daß er auch Uns seine Kniee beugen will. — Wir nehmen die Ehre, als wohlverdient, in hohen Gnaden an. Er könnte aber wohl eher zu Uns kommen, als Wir zu ihm. Dieß Letztere läuft wider Unsere hohe Adler- oder vielmehr Condor-Würde. Denn der Titul eines Adlers scheint Uns jetzt zu klein zu seyn; daher Wir uns denn den eines Condors

*) Anspielung auf die Göttingische Bardenfabel, die aus der Vorrede der letzten Ausgabe von Hölty, (Hamburg, 1804,) bekannt ist.

des Hains beigeleget *). Indessen meint Freund Sprengel, daß ich mich, wegen der Lenore, lieber für einen Parra, (d. i. der Leichenvogel der Römer,) halten sollte.

O Boie, wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, so schicken Sie doch ja die Almanachsbogen alzusammen. Es wird dieß der Epistel sehr zuträglich seyn. — Vale!

Bürger.

14.

Den 6. September, 1773.

Um's Himmels willen, theurer Boie, warten Sie mit der Lenore noch bis auf den Donnerstag. Sie wird und wird gewiß fertig. Und ich hänge mich auf, wenn sie nicht dieß Mahl mitgedruckt wird. Nehmen Sie doch lieber einen Bogen mehr. Der Besuch hat mich verhindert. Wenn ich nun nur vier Stunden in meine Gewalt bekommen kann,

*) Den Übermuth dieses und des vorigen Briefes strafte der Hainbund in einem strengen Erlaß. Dagegen trotzte der Condor mit einer Verfügung, die so anfing: „Wir, von und durch Uns selbst Condor und Selbstherrscher aller Haine und alles Gefieders auf Erden ꝛc. entbiethen denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgesträuchs zu Gottingen Unsere Condorliche Ungnade.„

so soll's gar nicht fehlen. Ich will die Nacht zu Hülfe nehmen. Wenn sie auf den Donnerstag nicht kommt, so schließen Sie in's Henkers Nahmen die Bude zu. Aber bis dahin bitte ich Sie fußfälligst, warten Sie. Vale!

Bürger.

15.

Gelliehausen, den 9. September, 1773.

Hier ist endlich Lenore! Ich habe das, was vorher im Anfang erzählt war, dialogirt, weil mir jenes zu schleppend, dieß aber dem raschen lebendigen Ton des Stücks angemessener schien. Aber, Himmel! wie schwer ist mir der Dialog geworden! Und doch ist er mir noch nicht recht. Ich weiß zwar nicht, warum? Aber ich fühl' es. Lassen Sie es indessen nur einmahl erst abdrucken, und schicken Sie mir vorher den Bogen; dann wird's mir wohl in die Augen fallen. Fragen Sie auch die Andern um Rath. Ich wollte, Sie convocirten ein Concilium, und nähmen das Stück recht fleißig und collegialiter in Untersuchung. Aber die Untersuchung muß nicht allgemein seyn, sondern in's Detail gehn. Auch hab' ich die liebe Zeit von aller eurer Weisheit, wenn Ihr mir nicht, bei aufstoßendem Fehler oder Mangel, das Fleckchen zeigt, wo ich eurer Meinung nach hätte hintippen sollen. Einige Stellen, wo ich Ausdruck und Versification

verbessert haben möchte, hab' ich mit diesem Zeichen ⊙ bemerkt. Vale!

Bürger.

Apropos! Wenn Ihnen und Consorten der Dialog zwischen Mutter und Tochter nicht gefallen sollte, so geb' ich anheim, ob man ihn nicht gar weglassen könnte? Und zwar folgte dann auf die Strophe:

Und taumelte zur Erde
Mit wilder Angstgeberde,

gleich die zwölfte Strophe, welche dann so gelesen werden müßte:

Nun wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie hub mit Gottes Fürsehung
Vermessen an zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die Sternenheere zogen.

Quid vobis videtur? Alsdann wäre vielleicht nichts-Mattes und Überflüssiges im ganzen Stücke mehr.

Bürger.

(In Bürger's Leben von Althof wird S. 39 gesagt: „Die so berühmt gewordene Lenore äußerte ihre volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als sie vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf.„ — Die bisherigen Briefe zeigen, daß Bürger den Göttingischen Freunden nicht nur einzelne Strophen mittheilen ließ, sondern auch das Ganze zur Beurtheilung empfahl. Erst nach dem Abdruck hörten ihn mehrmahls besuchende Freunde das Gedicht vorlesen; einst, da ich selbst dabei war, in seinem Gartenhause. Fensterladen und Thür waren verschlossen; bei der gedachten Stelle ward auf einen Schlag des draußen stehenden Rhapsoden die Flügelthür geöffnet. Ich weiß nicht, wie es Andern ergangen ist. Uns ward das Gräßliche durch solche Zurüstungen nicht vermehrt.

Boie's kritischer Brief, auf welchen der folgende sich bezieht, ist verloren.)

16.

Gellieſauſen, den 16. September, 1773.

Einige Veränderungen zur Lenore hab' ich gemacht. Die übrigen mögt Ihr ſelbſt machen. Ihr Herrn, das iſt keine Kunſt, daß Ihr bloß ſagt, das und das taugt nicht. Das ſeh' ich oft, leider Gottes! ſelbſt wohl. Aber anders machen ſollt Ihr! Und das wird einem Fremden oft leichter, als dem Verfaſſer ſelbſt. Bei einigen iſt es geſchehn. Wir wollen alſo Pünctchen für Pünctchen durchgehen. Zuvor aber noch etwas Allgemeines! Die tiefe Frau, welche unter Rabner'n noch ſtudirt hat, und, ehe ſie nach Göttingen gekommen, ihren Vers verſtanden hat, ſoll die Naſe gewaltig gerümpft haben. Dergleichen nun ſind mehrere. Alle beaux esprits à la mode, die ein Collegium über den Batteux gehört, oder etwa Gellert's Fabeln, den Hagedorn und Jacobi geleſen haben, und ſich nun zu Kennern und Kunſtrichtern ſattſam qualificirt halten, die Alles über den ihnen bekannten Leiſten ſchlagen, und nicht begreifen können, daß es außer dieſem noch hundert andere ſtattliche Leiſten in rerum natura geben könne, alles dieß Geſindel wird Maul und Naſe aufſperren, und ein entſetzliches Zetergeſchrei anheben. Wehe mir! wenn ein Journaliſt von

dieſer Faßon zuerſt in's Horn ſtößt. Wie, wenn er parodirt:

Haho! haho! ha hop hop hop!
Der Unſinn reitet im Galopp.
Bald wird das Tollhaus volle;
Wie dichten die Dichter ſo tolle!

Mein liebſter, liebſter Boie! was meinen Sie, wenn ſo ein Kritikaſter anhebt, werde ich mit meinem beſten Stücke nicht das Mährchen des Landes werden? — Es geht zwar Jedem ſo, der eine neue Bahn betritt; und wie iſt's nicht Klopſtock'n gegangen, dem wir doch Alle nicht werth ſind die Schuhriemen aufzulöſen. Aber es iſt doch ärgerlich. — Sollte man denn nicht durch einen tüchtigen Trumpf zuvorkommen können? Wie, wenn man zum Motto drüber ſetzte:

Deß ſpott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von dem Batteux trieſet.

Oder, wie, wenn man im Regiſter die Note anhängte: „Vor den Kennern, auch vor den bloßen Naturſchönen fürchtet ſich der Verfaſſer dieſes Stücks nicht ſonderlich; aber vor den Kunſtrichtern und beaux esprits à la mode ganz entſetzlich.„ —

So weit hatt' ich geſtern geſchrieben. Über Nacht,

Freund, bin ich des heiligen Sangergeistes voll gewesen, und habe drei so herrliche Strophen zugemacht, daß Ihr vor Freude mit den Flügeln klappern werdet. Es kam kein Friede in meine Gebeine die ganze Nacht, und selbst im Traume dichtete ich. Eure Idee, die weite Reise anzudeuten, konnte schwerlich besser hineingewebt werden. Aber, Leutchen, nun bitt' ich euch auch, helft mir noch zu einigen kleinen Veränderungen, die mir schlechterdings nicht glücken wollen. Wohlan! laß uns eure Kritiken durchgehen.

Str. 3. Gottlob ꝛc. Wenn's nicht anders seyn kann, so nehmen Sie Weib und Mutter.

Str. 4. Nicht Einer, so da kamen. Wenn die Ellipse zu stark ist, so nehmen Sie die vorgeschlagene Veränderung. Statt taumelte zur Erde, will Cramer lieber und warf sich behalten, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung seyn muß. Und er hat wohl Recht!

Str. 6. Das Schleppende von: Und er erbarmt sich unser, wird vermieden werden, wenn man liest: Gott, Gott erbarmt sich unser!

Str. 9. Kein Öhl ꝛc. Diese Verse haben nicht gefallen wollen. Sie sind freilich wohl zu spitzfindig und witzig. Allein die hohe Verzweiflung ist allerdings witzig. Meinethalben mögen sie wegbleiben. Ich weiß aber keine anderen. Man kann allenfalls die: Bei Gott ist kein

Erbarmen! O weh ꝛc. wieder nehmen. Denn die Verzweifelung, und jeder hohe Affect ist arm an Ausdrücken, und wiederhohlt ein und eben dasselbe öfter.

Str. 11. Bei Wilhelm nur ꝛc. Lesen Sie: Bei ihm, bei ihm ꝛc.

Str. 15. Lies: Herzliebster! erst herein geschwind! — Herzliebster, zu erwarmen.

Str. 17. Komm, komm! ꝛc. Lies: Herzliebchen, komm, der Mond scheint hell ꝛc. Das: Wir und die Todten ꝛc. tadeln Sie, däucht mir, mit Unrecht. Denn es soll eine Zweideutigkeit seyn. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Todten zweierlei sind. Sie versteht es so: Wir reiten schnell, wie die Todten. Zugleich liegt mystisch in dem Wir und die Todten, daß der, welcher es sagt, ein Todter selbst mit ist. Das Hurrah! kann hier durchaus noch nicht stehn. Bevor sie nicht wirklich schon im vollen Reiten sind, hat dieser Ausruf keine Statt. Über dieß sagt der Geist hier eine Persuasion, nähmlich: O ja, wir wollen schon noch hinkommen, denn der Mond scheint hell, und wir reiten schnell, wie die Todten. Heißt es hier gleich Hurrah! so sagt er ja beinahe offenbar, ich bin ein Todter, und reite schnell. Das muß er aber nicht! Beherzigen Sie dieß.

Str. 19. Statt: Und Liebchen, lies: Herzliebchen schürzte ꝛc. — Weil Sie doch das Hahe! nicht leiden mögen, ob ich schon hier den Fuhrmannsruf nicht, sondern einen Reiterruf höre, so lesen Sie in dieser Strophe: Und als sie saßen, hop! hop! hop! Sing's fort ꝛc.*) Was ich aber mit den beiden letzten Zeilen: Der volle Mond schien ꝛc. machen soll, weiß ich nach meinem neuen Einschiebsel noch nicht. Sed videamus infra! Nach dieser 19. Strophe schieben Sie ein:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach, nein! Doch laß die Todten!„

Nun weiter:

Was klang ꝛc.

Str. 22. Statt Hahe! ꝛc. lies: Und immer wei-

*) So steht's im Almanach. Später brachte der Dichter ein neues Getön hinein: Und hurre hurre, hop hop hop!

ter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. Nach dieſer Strophe ſchieben Sie ein:

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Vorbei im Nu des Augenwinks
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten!„

Wenn die dritte Zeile nicht populär genug wäre, ſo wiederhohlen Sie die erſte noch ein Mahl: Wie flogen rechts, wie flogen links ꝛc. Wird ſich nicht übel ausnehmen. Oder: Wie flogen links, und rechts und links. Wahrlich! dieß ſcheint das Beſte. Ja! Ja! dieß müſſen Sie durchaus nehmen.

Str. 24. Statt Haho! ꝛc. lies: Und weiter, weiter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc.

Nach dieſer Strophe ſchieben Sie ein:

Wie flog, was { unten / rund der } Mond beſchien,

Weit hinten / Wie flog es } in die Ferne!

Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne (†)!
„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!„

†) Ist diese Stelle nicht stark und groß? Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geisterritt, wo in einer Stunde hundert Meilen zurück gelegt werden, ist sie trefflich. Ich thue mir nicht wenig drauf zu Gute.

Leutlein! was sagt Ihr zu diesen Einschiebseln? Sind sie nicht überköstlich? Und konnte eure Idee vollkommener ausgedrückt werden? Ich muß für euern mir gegebenen Wink von Herzen danken. Im Übrigen bin ich mit Ihren Vorschlägen zufrieden; als z. E. Statt Juchhei! Sieh da! Sieh da! ꝛc. Aber, statt gurgle, ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigene gräßliche Sprache führen, und das Gurgeln klingt mir gräßlich. Eben weil kein anderer lebendiger Mensch so spricht, so muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln. Beherzigen Sie dieß; und dann machen Sie, wie Sie wollen. Ich bin ganz und gar auf meine Meinung nicht erpicht.

Aber nun, Freund, was machen wir mit den Zeilen: Der volle Mond schien helle; Wie ritten die Todten so schnelle? Die können nun gar nicht bleiben. Und doch martere ich mich vergebens, andere an die Stelle hinzuschaffen: Sollten etwa die nun Platz finden: Durch Korn und Dorn und Wälder, — Durch Wiesen, Thal' und Felder! — Gar sonderlich auch nicht. Kurz, ich weiß mir hier weder zu rathen, noch zu helfen. Himmel! Ihr Adler dort, sind eurer so viel, und euer Nahme heißt Legion! Könnt Ihr mir denn allzusammen mit nichts unter die Arme greifen? Ich dächte, Ihr müßtet es können. Die Idee, welche darin liegen muß, ist schneller Ritt, oder doch, was auf's Reiten sich bezieht: vom Pferde, vom Sporn, oder von so etwas. Versucht es doch! Ihr werdet ja so viel in meine Seele dichten können. Wenn's auch nur taliter qualiter ist *). Einige unvollkommene Stellen werden nicht so bemerkt werden. Ist doch das Meiste, das Größte, das Ganze gut. Opere in longo fas est obrepere somnum. Und Lenore ist doch wirklich ein longum epos. Der Henker! Zwei und dreißig Strophen nunmehr! — O, wenn ich das Werklein nur erst gedruckt sähe! Leben Sie wohl,

*) Es heißt nun: Daß Roß und Reiter schnoben, Und Kies und Funken stoben. Ich weiß nicht mehr, welsen Veränderung.

mein lieber Boie, und thun Sie als ein Vater an meinem Kinde! Vorjetzt muß ich die Hand abziehen; ich bind' es nun auf Ihre Seele. Vale faveque!

Bürger.

17.

Göttingen, 18. September, 1773.

— — — Ich bin in sehr hohem Grade von der Lenore entzückt; Alle, die sie hören, sind's. Lachen Sie der Kunstrichter, und seyn Sie ruhig. Hab' ich Str. 3 durch Kind und Mutter den rechten Mittelweg getroffen? Str. 4 ist zwischen taumelte und warf sich Alles getheilt. Mit der Angstgeberde ist Keiner recht zufrieden; aber wir wissen nichts bessers. Str. 8. Hieß es nicht vorher: Deß hat er nimmermehr Gewinn! und ist das nicht besser? Str. 9 ist mir Nacht und Graus noch etwas anstößig. Str. 11. Wiederhohlt der Schmerz auch Worte, die nicht vorher da waren? Hölle... Doch, — ich habe wohl Unrecht. Str. 12. Einigen scheint die Verzweifelung unnöthigerweise ausgemacht. Vielleicht wär' es nicht übel, wenn uns der Dichter ein Bißchen in Lenore'ns Kämmerlein gucken ließe. Die Scene ist so gar nicht angegeben. Außen heißt's hernach. Wo ist innen? Man weiß nicht recht, wo

die Worte der Verzweiflung ausgestoßen wurden. Str. 14. Wider das: Herzliebster hab' ich noch was. Vielleicht, weil ich an Wilhelm gewöhnt war. Ich sehe wohl, Sie wollten den Nahmen nicht so oft wiederhohlen. Str. 15. Erst herein. Ich hätte fast lieber das alte 'rein, herein. Str. 16. Klirrt der Sporn, will Einigen nicht recht behagen, und scheint des Reims wegen da. Ich weiß doch nicht. . . — Str. 19. Da ist nun das Schlimmste. Wie sollten die Verse voll werden? Wir haben Alle versucht. Keiner kann. Nur der Dichter der Lenore selbst kann sie recht machen. Ich kann nicht helfen. In einem Liedchen flickt wohl noch ein Fremder ein glückliches Zeilchen herein; in einem so originalen Stücke schwerlich. Hier ist das Resultat unsrer Berathschlagungen. Die drei neuen Strophen sind vortrefflich, den schönsten im Stücke gleich, erfüllen auch ihren Zweck vollkommen. Der Gang des Stücks ist lebendiger, interessanter dadurch geworden. Wie aber, wenn wir doch das: Der Mond scheint hell . . . schnell, das im Munde des Reiters nicht recht klingt, heraus nähmen, (ersetzen wollen wir schon,) und es an der alten Stelle ließen:

— — — — Galopp.
Die Todten reiten schnelle,
Der volle Mond schien helle.

Nun fortgefahren folgen die neuen Strophen sehr natürlich. Die Todten *ritten* sag' ich nicht, weil Lenore nicht todt ist. Es ist nun gleichsam eine Anmerkung des Dichters, die Geschwindigkeit des Ritts begreiflich zu machen. Der Mond erhellt nun die Scene, und der volle Mond gehört ja ohne dieß mit in das Gespenster-Appareil. Wenn nur die letzte Zeile nicht ein Bischen schleppte. Das *Hurrah!* büß' ich auch ungern ein. Wie ersetzen wir aber nun? Wieder aus der alten Ballade: „Graut Liebchen?„ — „Nein, ich bin ja bei dir!„ Und nun fortgefahren:

„Graut Liebchen auch vor Todten?
Graut Liebchen?„ — „Sollte grauen mir?„

Oder:

„Graut Liebchen auch?„ — „Wie sollte mir?
Ich bin, mein Wilhelm, ja bei dir.„ —

Ich geb' Ihnen nur die rohe Idee. Sie werden schon was draus machen, wenn sie gut ist. — Nun noch, Str. 28, scheint uns der Übergang zu rasch. Eine neue Strophe könnte sie einleiten, wieder die Scene mehr bezeichnen. Str. 27 spricht so der Reiter; Str. 28 wieder. Doch, ich fordere wohl zu viel. Wo ich nicht widersprochen, sind wir mit Ihren Änderungen und Rechtfertigungen ganz zufrieden. Wider den ganzen Schluß ist kein Wort zu erin-

nern. — — Es iſt ſpät. Ich will bis morgen früh aufhören; vielleicht fällt mir da noch was ein. — — Aber doch noch eins. Str. 26. Das Praſſeln ſcheint uns nicht das rechte Wort, aber wir ſuchen vergebens das rechte; raſſeln auch nicht. Die Geiſter praſſeln nicht. Das huſch mahlt vortrefflich. Hinten nach gefahren vielleicht; aber wo kriegen wir nun den Reim? — — Guten Morgen! Ich weiß nicht gleich was mehr. Und vor der Predigt muß der Bothe aus dem Thor, ſonſt kommt er erſt um Mittag, und das iſt zu ſpät. Adio!

Boie.

18.

Gellieſhauſen, Morgens, 19. September, 1773.

Sieh da! Sieh da! Ihr Bothe mit der Lenore. O, wie haben Sie mich ergetzt! Indeſſen für Lenore'n würd' es, glaub' ich, vortheilhafter geweſen ſeyn, wenn ich ſie geſtern ſchon bekommen hätte. Ich war in ſehnlicher und beängſtigender Erwartung, und ſiehe! als ſie außen blieb, ward Alles wieder ſchlaff. Wir wollen ſehn, was noch dran zu thun iſt. Zum Henker! müßt Ihr denn auch immer Recht haben. So wahr der Herr und meine Seele lebt! ich dacht's lange, daß zwiſchen die 11. und 12., auch zwiſchen die 27. und 28. Strophe etwas angeſchoben werden müßte.

O heiliger Sondergeist, laß dich doch diese Nacht wieder auf mich herab. Vale!

Bürger.

19.

Gellirhausen, den 20. September, 1773.

Kurz, ich habe weder gestern noch heute Zeit gehabt, was zu emendiren. Meine Hand ist lahm von allem Schmieren, und an der Brust ist mir ganz übel von allem Sitzen. Spr. und Cr. sind da; vielleicht schicke ich morgen noch etwas durch diese.

Str. 3. Kind und Mutter ist gut. Str. 4. Meinetwegen taumelte, oder warf sich. Statt der Angstgeberde nehmen Sie wüthender oder schrecklicher. Str. 8. Meinethalben: Deß hat er nimmermehr Gewinn. Str. 9. Was fehlt dem Nacht und Graus? Str. 11. Ich finde nicht, daß die Recapitulation unrecht ist. Ich dachte, eine Strophe zwischen zu schieben, daß Lenore wäre nach Haus transportirt worden; finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts, als langgedehnte Kauerei und Erzählung seyn, die nichts Interessantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verweiselung ausgestoßen werden, nicht wissen. Was liegt dran, zu wissen, ob die Scene unter freiem Himmel, oder in der Kam-

mer ist? Das macht nichts zur Sache. Auch ist Lenore unstreitig, da es nun nachtschlafende Zeit ist, in ihrer Schlafkammer; und warum soll man dem Leser den Transport hierher sagen? Das kommt mir vor, als wie: Den Ersten erhoben sich Ihre Kaiserliche Majestät nach Wetzlar; den Zweiten brachen sie von da wieder auf, und erhoben sich nach . . .

Str. 11 muß es heißen:

Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle.

Sonst kommt ist, ist, zu oft. Herzliebster ist, däucht mir, recht balladisch und gut. Str. 15. Nicht 'rein. Str. 16, Klirrt der Sporn, habt Ihr Alle, so viel eurer tadeln, brevi manu, Unrecht. Nicht des Reims, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Spornen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen, der Rappe, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wär' er begierig, wieder zu stacheln. Ach! ich merke, Ihr seht und begreift die tiefe Vortrefflichkeit noch nicht allenthalben.

Was soll ich aber mit den beiden Zeilen Str. 19 anfangen? Ich weiß bis jetzt noch nichts. Vielleicht morgen durch Er. Glaubt mir, es würde immer noch am besten seyn:

Der volle Mond schien helle;
Wie ritten die Todten so schnelle?

Ich weiß nicht, ich habe mir dieß nicht erkünstelt, sondern gleich Anfangs hat mir's vorgeschwebt, daß es so seyn müßte. Der jüngste Graf Stolberg hatte accurat mein Gefühl. —

In dem Folgenden aber: Graut Liebchen auch, denke ich doch immer, Meins muß bleiben. Denn es wird mit dem: Nein, ich bin ja bei dir, ein Mahl nichts, und zweitens ein Widerspruch gesagt. Soll sie alle drei Mahl sagen: Nein, mich graut nicht? Und doch sagt sie das zweite Mahl: Ach! laß sie ruhn, und zum dritten: O weh! laß ruhn die Todten, wodurch sie bekennt, daß sie sich allerdings und immer mehr fürchtet. Str. 28 ist freilich der Übergang zu rasch, und der Reiter spricht zu schnell auf einander; aber noch weiß ich nicht zu helfen. Morgen, oder gar nicht.

Str. 26. Prasseln oder rasseln hab' ich freilich nur aus Noth damahls genommen. Eigentlich wäre in der vierten Zeile wühlet das rechte Wort:

Im dürren Laube wühlet.

Aber woher der erste Reim?

Ward hinten nach gefühlet?

Geht auch nicht. Also etwa so:

Ward hinten nach gehöret, —
Das dürre Laub durchstöret, oder
Durch dürre Blätter fähret.

Aber fähret ist doch auch nichts; müßte fährt heißen.

Lesen Sie doch Str. 3: Und überall all überall. Das ist rechte gute expressive Volkssprache. —

Fähret geht, Str. 26, doch wohl an. Denn man sagt: Der Wind fähret, wo er will, du höreſt sein Sausen ꝛc. *).

Wenn nichts anders morgen kommt, so macht es, wie ich hier meinen Willen erklärt habe. Es muß ja gerade nicht Alles exquisit seyn, sonst bliebe ja gar nichts zur zweiten Edition übrig. Vale! — Das heißt geschmiert!

Bürger.

20.

Gelliehausen, den 27. September, 1773.

Nun fange ich nach und nach an, für Lenore'ns Schicksal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen be-

*) Aus Luther's Bibel schöpften mehrere unsrer Vorzüglichen ihr edleres Deutsch, welches von Manchem, der nur die heutige Umgangssprache versteht, Undeutsch gescholten wird. Auch für die Sprache beten wir: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!

wundern sie. Sie schweift jetzt schon auf dem Eichsfelde bei dem Eichsfeldischen Adel umher. Ich recitirte sie vorige Woche in Sennickerode, und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, schon bei'm Hersagen mit Verzuckung und applaudirendem Ausruf bemerkt wurde. Alle diese Beispiele werden mir Bürge dafür, daß Bewegung drinnen ist. Auch muß Natur und Deutlichkeit genug für das Volk drin seyn, weil sie gleich, ungeachtet der Sprünge und des abwechselnden Dialogs, ganz verstanden wird. Nächstens will ich nun auch die Probe bei unsrer Christine *) machen. Vor Keinem fürcht' ich mich nun noch, als vor den Batteusianern, oder den tiefen Leuten, die unter Gellert und Rabener studirt haben. Vale!

Bürger.

Mein Dichterruhm hat das ganze Eichsfeld bereits durchdrungen, und die dortigen Beamten, z. E. Herr von Z., fangen auch an, aus Eifersucht Verse zu machen, die aber kein Mensch bewundern will. Seht, Herr Boie, wie berühmt wir werden!

Bürger.

*) S. die Anmerkung zum ersten Briefe.

21.

Gellhausen, den 11. October, 1773.

Kund und zu wissen männiglich, insonderheit, denen es zu wissen vonnöthen, daß ich wieder ein rasches muthiges Gefieder ausgebreitet habe. Es hat scharfe Fänge, einen gierigen Schnabel, und sein Geschrei verräth nicht wenig innerlichen Grimm. So bald ihm noch einige Schwungfedern gewachsen seyn werden, soll's zu euch fliegen *).

Bürger.

*) Der wilde Jäger, den der muthige Dichter hier ankündigt, ward durch häusliche Unruhen gehemmt, und erhielt nicht die Frische der ersten Begeisterung.

2.

Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus.

Ein Fragment *).

Die neue Auflage meiner Gedichte, die unter andern unverschuldeten Ursachen sich auch aus einer, welche aus dieser Nachtfeier hervor leuchtet, bisher die längste Zeit verspätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja, von manchen Stücken fast gänzliche Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagestücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist. Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urtheile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werthe oder Unwerthe prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinem Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstfertigkeit, und von meinen Producten selbst

*) Aus der Handschrift.

D. H.

hafte. Außer einem Versuche des verewigten Gellert ist mir nichts Ähnliches bekannt. Von dem Ernste, von der Achtung und dem Beifalle, womit man diese Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Versuches abhangen.

Die nächste Absicht meines Unternehmens ist nun freilich etwas eigennützig; dennoch schmeichle ich mir, daß sie keinen Vorwurf verdiene. Ist es denn einem empfindenden Wesen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weise unangenehme Gefühle von sich abzuwehren suchet? Und ist es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige, oder gar unzufriedene Gesichter da zu erblicken, wo man auf Freude rechnete, und, um diese zu erwecken, gutmüthig seine besten Kräfte anstrengte? Ganz gewiß ist es sehr hart, einen der humansten und edelsten Wohlgenüsse durch Unwissenheit, durch Unverstand und Geschmacklosigkeit, oder gar durch bösen Willen verbittert zu fühlen, und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dieß ist der Fall, in welchem ich mich befinde. Mir drohet Mißvergnügen, wenn ich ihm nicht durch freundliche so wohl, als strenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neuen Ausgaben, in der Absicht, sie zu verbessern, umgeändert werden, so ist dieß Unternehmen doch bei keiner Gattung so mißlich, als bei

Gedichten, besonders solchen, die vielen Menschen bekannt, und vollends gar lieb geworden sind. Verschlimmerungen, deren Möglichkeit eben nicht sehr fern von der Hand liegt, sind natürlich schon vermöge des Begriffes verwerflich. Noch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werthe mit den vorigen Lesearten, die ebenfalls auf kein Glück, ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offenbaren Verschlimmerungen rechnen dürften, weil sie dem Leser die unnöthige und zwangvolle Mühe verursachen, des Alten sich zu entschlagen, und etwas Neues in das Gedächtniß zu fassen, welches gleichwohl nicht besser ist, mithin jene Mühe nicht belohnet. Dieser Umstand ist sogar Schuld, daß auch die wahren und unwidersprechlichen Verbesserungen sehr oft, wenn nicht mit entschiedenem Unwillen, doch wenigstens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches sich ihr Urheber versprach, und billig versprechen durfte.

Diese unglückliche Erscheinung tritt noch näher, wenn sich, außer der natürlichen Trägheit, auch noch die eben so natürliche Eigenliebe der Menschen mit in das Spiel mischt. Dadurch, daß sie einem Gedichte einmahl ihren vollen Beifall geschenkt, daß sie es unvermerkt auswendig gelernt, und auf diese Weise ihrem Geiste angeeignet haben, kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß sie es gleichsam für

Geist von ihrem Geiste halten, worin sie einen Theil ihres Selbst mit lieben, und welchem irgend ein Leid zuzufügen, von ihnen fast eben so hoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar selbst widerfähre. — So können auch fremde, nur angenommene und erzogene Kinder endlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleich kommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Ältern einflößt; und es gehört schon viel Unbefangenheit, Geistesstärke und Selbstverläugnung dazu, solche angenommenen Kinder von andern Personen, ja, selbst von ihren natürlichen Ältern, wenn schon gerechter Weise, ohne Mißbehagen züchtigen zu sehen.

Diese durch häufige Erfahrungen bewährte Betrachtung hätte, wie es scheinet, mich bestimmen sollen, mit manchem meiner Gedichte weit säuberlicher, als geschehen ist, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu befolgen: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!„ Ich kann voraus wissen, daß ich es kaum irgend Jemanden, am wenigsten aber den Recensenten ganz recht gemacht habe. Denn ob ich gleich, was die Letzten betrifft, die Urtheile derselben, so viele ihrer mir nur zu Gesichte gekommen sind, und selbst die unbesonnensten und geschmacklosesten derselben auf das sorgfältigste erwogen, und darnach, oft selbst in Fällen sehr einleuchtender Unnöthigkeit, was nur immer möglich gewesen, zu verbessern gestrebt habe, so

ist doch wohl kein einziges Urtheil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müssen. Nun haben die Recensenten gemeiniglich, und zwar schon Kraft des mit Herrschsucht, mit Dünkel, mit Überweisheit, mit Eigensinn geschwängerten Dunstkreises, in welchem sie ihr Wesen treiben, die Unart der Staatsgewalthaber an sich, daß sie sich mehr anmaßen, als ihnen von Natur- und Staatsrechtswegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgesetzt wissen wollen. Die Gunst also, die ich mir durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verscherzt werden. Hiernächst bin ich auch zu den meisten Veränderungen nicht eben durch schriftliche oder mündliche Recensionen, sondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urtheil verleitet worden. Wehe mir vollends, wenn diese ein Stück, wie z. B. die Nachtfeier, betreffen, ein Stück, das Ramler gefeilt, das man so oft schon vortrefflich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beispiel des Pontius Pilatus, noch der häufige und dringende Rath meiner Freunde, an den nun einmahl mit Beifall gekrönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mir drohende Unzufriedenheit etwas bei mir fruchten wollen. Der Wunsch, Allen Alles, ja, selbst der, nur einem Einzigen von diesen Allen Alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt wer-

den. Warum sollte ihm denn also der Künstler einen andern Genuß aufopfern, der sich ihm, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbiethet? Der Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachstrebt, richte sich daher minder nach dem großen Schwarme der sich so oft widersprechenden Kunstbeurtheiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunst selbst, so wie er sie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubet, damit er, wenn auch sonst Niemanden, doch wenigstens sich selbst so, weit befriedige, als es ihm seine Kräfte und die Schwierigkeiten so wohl des Stoffes, als der Form gestatten. Fehlt auch gleich alsdann noch immer sehr viel an voller Erreichung, indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künstlers viel weiter blickt, als seine Hand reicht, so tröstet er sich darüber doch eben so leicht, als wir Alle uns trösten, daß wir nicht Sonne, Mond und Sterne bereisen können. Jene Befriedigung seiner selbst in möglichster Annäherung zu dem, was er für schön und vollkommen achtet, ist eigentlich der reinste und edelste Genuß, den die Kunst ihren Getreuen am Ziele ihrer Laufbahn, und auch dann noch zum süßen Lohne gewähret, wann ihnen längst alles Zujauchzen der Menge zur losen Speise geworden ist. Sie ist der Himmel, sie ist die Seligkeit des Künstlers auf Erden.

Vorzüglich also und bestmöglichst mich selbst, Andere

hingegen nur so weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geschiehet, ohne jedoch ihren Erinnerungen ein williges und aufmerksames Ohr zu versagen, das scheint mir der rathsamste Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetischer Urtheilskraft nur nicht allzu kurz gekommen, so führt dieser Weg hoffentlich weiter, als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht Alles erreiche, was Allen gefällt, so erreiche ich doch wohl noch das Meiste von dem, was billig Allen gefallen sollte, wenn anders nicht ihr Privat-Geschmack im Wege stände.

Das Wohlgefühl dieser Selbstbefriedigung kann jedoch Theils durch kritische Chicane, Theils durch dünkelhafte Überweisheit, Theils durch eine gewisse Geschmacksgimpelei, die seit einiger Zeit sehr häufig in unsern ästhetischen Recensionen piept*), verkümmert werden, nicht bloß, weil

*) Unstreitig die treffendsten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben diese Gimpelei bald wieder anzupiepen nicht ermangeln dürfte. Denn sie piept Alles an, was ihr noch nicht vorgekommen ist. Hier wird sie vermuthlich das bekannte Pieplied von Bürgerischen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurück scheuchen, anstimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen etwas so Vortreffliches, als Kraft ist, eingenommen seyn kann, man müßte denn anders ein schwacher Geschmacksgimpel seyn, der sich vor der Kraft zu fürchten hat.

dadurch die Selbstliebe des Künstlers gekränkt, sondern auch bei vielen Lesern sein Wunsch vereitelt wird, die Freuden der Kunst zu vervielfältigen. Von allen drei Feindinnen ist eigentlich die letzte die widerwärtigste. Denn die Chicane ist kaum im Stande, sich so sehr zu verbergen, daß der Künstler und das Publicum sie nicht bald für das erkennen sollten, was sie ist; und alsdann wirkt sie entweder gar nichts, oder sie setzt in Unmuth und Zorn. Diese Affecten von der wackern und rüstigen Art sind behaglich, weil sie ein Vermögen zum Bewußtseyn bringen, den Chicaneur, wenn man sonst will, bei Gelegenheit so kräftig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim, oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei fest verriegelten Thüren durch irgend ein Luftloch heraus über das böse Herz des aufgebrachten Künstlers die Vorübergehenden anjammert. Die dünkelhafte Überweisheit erregt ebenfalls nur Affecten, in welchen man sich wohl fühlt: Verachtung, Spott und Hohnlache. Aber die pfiffende Geschmacksgimpelei übertrifft alles Entsetzliche, was dem besonnenen Künstler sein Geschäft verleiden kann. Denn diese hat gemeiniglich irgend ein ästhetisches Koch- und Schmeckebuch gelesen, und versteht nichts anders zu kochen und zu schmecken, als was ihr vorgekocht und vorgeschmeckt, und versteht es auch unter allen Umständen auf keine andere Weise zu kochen und zu schmecken, als

wie es ihr vorgekocht und vorgeschmeckt worden ist. Von dem Horazischen descriptas servare vices operumque colores versteht sie eben so wenig, als sie von dem wichtigen und wahren Ausspruche des großen Römischen Kunstrichters Quinctilian: Omnia verba sunt alicubi optima, etwas weiß. Sie beurtheilt eine Ballade, wie eine Nachtfeier, und eine Nachtfeier, wie eine Ballade; sie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, schlichte Form Alles ausmacht, da piept sie nach Schminke und Kräuselei. Der im Kampfe begriffene Athlet soll die Bewegungen des Menuett-Tänzers, und der Menuett-Tänzer oft wieder die Schenkel des Gauklers machen. Nirgends versteht sie sich auf das:

Sed nunc non erat hic locus.

Das Schlimmste ist, wenn diese Geschmacksgimpelei mit der Miene der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, der Wohlmeinung, u. s. w. auftritt, ja sogar wirklich ehrlich, bescheiden und wohlmeinend, wiewohl aus Geistesschwäche gemeiniglich zugleich etwas überweise ist, so daß sie, wenn sie ihre Armseligkeiten hergepiept hat, mit der seligsten Selbstgenügsamkeit von dem kritischen Tribunale herunter steigt. Denn was soll man mit ihr machen für das ärgste aller Gefühle, das sie Einem zubereitet hat, für den unaussprechlichsten

Ekel? Da sie eine Persona miserabilis ist, so kann und darf man sie doch unmöglich prügeln, wie die Chicane, noch verachten, verspotten und auslachen, wie die Überweisheit. Auch findet wegen ihrer Geistesschwäche und eben daher größern Portion von Eigenliebe gar keine antikritische Belehrung Statt. Sie hat immer noch etwas weit Armseligeres zurückzupiepen, gerade wie Bigotterie und Aberglaube, wenn man ihnen Vernunft predigen will. O Gimpelei, Gimpelei! Ich bitte dich, recensire mich nie. Thut Ihr es lieber mit vereinten Kräften, Chicane und Überweisheit!

Meine Bitte wird aber wohl nichts fruchten. Die Chicane weiß es zwar wohl, was sie ist; aber nicht so die Überweisheit und die Gimpelei. Denn diese halten sich für die Göttinn der Kritik selbst. Und wenn ich gegen sie ungeduldig werde, so heißt es: „Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen;„ wenn Herr Bürger gleich nur den Unfug ihrer Currende-Knaben nicht vertragen kann. Sie werden also wohl alle drei gegen mich aufstehen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufriedenheit anderer unschuldigen und unbefangenen Leser gar zu sehr verkümmern, um mir nicht Dinge vordociren zu lassen, die ich längst besser gewußt, reiflich erwogen, und für unzulänglich befunden hatte, mir aus Schwierigkeiten heraus zu helfen, um ihnen den Stoff zu necken, zu klügeln und zu piepen so viel,

als möglich, zu benehmen, um ihnen ihr Geschäft etwas schwerer zu machen, als sie es sich selbst zu machen gewohnt sind, darum entschloß ich mich zu dieser Selbst-Kritik und Rechenschaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Absicht. Verdient sie gleich kein Lob, so verdient sie doch auch keinen Tadel.

Weit stärker aber reitzte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anspruch machen darf, wenn gleich meine Kräfte nicht hinlänglich seyn sollten, sie zu erreichen. Ich wünsche, einen nützlichen und wichtigen Zweig der poetischen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unserer kritischen Zeit- und Lehrschriften bisher geschehen ist, nähmlich die Kritik des Kleinen und Einzelnen in Ansehung der Diction, des Verses und des Reimes zum Behuf einer künftigen Deutschen poetischen Grammatik, die noch nirgends in gehöriger Vollständigkeit vorhanden ist. Woher mag wohl der fast allgemeine und überwiegende Hang der Philosophen und Kunstrichter rühren, nur immer über den ästhetischen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Naiven, des Rührenden, des Lächerlichen, u. s. w. zu vernünfteln? Wenn darüber scharfsinnig, bestimmt und deutlich philosophirt wird, so hat das freilich als Geistes-Motion seinen guten Nutzen; allein für die Kunst und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle

jene Gefühle können dem Künstler und Kunstbeurtheiler durch keine Dogmatik eingeflößt, ja, es können auch nicht einmahl die schon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch, dem sey, wie ihm wolle. Warum wird denn dabei die Lehre von der Form, wobei eigentlich und vornähmlich ein Lernen Statt findet, so sehr vernachläßigt? Gibt etwa die Behandlung der ersten Gegenstände ein vornehmeres Ansehen? Oder geschieht es deßwegen, weil es leichter und bequemer ist, zu neun und neunzig phantastischen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene, u. s. w. die hundertste zusammen zu phantasiren, und sich dadurch das Ansehen eines tiefsinnigen Forschers zu erwerben, — als den Jünger der Musen durch das große und mannigfaltige Wort- und Sylbengebieth durchzuführen, und ihm die Kunst des vollkommenen poetischen Ausdrucks in hundert bis auf das Kleinste und Feinste zergliederten Beispielen beizubringen, dafür aber vielleicht zum Dank ein Sylbenstecher zu heißen? Ich verkündige aber allen denen, die es noch nicht wissen, hiermit ein großes und wahres Wort: Ohne diese Sylbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen!

Wer die Lehre von dieser Sylbenstecherei gründlich und vollständig aufstellt, der leistet den schönen Redekünsten gewiß weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie, die so häufig nur durch die

hohen und luftigen Regionen der Allgemeinheit hinschwebt, und sich selten, vermuthlich, um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verrathen, zur Anwendung auf das Besondere und Einzelne herabläßt. Noch überwiegender wird der Nutzen der Sylbenstecherei seyn, wenn die vornehmen Herren, anstatt aus bestimmten Begriffen und Gedanken etwas Festes und Haltbares aufzubauen, nur vermittelst tönender Wörter und Redensarten, die das Ohr, nicht aber den Verstand füllen, der Phantasie ein gestaltloses durch einander fließendes blaues Dunstwerk vorgaukeln, das, wenn man auch mehr, als drei Mahl darnach ausgreift, dennoch die Hand leer läßt,

Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur ist dieß so häufig der Fall, als in dem ästhetischen, und längst ist mir daher diese phantastische Philosophie, worin das Verständliche selten neu, und das Neue selten verständlich ist, zum wahren Ekel geworden. — Doch, es ist Zeit, daß ich mich zu meinem Geschäfte wende.

*

Die Nachtfeier der Venus ist mein erstes Gedicht; das erste nähmlich von denjenigen, die durch den Druck bekannt geworden sind. Ich habe zwar schon weit früher Lieder gedichtet, allein niemahls eins für werth achten können, dem

Publicum vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von seinem ersten Entstehen an, bis zu seiner nunmehrigen Vollendung, so grosse und mannigfaltige Veränderungen erlitten, als dieses, obgleich das bekannte dem Catull zugeschriebene Römische Original demselben zum Grunde liegt, dessen wüstes, verworrenes, dunkeles, chaotisches Wesen jeden Bearbeiter zu einer neuen Gestaltung auffordert. Die erste rohe Gestalt, in welcher es aus meinen Händen hervorging, hat mit der gegenwärtigen, so wie mit dem Originale, kaum etwas mehr, als die Überschrift gemein. Jene verwandelte sich indessen schon vor dem ersten Abdrucke so weit in eine bessere, daß Ramler, welchem mein Freund Boie dieses Gedicht in Abschrift mitgetheilt hatte, es der Mühe werth halten konnte, dieselbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramlerischen Umbildungen erschien die Nachtfeier, ich weiß nicht wie, zuerst im Deutschen Mercur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen, dennoch den meisten Ramlerischen Lesearten im Göttingischen Musen-Almanache für das Jahr 1774, den Boie damahls besorgte. Zum dritten Mahle ließ sie Ramler in seiner Lyrischen Blumenlese vom Jahre 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Umänderungen abdrucken. Ich stand damahls noch in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die ältern, allge-

mein anerkannten Meister der Kunst, wie Ramler war, nicht bloß für das, was sie sind, nähmlich für menschliche, mithin dem Irrthume unterworfene, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist. Nicht nur ihre neuen Vorschläge scheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu seyn, sondern wir vergessen sogar die triftigsten Bedenklichkeiten gegen unser eigenes Machwerk, wenn ihr Urtheil es auch nur stillschweigend gut geheißen hat. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich so wohl damahls, als noch mehrere Jahre nachher, die Ramlerischen Umänderungen für das reinste, gediegenste, auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold hielt, besonders, da sie meine eigenen ersten Lesearten in der That so weit übertrafen, daß ich einige derselben noch in dieser neuesten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Diese heilige Ehrfurcht, die, wie mir däucht, dem jüngern, wenn gleich mit Genie begabten, doch gemeiniglich noch sehr urtheilslosen Künstler, gegen den verdienstvollen ältern, weder übel ansieht, noch übel bekommt, hielt bei mir, als ich 1778 die erste Sammlung meiner Gedichte herausgab, fast gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1789 größten Theils noch an. Wenn ich aber nunmehr, und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich den ihr von Natur und Schick-

sal bestimmten höchsten Grad der Gewöhnheit und Fertigkeit erlangt haben muß, einen Grad, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachsen wird, wenn ich nunmehr der näher erkannten Kunst und ihren Gesetzen mehr Ehrfurcht schuldig zu seyn glaube, als auch den größten Meistern, so kann es Niemand, und am allerwenigsten Ramler übel finden, wenn ich mir etwas gegen ihn erlaube, welches er sich selbst von je her gegen alle Dichter ohne Bedenken erlaubt hat. Er veränderte viele ursprüngliche Lesearten der Dichter, ein Unternehmen, das eben so oft vertheidigt, als gemißbilligt worden ist, und daher wohl eben so viel für, als wider sich haben mag; er veränderte sie, weil er sie zu verbessern glaubte. Ich aber verändere wieder die Ramlerischen Verbesserungen, weil ich aus Gründen darthun zu können glaube, daß diese Verbesserungen noch nicht die besten waren.

Je mehr der Köhlerglaube meiner Jugend abnahm, desto rascher, wenn mich nicht meine ganze ästhetische Urtheilskraft trügt, erhob sich mein Gedicht zu höhern Stufen der Vollendung. Schon auf seiner niedrigern hatte man es mehrmahls für ein Muster der Verskunst und des Deutschen Wohlklanges ausgegeben; und selbst Diejenigen, die den Werth meiner meisten übrigen Gedichte tief genug herab zu setzen strebten, glaubten doch, von diesem mit Ach-

tung reden zu müssen. Diese Umstände, und das vorzügliche Gelingen einiger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urtheil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn gestehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen harten Stand machen wird. Dennoch soll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu gestehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachtfeier nicht das geworden wäre, was sie nun ist, wenn er mich nicht begeistert hätte. Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus so vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, so könnte es wohl für die Deutsche Vers- und Reimkunst, in Rükksicht auf eine, dem innern poetischen Geiste unabbrüchige, strenge prosodische Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das seyn, was der berühmte Kanon des Polyklet für die Bildnerei gewesen seyn soll. Ich war kühn genug, zu glauben, daß der unaufhörliche Wechsel einer lebendigen Sprache, wie die Deutsche ist, so wenig im Stande seyn würde, an dem Werthe dieses Gedichtes in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr dasselbe, so weit es nähmlich in Deutsche Diction und Vers-Mechanik vermittelst ewig schöner Gedanken und Bilder hinein griffe, vermögend seyn müßte, die Sprache auf diesem gegenwärtigen Puncte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel derselben

den Schranken zu setzen *). Nicht etwa Aussicht auf eine Lob- und Ehrenmusik mit Trompeten und Pauken und ein

*) Da wegen dieses Wechsels die neuern Dichter ungleich schlimmer daran sind, als die alten Griechischen und Römischen Classiker, indem die Kränze jener noch von einer Verwelklichkeit bedrohet werden, welche diese dadurch glücklich überstanden haben, daß die Gestalt ihrer todten und gleichsam einbalsamirten Sprachen auf immer dauernd geworden ist, so sollten jene sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtigste, Reinste, Edelste und Wohllautendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine desto längere Erhaltung fände. Der Wein müßte verderben, so bald er in ein anderes Gefäß gegossen, und das Gefäß müßte zerspringen, so bald es seines Inhalts beraubt würde. Wenn in diesem Stücke geleistet wird, was möglich ist, so können die Dichterwerke einer lebenden Sprache auf sehr lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schicksal abwenden. — Daß die Werke eines Opitz, (laßt uns ehrlich bekennen, was wahr ist!) und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genossen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form, bei weiten nicht Alles thaten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damahligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können. Dieß mag denen, welche das Lob eines solchen alten Herren, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wilden ihre Tobakspfeife, von Mund zu Mund umher gehen zu lassen gewohnt sind, ein unverschämtes Paradoxon scheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stel-

dreimahliges Lebehoch der Recensenten, sondern der Wunsch, mir selbst und andern Freunden des Richtigen und Schönen

lein aus Opitz'en zu erweisen. Ich bin versichert, daß Trotz allem künftigen Wechsel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitzischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reissen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort.

Noch Eins will ich den Auserwählten Apollon's wohlmeinend rathen: daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohlklingende, aber doch dabei so viel, als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt. Ich habe dieß, leider! nicht immer gethan und auch nicht thun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulassen, was man wohl hätte leisten mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumlarumleyermäte von je her sehr übele Dienste erwiesen. Denn diese greifen nach nichts eher, als nach dem Auffallenden der äußern Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rathe, so viel, als möglich, leistet, so wird ein solches Gedicht zwar nicht so hoch und laut bejubelt werden, weil es Trotz seiner materiellen Vortrefflichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Göthe, in seiner Form so schlicht und anspruchlos ist; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht so viele Hüthe gezogen werden, als vor dem Prahler, welcher aber auch eben daher weit minder der Gefahr ausgesetzt ist, so leicht bestohlen, so häufig be-

einen reinern und ungestörtern Kunstgenuß zu verschaffen, besonders aber, um jüngern Künstlern gleichsam eine Stimmflöte, von nicht zu kleinem und auch nicht zu großem Umfange, in die Hände zu geben, wonach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reitzten mich mit jedem Tage mehr, jenen Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisiren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tadellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein thörichter Einfall seyn. Das Gebieth der ästhetischen Ideen ist unendlich und unübersehbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Beute aus demselben zurück kehrt, wer kann jemahls sagen, daß er nicht eine noch herrlichere hätte mitbringen können? Das Gebieth der Formen aber ist schon mehr begrenzt, und kann, ungeachtet seiner Größe und Mannigfaltigkeit, doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses, und die Möglichkeit des Reimes, vermittelst welcher man poe-

---

schmarotzt, und um Geldleihen von Solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Möchte dieß doch der Fall mit meiner Nachfeier seyn!

tisch darstellt. Das ist nun zwar immer noch bis zum Schwindeln groß und weitläuftig; allein hier ist es doch, wenn es gleich nicht immer geschieht, dem rüstigen und unverdrossenen Meister der Kunst möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Tadel, der weise so wohl, als der überweise, der ehrliche, wie der chicanirende, von Rechts wegen schweigen muß. Im Gebiethe der ästhetischen Ideen aber läßt sich in keinem einzigen Falle behaupten, daß Jemand das Ziel der höchst möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit andern und eigentlichen Worten. Man kann nie behaupten, daß anstatt irgend einer wo aufgestellten ästhetischen Idee nicht eine noch schönere, reichhaltigere, vollkommnere stehen könne, wohl aber in den meisten Fällen, daß diese Idee, die nun einmahl dasteht, nicht grammatisch und prosodisch richtiger, nicht euphonischer und harmonischen, mit Einem Worte, nicht vollkommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieses durchgehends so weit leiste, als Deutsche Sprach- Vers- und Reimkunst es nur irgend gestatten, das wage ich zwar nicht zu behaupten: denn wie oft ist man blind, wenn man noch so hell zu sehen glaubt? Allein so viel getraue ich mir zu sagen, daß die Nachtfeier in dieser Rücksicht vielleicht nur von we-

nigen Deutschen Gedichten dieses Umfanges erreicht, von keinem einzigen aber übertroffen werde. Wem diese Behauptung unverschämt vorkommt, wer mich recht herzlich gern deßwegen züchtigen und demüthigen möchte, der trete auf, und nenne mir sein, oder eines andern Deutschen Dichters Gedicht, welches die Nachtfeier in den oben erwähnten Eigenschaften übertreffen soll! Vielleicht darf ich sogar noch dieß hinzufügen, daß sie, so lange unsere Sprache diejenige bleibt, die sie jetzt ist, auch nicht übertroffen werden könne, und daß damit der alle Ohren entzückenden Italienischen Sonorität vor der Hand nicht näher zu kommen sey. Ich hoffe, jeder Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des lebendigen poetischen Geistes, der den todten Buchstaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgesetzt zu seyn. Daß aber das Gute hier und da nicht noch besser seyn könne, wie dürfte ich das zu behaupten mir anmaßen? Denn absolut vollendete Werke irgend einer Art hervor zu bringen, ist einem endlichen Wesen nirgends verliehen, und der, welcher sie verlanget, weiß, auf das gelindeste gesprochen, selbst nicht, was er will. Auch so, wie das Werk nunmehr beschaffen ist, darf ich es wohl in dem Tempel der Deutschen Musen aufstellen, ohne mich und das Vaterland zu entehren. Nun zur nähern Rechenschaft über die neuesten Veränderungen.

Der Kehrreim *) hat mir, ohne die mindeste Übertreibung gesprochen, mehr Mühe, als das ganze Gedicht gekostet; und dennoch darf ich es nicht wagen, selbst vor eine gerechte und weise Kritik ohne Besorgniß damit zu treten. Von der Krittelei kann gar die Rede nicht seyn; denn vor dieser ist der göttlichste Gesang Apollon's selbst nicht sicher. Eins aber tröstet mich doch hierbei, nähmlich dieß, daß ich unverzagt alle Deutschen Dichter, Kunstrichter und Krittler auffordern kann, mir mit Rücksicht auf das Lateinische Original einen Kehrreim zur Nachtfeier auszusinnen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

*) Refrain. Gefällt diese Verdeutschung nicht, so sind hier noch einige andere: Kehrsatz, Kehrum, Wiederreim, Wiedersatz, Wendereim, Wendesatz. Wenn leichte Verständlichkeit, auch ohne hinzu gefügte Erklärung, ein Hauptverdienst eines neu geprägten Wortes ist, so dürfte das oben gewählte den Vorzug haben, wiewohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehrern Versen und Reimen, daß er aus einem oder mehrern reimlosen Versen, ja, sogar aus schlichter Prose bestehen könne; ferner, daß der Kehrreim so leicht an die gemeine Sprechart erinnere, welche ein ganzes Gedicht oft einen Reim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen ersten überwiegen, so könnten wohl die mit Satz zusammen gefügten Wörter, z. B. Kehrsatz, ja, wer weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach der Analogie von Kehraus, den Vorzug haben. Die Puristen mögen nun wählen.

Damit sich Niemand bemühe, mir die Eigenschaften vorzudociren, die eine Deutsche Nachbildung der unnachahmlichen Lateinischen Verse:

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet,

besitzen müßte, wenn sie vollkommen seyn sollte, so will ich sie selbst angeben. Es wird erfordert:

1. Die einfachste, schlichteste, nackteste Darstellung dieser vier, oder nur drei Haupt-Ideen, (denn die vierte ist nur eine Wiederhohlung der ersten,) in den eigentlichsten Ausdrücken, ohne allen poetischen Blumen- und Farbenschmuck.

2. Das ungezwungene, leichte, und daher so äußerst gefällige Spiel der wechselnden Gedanken- und Wortstellung in Satz und Gegensatz des Originals. Der Anfang des ersten Verses ist Beschluß des zweiten, und der Beschluß des ersten ist Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Diese Stellung ist höchst charakteristisch, und daher eine Eigenschaft, die, wenn mich mein ästhetisches Urtheil nicht gänzlich trügt, fast noch wichtiger ist, als die erste. Eine Verdeutschung, die von diesem antithetischen Wechselspiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienste haben, aber ein Surrogat im Haupt-Charakter des

Originals kann sie nimmermehr seyn. Das Daseyn dieser beiden Eigenschaften darf gleichwohl

3. Weder an der grammatischen Richtigkeit und logischen Klarheit, noch an der poetischen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks etwas vermissen lassen.

4. Die Wortstellung muß natürlich, zwangfrei, und wenigstens nach poetischem Sprachgebrauche längst hergebracht;

5. Die Verse müssen vollkommen prosodisch richtig und fließend, die Reime rein, ungesucht und tonwechselnd, beide aber möglichst wohlklingend seyn.

Dieser Maßstab ist, wie ich mir schmeichele, richtig und vollständig; gleichwohl hat mir seine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfbrechen gekostet. Seht, wohlweise Herren, so unaussprechlich leicht ist es, idealische Maßstäbe zu schnitzeln, mit diesen die Musenberge zu durchwandern, und dort Alles, — aber nur, leider! auch sich selbst — tief unter den Ansprüchen seiner vermeinten Hoheit zu finden. Versucht es nun, wohlweise Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach diesem Maßstabe zu verfertigen.

Man wird bald finden, daß von diesen Forderungen in der Ausführung Theils schlechterdings, Theils bedingungsweise etwas nachgelassen werden müsse. So mischen sich in Ansehung der ersten Eigenschaft bei der Deutschen

Nachbildung unumgänglich nothwendige Umstände mit ins Spiel, die schlechterdings einen Nachlaß erfordern. Diese Umstände sind, daß im Deutschen gerade noch ein Mahl so viele Verse und Versfüße, als im Lateinischen, und was das Aergste ist, Verse mit Reimen ausgefüllt werden müssen. Den Beweis dieser Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes, oder auch nur empfängliches Ohr ungebethen erlassen.

Jene gedoppelte Anzahl von Versen und Versfüßen gehörig auszufüllen, sind die ganz nackten Hauptvorstellungen des Originals auf keine Weise hinreichend; und in geringere Verse fügt sich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt also dem Verdeutscher nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung so wohl die erforderliche Fülle, als Geschmeidigkeit zu geben; und es wird nur darauf noch ankommen, daß diese Einkleidung so wenig gesucht, so wenig rauschend und schimmernd, kurz, so prunk- und anspruchlos, als der Körper selbst sey. Mit andern und eigentlichen Worten. Das herbei zu hohlende Zufällige muß dem Wesentlichen so nahe verwandt seyn, als möglich; so daß Einem gar die Frage nicht einfällt: Was willst denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigstens bedingungsweise etwas nachgelassen werden müssen. Die Hauptbedingung ist hier: Wenn man das Eine will, so muß man

von dem Andern etwas fahren lassen. Will man also das antithetische Wechselspiel in Gedanken- und Wortstellung dem Originale so nahe gebracht sehen, daß in dieser Rücksicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird man auf Eins und das Andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechsel, auf höhere Sonorität der Reime, u. s. w. Verzicht thun, will man aber von den obigen drei letzten Nummern durchaus nichts aufgeben, so wird man von der Eigenschaft unter Nummer zwei wenigstens die Hälfte, ja, vielleicht noch mehr schwinden lassen müssen. Denn so wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigensinn des Verses und besonders des Reimes werden Alles in höchster Vollkommenheit mit einander vereinigen lassen. Da indessen die zweite Forderung hauptsächlich den Geist, die drei übrigen aber mehr den Buchstaben betreffen, so dächte ich könnte es nicht zweifelhaft seyn, was man lieber wollen sollte. Nun zur Prüfung der Lesearten nach den obigen Gesetzen.

Die Lesearten der ersten Ausgabe meiner Gedichte lautete also:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Die originelle Nacktheit der Ideen war hierin ziemlich erreicht. Denn das Bischen Einkleidung in Liebe schon gekannt, und Liebe nie empfand, anstatt schon liebte, und nie liebte, will in der That wenig sagen. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß, da es doch nun einmahl schon Einkleidung war, und seyn mußte, der Stoff dazu, seiner Simplicität unbeschadet, etwas ausgesuchter gewesen wäre. Denn Liebe schon kennen, und Liebe nie empfunden haben, sind doch gar zu gemeine, in allen Romanen und Liebesbriefen zu oft vorkommende Redensarten, deren matte Armseligkeit um so mehr auffällt, da sie hier etwas vorstellen zu wollen scheinen. Ich mag indessen bei dieser Bemerkung Recht oder Unrecht haben, welches ich gern dahin gestellt seyn lasse, so ist und bleibt doch so viel gewiß, daß in dieser Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetischen Wort- und Gedankenwechsel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezwungenen und gefälligen Tonwechsel verlanget, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des ersten und dritten Verses, die sich mit Liebe endigen, durch den so genannten reichen, (eigentlich armseligen) Reim in Liebe auf Liebe, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze sehr übel absticht, merklich beleidigt.

Das rhythmische Ohr Ramler's fühlte den letzten Uebelstand, so wie auch ich ihn längst gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, dem ich möglichst getreu seyn wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er stellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her, und las nun folgender Maßen:

Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe nie gekannt!
Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe schon empfand!

Durch die Herstellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus schien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene schon gekannt und nie empfand, welches der im vorhergehenden Verse schon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeschlagenen Schwanz, nachschleppte, etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen, meiner ersten Lesearт zur Last fallenden Mängel blieben nicht nur, sondern wurden sogar noch durch das nunmehr in vier kurzen Versen sechs Mahl tönende Liebe und durch das viermahlige morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederhohlung des Aufrufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe, oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den

Kehrreim billig charakterisiren sollte, in eine angehörige Unruhe, ja, in eine fast ungestüme Heftigkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und sein antithetisches Spiel gar sehr, und vielleicht zu sehr auf Kosten der übrigen Eigenschaften, am Herzen lagen, so glaubte ich, in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Lesearten folgender Gestalt verbessert zu haben:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Diese Umbildung hatte zwar das Verdienst, daß die Hauptgedanken des Originales ganz einfach mit ihren eigentlichsten Worten ausgedrückt, und mit der gesuchten Wechselstellung in einen Gegensatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die so nahe Erreichung dieser beiden ersten Haupteigenschaften verblendete mich eine Zeit lang gegen die sehr grobe Vernachlässigung fast aller übrigen. Welche abscheulichen Mißklänge in den pleonastischen und tautologischen Flickwörtern auch, noch, längst und immer, in der so nahe auf einander folgenden Ausdehnung und Zusammenziehung der Formen

geliebet und geliebt, deren erste den Ausdruck in den meisten Fällen schlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verses, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Diese jedem auch nur wenig geübten Ohre so sehr auffallenden Gebrechen verursachten denn nun auch, daß diese Umänderung fast nirgends Beifall fand. Die Meisten zogen dagegen die Ramlerische, obgleich keinesweges über ihren gegründeten Tadel erhabene Lesart vor. Ein Beurtheiler wünschte sogar meine erste Lesart zurück. Diesem schien es aber ganz an einem rhythmischen Ohre zu mangeln.

Nach mehrern Versuchen der Umschmelzung, deren keiner mich auch nur einiger Maßen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich erwählte Gestalt zu Stande, und ich hielt sie sogleich, vermittelst des ersten schnell vorahndenden Kunstgefühls, nicht nur für die beste von allen, welche das Reich der Möglichkeit darbiethen möchte, sondern auch für diejenige, gegen welche Niemand noch etwas einwenden würde. Das Erste hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Versuche die Erfahrung bestätigt; allein in Ansehung des Letzten sah ich mich bald gar schmählich betrogen. So schwer hält es oft, den Menschen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen, besonders, wenn man sie selbst auf

den kritischen Stuhl hinnöthigt, von welchem sie gemeiniglich nur Tadel herab sprechen zu müssen glauben.

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger ahndend, als bedenkliche Gesichter, sondern vielmehr ein herzliches Bravo erwartend, sagte ich diesen neuen Kehrreim einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von meinen Lippen verklungen, so ründeten sich die ihrigen, mir das letzte heut zu wiederhohlten Mahlen auf die bedenklichste Weise nachzulallen. — „Nun was ist denn da, sprach ich dann wohl verdrießlich, zu heut, heut, heuten? Beiderlei Formen, so wohl heut, als heute, sind im Hochdeutschen gleich richtig und gleich gebräuchlich.„ — „Ja, — ja, — hieß es dann, das mag wohl wahr seyn, aber es klinget doch etwas hart.„ — „Und was nennt Ihr denn hart, Ihr Herren? Härte, wie man den Begriff meines Wissens bisher genommen hat, und nehmen muß, Härte entsteht entweder nach einem Urtheile des Verstandes, oder des Ohres. Des Verstandes: Wenn Ihr einen Redesatz, oder ein Wort um modificirende und bestimmende Wörter, Sylben und Töne betrieget, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entsteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verursacht. Nach dem Urtheile des Ohres entsteht Härte, wenn Ihr den

Wörtern ihre wahre und eigenthümliche Quantität raubt, wenn Ihr Wörter und Töne so wählt und zusammen stellt, daß sie schwer und unangenehm auszusprechen, schwer und unangenehm anzuhören sind. Welche von beiderlei Härten soll nun das heut an sich tragen? Nicht die Härte des Verstandes; denn der Begriff bleibt in beiderlei Formen, heute und heut, unverändert eben derselbe; beiderlei Formen sind gleich verständlich; beiderlei Formen sind gleich gewöhnlich; weder Logik, noch Grammatik finden auch nur das Mindeste zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr könnt Ihr die Töne, aus welchen das heut besteht, eben so wenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, streut, scheut, erneut, beuth und viele andere, die sich auf eben diese oder ähnliche Töne endigen, für hart zu halten.„

Wenn die Hyperkritik sich durch Gründe in die Enge getrieben sieht, so pflegt sie dennoch lieber auch nach den schwächsten Vertheidigungswaffen noch zu greifen, als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief sich am Ende auf sein widerstrebendes Gefühl, und suchte dieß aus der so nahen Zusammenstellung beider Formen zu erklären und zu rechtfertigen. Im Grunde aber entsprang dieß Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechterei vorgegeben war, im Grunde entsprang

es wohl daher, daß die Herren sich nun einmahl an heute gewöhnt hatten, und nicht bedachten, daß wohl eben so viele, ja, noch mehrere Hochdeutsche sich dagegen an heut, oder selbst, wie es bei mir der Fall ist, an beiderlei Formen gleich stark gewöhnt haben, und sich selbiger, so wie sich's in einzelnen Fällen an besten fügt, bedienen.

Jenem angeblichen Gefühle glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegen setzen zu können, als mein Gegengefühl, welches die Lesart gut hieß; und so blieb die Sache vor der Hand wenigstens unentschieden, da mein Gefühl sich ohne Grund nicht einer höhern Autorität anmaßen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptsächlich entsprang, ein Grund, der mir das heut vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte sich noch nicht logisch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Lesart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Sylbe eut in allen vier so wohl weiblichen, als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechsel der Zeitformen des Verbi freuen, — gefreut, das Präteritum, und freute, das Imperfect; und nannte diesen Wechsel, wenn nicht ungrammatisch, doch unstylistisch. Auch die Auslassung des Hülfsverbi hat, nach

gefreut, glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieser Vorwürfe ungeachtet, hielt mein Gefühl noch immer an dieser Lesart, ob ich es schon nicht sogleich aus klaren Gründen rechtfertigen konnte. Allein der Verdruß, daß ich mit vieler Mühe nicht einmahl vier kurze Zeilen sollte zu Stande gebracht haben, an welchen nicht noch so viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verstimmte mich so sehr, daß ich die Lesart verwarf, und sogar den Gedanken aufgab, sie noch je einmahl wieder zur Wahl mit aufzustellen. Das Gebieth der Sprache ist groß, dachte ich, und du bist seiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir auch nicht, dich oft durch Schwierigkeiten und Krümmungen durchzuwinden, wo hindurch zu gelangen dir Anfangs unmöglich schien. Lassen sich doch oft drei bis vier der unbändigsten Reime, die alle nach den entgegen gesetztesten Himmelsgegenden hinstreben, so bezähmen und zusammen koppeln, daß sie den Gedanken so zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären sie gar keines andern Weges kundig. Es muß, es muß sich noch eine andere Lesart finden lassen, die nicht so sehr zum Benagen einladet. So ging ich von neuen auf die Jagd aus, und brachte Dutzende von Kehrreimen zurück.

Unter diesen zeichnete sich einer aus, der, den gewählten abgerechnet, so wohl mir, als denen, die den gewählten zum Wahlkreise hinaus gezankt hatten, vor allen übrigen die meisten Vorzüge, die wenigsten wirklichen, oder vermeintlichen Mängel zu haben schien. Er lautet folgender Maßen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

Ich war entschlossen, diesen zu wählen, und nun nicht weiter so vergeblich auf neue und bessere Lesearten zu sinnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erschiene, die Freude nicht wieder, wie an dem vorigen, verdorben würde, so schrieb ich sogleich auf ein Blatt eine Rechtfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publicum hinaus begleiten wollte. Es sey mir erlaubt, diese wörtlich hier einzurücken.

Zuvörderst aber fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle ein Wort zu Gunsten meiner Mikrologie zu sagen. Obgleich diese Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetischen Kunst, besonders junger Künstler bestimmt sind, so könnte es doch wohl seyn, daß sie hier und da auch andern Gelehrten in die Hände

fielen. Nun bescheide ich mich sehr gern von selbst, daß für manchen von diesen ihr Inhalt sehr unerheblich und langweilig seyn müsse. Dieß kann mir Einer selbst in's Angesicht sagen, ohne daß ich deßwegen nur im mindesten über ihn zürne, wenn er nur billig und bescheiden genug ist, sein Urtheil, das für ihn und seines Gleichen allerdings gilt, nicht zur absoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Anmaßung, die gleichwohl vielen sonst achtungswerthen Gelehrten zum gerechten Vorwurfe gereichet. Ich darf mir schmeicheln, daß es außer ihnen noch sehr viele Leser geben werde, denen es überaus interessant seyn muß, hier gleichsam in das Innerste der Werkstatt eines alten Künstlers geführet zu werden, ihn arbeiten zu sehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redselig, dennoch traulich, offenherzig und bei guter Laune über sein Kunstverfahren sprechen zu hören. Ob aber dergleichen Jemanden interessiren dürfe, ob es ihn mehr interessiren müsse, der Zergliederung eines Goldkäfers, als der eines Kehrreimes beizuwohnen, darüber ließe sich wieder viel Interessantes sagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führte. Nur eine einzige Bemerkung sey mir, weil wir doch nun einmahl jetzt nichts Wichtigeres treiben, im Vorbeigehen erlaubt. Man ruft aus den wissenschaftlichen und gelehrten Feldern sehr häufig, und, wie mir däucht, nicht ganz artig und bescheiden, die verachten-

den Vorwürfe der Nutzlosigkeit, der bloßen Belustigung, u. s. w. in das Gebieth der ästhetischen Künste, und was ihm angehörig ist, herüber. Unter dem Nutzen, worauf man den höhern Werth der so genannten ernsten und nützlichen Wissenschaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umstand gemeinet seyn, daß durch sie gemeiniglich mehr, als durch manche schönen Künste, z. B. die Dichtkunst, zur Lebensnahrung und Nothdurft erworben werden könne. Denn sonst müßten die Künste der Sänger und Tänzer, die ihren Besitzern und Besitzerinnen oft fürstliche Reichthümer erwarben, im Werthe allen Wissenschaften und Künsten voran gehen. Versteht man aber unter dem Nutzen etwas, was auf Wohlseyn der Menschen Bezug hat, so sehe ich nicht ein, wie man dieses Etwas den schönen Künsten absprechen, viel weniger, wie man ihr Geschäft bloß um deßwillen so tief unter das Geschäft der ernsten Wissenschaften herabwürdigen könne, weil sie unmittelbar nach einem Ziele hinstreben, welches die Wissenschaften ebenfalls, allein mittelbar und erst durch Umschweife zu erreichen suchen. Wollte man sich anmaßen, zu behaupten, daß die Art des Wohlseyns, welches die schönen Künste befördern, unerheblich und entbehrlich sey, o, wie leicht ließe sich dieser Vorwurf gegen die stattlichsten Wissenschaften erwiedern! Wie Vieles von dem, was im Felde der Wissenschaften, von den Entdeckungen am

Ringe des Saturns an bis zu den Entdeckungen an einem Milbenfuße herab, gerade am lautesten betrompetet wird, wie Vieles wirkt doch in der That kein anderes Wohlseyn, als die Befriedigung der Neugierde! Man kann sagen, ein neues schönes Gedicht, ob es gleich, nachdem es nun einmahl vorhanden ist, viele Menschen erfreut, ja, vielleicht an Geist und Herzen veredelt, konnte entbehret werden, ohne daß sich die Menschen deßwegen schlimmer befanden. Wie? Nicht auch die Entdeckung eines neuen Nebelsternes? Eines neuen Polypen? Eines bisher unbekannten Umstandes in der Republik Karthago? Einer bessern Art, Kohl und Rüben zu ziehen? — Doch, es soll hier nicht von Seiten der schönen Künste den Wissenschaften entgegen gehadert werden; ich wollte nur ahnden lassen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieser Hader überhaupt sich geziemte. Eben derselbe Schöpfer, welcher die Gans erschaffen hat, die gute und dankenswerthe Gans, die so wohlschmeckende Braten, so große und inhaltsvolle Eier, so weiche und warme Federn zu Ruhebetten, so vielvermögende Schreibkiele liefert, eben derselbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erschaffen, die von dem Allen nichts darbiethet, gleichwohl aber auf ihre Weise zum Wohlseyn vieler Menschen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziemet sich eben so wenig, daß die Gans der Nachtigall ein Verachtungslied

nachgacke, als dieser, daß sie jener eins nachsinge. — Ein Jeder suche sich in seiner Sphäre so viel Verdienst zu erwerben, als möglich, ohne das Verdienst des Nachbars neben sich niederzudrücken, oder zu verhöhnen. Wenn die schönen Künste auch sonst nichts adelte, so adelt sie doch die Humanität und Liberalität, womit sie so gern jedem Verdienst auch außer ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königinn derselben, die Dichtkunst, wenn sie nicht, wie in der Fabel die honigsammelnde Biene durch den Übermuth einer Henne, aus ihrem Charakter heraus gereizt wird, mit dem Stachel zu drohen, verherrlicht willig und unaufgefordert die Verdienste des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenn gleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunst einen Herschel und seine Entdeckungen gefeiert, und wird sie noch feiern; ob es gleich Herschel'n noch nicht eingefallen ist, und auch nie einfallen wird, einen seiner neu entdeckten Sterne nach einem großen Dichter zu benennen. —

Wir sind gerecht; das seyd Ihr nicht!
Hoch steht Ihr; träumt es höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst!

Klopstock.

*

Die Rechtfertigung meines neuen Rehreimes, die ich auf die oben bemerkten fünf Grundlagen bauete, lautet folgender Maßen.

„Der Anfang: Morgen liebe, — cras amet, — fällt von selbst in die Hände, und schließt jede Anderung oder Verbesserung gänzlich aus. Aber der zweite Satz, — qui nunquam amavit, — kann mit Bestand der Regeln unter Nummer 3, 4 und 5 durchaus nicht eben so nackt und einfach im Deutschen dargestellt werden. Er erfordert also eine zweckmäßige Einkleidung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von seiner Allgemeinheit so wenig, als möglich, benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter sich, wie und warum er nicht geliebt hat. Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen sie; vielleicht aber floh, verschwor, verabscheuete er sie, u. s. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte, zu lieben, weil sich ihm kein Gegenstand darboth; vielleicht, weil er ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, vielleicht weil sein Herz gar nicht für die Liebe organisirt und gestimmt war, u. s. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine solche Modification und Erweiterung des Hauptgedanken und seines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkten Fälle des Wie und Warum ausschließt. Se-

danke und Ausdruck: Wer, (oder vielmehr Was, um das weibliche Geschlecht nicht auszuschließen,) Was die Liebe nie erkor, scheinet dieß unter allen, der übrigen Umstände wegen nur möglichen Modificationen am besten zu leisten. Es erkor die Liebe nicht, entweder, weil sich keine Gelegenheit zur Auswahl der Liebe aus andern Gegenständen darboth, oder, weil es ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, weil es nicht für die Liebe organisirt war, u. s. w.

Allein zu dieser ganz einfachen Deutschen Modification müssen nun auch noch verwandte, einpassende Erweiterungs-Ideen herbei gezogen werden, wenn den übrigen Bedürfnissen, sonderlich des Verses, des Reimes, und des antithetischen Spieles Genüge geschehen soll. Nichts aber kann sich wohl nach meinem Gefühle natürlicher, ungezwungener, und in das Ganze einpassender darbiethen, als das: Was bis heute. Morgen soll etwas geschehen, was bisher, also bis heute nie geschehen ist. Also der erste Vers: Morgen liebe, was bis heute, scheinet in jeder Rücksicht unverbesserlich zu seyn, besonders, da das bis heute wegen seiner so genauen und innigen Anschmiegung an den Hauptgedanken ein Ansehen unentbehrlicher Nothwendigkeit gewinnet, welches durch den wichtigen Dienst, den es dem Bedürfnisse des Reimes leistet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedanken-

stoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modification und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Ursachen. Ein Mahl ist noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Worten: Nie die Liebe erkor, fehlt zwischen Liebe und erkor noch eine lange Sylbe, um den trochäischen Vers voll und richtig zu machen. Gesetzt, man könnte dieses mit dem geringsten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkstelligen, ohne daß es das Ansehen eines plesonastischen Füllsteines gewänne, und so lesen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie die Liebe noch erkor!
Oder: Noch die Liebe nie erkor!

so sind doch noch zwei triftige Ursachen übrig, die von dieser Simplicität des Gedanken und des Ausdrucks abzuweichen, und ihm eine andere Modification zu geben gebiethen, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten sollte, als man ihm wohl wünschen möchte. Ein Mahl, kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzuthun, sagen: Was die Liebe nie erkor, oder erwählte? — Der Begriff des Wählens paßt sich nur zu mehrern Dingen Einer Art. Z. B. ohne logischen Zwang sage ich, sich ein Mädchen, sich eine Frau erwählen, weil Jedermann

weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede ist, bin ich geneigt, mir als etwas Einziges zu denken, das seines Gleichen nicht außer sich hat. Wie kann also da ein Wählen Statt finden? Oder was für andere Gegenstände soll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich sie heraus wähle, da die Phantasie schlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewiesen wird? — Hiernächst, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Stanze zum voraus denke, so fällt mir das Wort freute ein, welches in der Redensart, sich der Liebe freuen, sehr schicklich und ungezwungen sich wird brauchen lassen können. Bei fortgesetztem und genauern Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges so richtiges und einpassendes Reimwort darbiethet, als nur dieses. Mit welchem andern sollte ich den Hauptgedanken, der an dieser Stelle stehen muß, so leicht und ungezwungen darstellen, als durch freute in dem Verse: Was der Liebe zu sich freute? — Wenn nun aber ferner der antithetische Wort- und Gedankenwechsel des Originals in einer Deutschen vierzeiligen Stanze bewerkstelliget werden soll, so müßten die erste und die vierte, so wie die zweite und die dritte Zeile einander, so wohl der Materie, als der Form nach, genau correspondiren. Diese Correspondenz aber findet sich weder den Worten, noch den Gedanken nach zwischen den

beiden Modificationen, Liebe erkor, und der Liebe sich freute. — Die gedoppelte Correspondenz, so wohl des Inhalts, als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zu Stande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerst schwer, sondern selbst unmöglich seyn. Aber der Gedanke der zweiten Zeile läßt sich allenfalls noch so modificiren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die der Kunst in den Weg gewälzt werden, zufrieden seyn müssen. Sage ich also:

Morgen liebe, was bis-heute
Nie der Liebe Lust erkor!

so erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenn gleich eben keine Correspondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Correspondenz des Gedanken, worüber man allenfalls die mangelnde Wort-Correspondenz vergißt. Hiernächst bekomme ich in dem Begriffe Lust, der sich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Umständen, unter welchen dieser Kehrreim gesungen wird, gewiß sehr natürlich und ungezwungen darbiethet, ein Etwas, in welches der Begriff erkor sehr gut eingreifen kann. Denn der Lust gibt es, wie Jedermann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl Statt findet; und

der ehemahlige logische Gedankenzwang ist, wie mir däucht, durch die Luft hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf diese Weise, mit ziemlichem Glücke für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen sind, so fällt noch glücklicher die vierte wieder von selbst in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile so mühselig gesuchte, und doch kaum halb erreichte Correspondenz biethet sich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechselspiels in morgen liebe und liebe morgen von selbst dar; und da selbst das Original dieß letzte Wechselspiel nicht zu bewerkstelligen vermochte, so muß es der Übersetzung zu einer nicht unbeträchtlichen Entschädigung für dasjenige dienen, was sie zurück lassen mußte. Die des Verses und des Reimes wegen nöthige Erweiterung durch das wie zuvor schmiegt sich unstreitig dem Hauptgedanken eben so genau, so innig, so nothwendig scheinend an, als das bis heute der ersten Zeile.

Wenn ich nun noch ein Mahl die ganze Stanze:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

vor Geist und Ohr vorüber wandeln lasse, und ihre Unvoll-

kommenheiten und Vollkommenheiten, in Rücksicht auf das Original, im Ganzen gegen einander abwäge, so finde ich zwar

1. In den Neben-Ideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptsätze des Originals,

> Cras amet, qui nunquam amavit,
> Quique amavit, cras amet!

Allein, ohne der Simplicität etwas zu benehmen, fügen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammen gewachsen, und also nothwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Zeile mit gerechnet werden. Allein dieß ist die nothwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Metrums wegen in dem Worte unquam hatte zurück lassen müssen. Ich finde

2. In den Deutschen Modificationen, der Liebe Lust erkor, und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, wovon das Original nichts weiß. Allein jene Fülle artet doch gewiß eben so wenig in eine überlästige Corpulenz, als der Schimmer in einen zu grellen, unangenehmen Glanz aus. Übrigens wird durch dieß Bischen Fülle und Schimmer, so wie durch die obigen Erweiterungen, für Rhythmus, Euphonie und Harmonie, nicht

minder auch für das antithetische Spiel sehr viel gewonnen.

3. Die antithetische Wechselstellung ist zwar nicht in der gewünschten Vollkommenheit gelungen, so daß die logische Urtheilskraft völlig damit zufrieden seyn könnte; allein sie ist doch so weit gelungen, daß sich die ästhetische daran begnügen kann. Dagegen aber sind

4. Alle übrigen Forderungen so weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. Zwar möchte es noch scheinen, als ob die Wortstellung, der Liebe Lust, anstatt die Lust der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn diese Stellung gleich der prosaischen Sprache eben nicht eigenthümlich seyn sollte, so ist sie doch in der poetischen nicht nur sehr gebräuchlich, sondern auch unentbehrlich.„

*

So glaubte ich nun meinen neuen Kehrreim auf eine Weise verpanzert zu haben, die ihn gegen jeden Angriff sicher stellen müßte. Wer hätte denken sollen, ihn könnte noch ein einziger Streich so zu Boden strecken, daß mir selbst sogar alle Lust vergehen würde, ihm noch weiter beizuspringen! Dennoch geschah dieses. Die Tadler des vorigen waren zwar mit diesem, so wie auch mit seiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer scharfsinniger und geschmack-

voller Beurtheiler bemerkte Folgendes. Die Liebe, so wie auch die Lust der Liebe sind Leidenschaften oder Affecten, mithin etwas Unwillkürliches, zu welchen sich, Trotz der Rechtfertigung, der Begriff des Wählens in erkor nicht paßt. Ich kann freilich Eine Art der Lust der andern bisweilen wohl vorziehen, und in so fern wohl sagen, daß eine Wahl Statt finde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Lust hier unterlegen soll, so geht die ganze Delicatesse der Vorstellung, die hier herrschen soll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum mehr Recht haben, als in diesem Stücke mein kritischer Freund. An die Lust der Liebe soll man hier nicht denken, deren Genuß ich auf einen gewissen bestimmten Tag aus andern Arten der Lust, z. B. der, auszureiten, zu tanzen, Punsch zu trinken, u. s. w. auswählen kann. Man sieht, daß ich den reinsten und edelsten meiner Liebesgesänge in keinem seiner Theile einer solchen, und so nahe liegenden Auslegung aussetzen konnte. Der neue Kehrreim wurde also unwiederruflich verworfen. Allein woher nun einen anderen nehmen? Unglücklicher Weise war der neue Beurtheiler auch ein Heutfeind.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu seyn. Ich ging also auf das neue zur Jagd aus, und trieb endlich eine solche Menge von Lesearten zusammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich schäme. Denn

in jeder geschäftlosen Stunde, auf jedem Spaziergange neckte mich dieser unselige Kehrreim. Einige dieser Lesearten will ich jedoch am Ende so wohl zur Unterhaltung, als zur Belehrung noch anführen.

Lange däuchte es mir, ich könnte unmöglich eben so wenig die letzte Zeile der Stanze, als die erste, wegen ihrer so vollkommenen Tadellosigkeit aufgeben, und seufzte und suchte daher, wie Klopstock nach Sponda, durch das ganze Gebieth der Sprache nach einem schicklichen Or-Reime. Allein mein eigener Satyr nöthigte mich endlich durch gröhlichen Spott, die eben so unnütze, als lächerliche Jagd aufzugeben. Er rief mir, was widersprechend scheinet, und doch wahr ist, den besten und zugleich schlechtesten Vers zu:

Nichts um Liebeslust sich schor.

So sehr kann an mancher Stelle ein einziges Wörtchen den vollkommensten Gedanken entadeln!

Von den neu zusammen gebrachten Lesearten gefiel die eine diesem, die andere jenem Beurtheiler. Ich sah nunmehr offenbar, wie vergeblich es wäre, auf übereinstimmende Zufriedenheit Anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urtheil, das sich so nachgebend und demüthig bisher verhalten hatte, entschlossen durchgriff, und sagte: Wenn dieß gleich nicht so euch Allen gefällt, so sollte es billig so euch Allen gefallen. In einer heitern unbefangenen Stunde ma-

sterte ich noch ein Mahl alle meine Lesearten; und siehe! die zu voreilig um der nichtigsten Einwendungen willen verworfene behielt nach meinem Urtheile, nicht nur Treffer gegen Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, sondern auch deßwegen den entschiedensten Vorzug, weil die übrigen alle, bei nicht größern Tugenden, mehr oder weniger wahre Fehler aufzuweisen hatten, diese hingegen von allen vermeintlichen Fehlern sich zu reinigen im Stande ist.

Keine von allen andern scheint sich so leicht, so ungezwungen, so natürlich, so einfach und doch so elegant von selbst zu ergeben, daß man gleich geneigt ist, zu sagen: Ja, so mußte es, und anders konnte es nicht seyn. Allen übrigen sieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks, eine gewisse Operosität an, die Einem bald den Gedanken eingibt: Es könnte doch wohl noch anders und besser seyn. Keine hat so wenig von weiten Hergeholtes, als diese; jede Modification, jede Erweiterung scheint mit dem bequemsten Griffe aus der nächsten Nähe hergenommen zu seyn. Am allerweitesten her ist die Modification, der Liebe sich freuen; aber Himmel! wie nahe liegt sie nicht dennoch jedem Vorstellungsvermögen zur Hand! Sie ist bei ihrer vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenigsten überfüllend und überschimmernd. Keine von allen gefundenen Lesearten, ja, vielleicht keine von den noch wenigen

möglichen stellet, was in der That Hauptsache ist, das antithetische Wechselspiel des Originales in einem so hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigstens ich nicht sehe, was noch zu wünschen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler sind so wenig Fehler, daß sie ihr vielmehr als Verdienste angerechnet werden müssen, weil sie auf das zweckmäßigste zur Vollendung jenes Wechselspiels dienen. Die Einwendung gegen das heut ist, wie ich schon oben grammatisch dargethan habe, die unstatthafteste Pieperei von der Welt. Es ist sogar hier nach meinem Gefühle von sehr guter ästhetischer Kraft. Ein Mahl, weil es die vierte Zeile mit der ersten in die möglichst vollkommenste Wort- und Gedanken-Correspondenz bringet, und in dieser Rücksicht dem oben gerühmten wie zuvor noch sehr weit vorzuziehen ist; zweitens, weil dieses männliche heut gegen das vorhergehende weibliche heute eben so tonspielend ist, als umgekehrt das weibliche freute der dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche gefreut der zweiten. Heute gefreut! — Freute heut! — Ein artig wechselndes Tonspiel, völlig in dem spielenden Geiste des Originales! — Eben so wenig, als das heut, kann auch der vorgeworfene Gleichklang in den vier Reimwörtern ein Fehler seyn. Ich schmeichele mir, daß ich mehr, als Eine Probe in meinem poetischen Leben abgelegt habe, die mich berechtigt, ein gül-

tiges Wort mit zu sprechen, wenn von Wohl- oder Mißklang die Rede ist, und ob mir gleich in diesem Stücke noch immer etwas Menschliches begegnen mag, so hat, däucht mir, doch kein anderes Ohr sich zu schämen, wenn es sich größten Theils nach dem meinigen richtet. Nun gebe ich zwar sehr gern zu, daß an andern Stellen vier Gleichklänge in den weiblichen und männlichen auf einander folgenden Reimwörtern, wie hier das viermahlige eut, sehr fehlerhaft seyn können. Mein Ohr ist auch in diesem Stücke so empfindlich und eigensinnig, daß es, was gewiß bei wenigen meiner poetischen Brüder der Fall seyn mag, schon mißvergnügt wird, wenn sich, anderer unvermeidlichen Umstände halber, auch nur ein Gleichklang der Vocale in sonst den Consonanten nach verschieden tönenden Wörtern einschleicht. Höchst ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimstellung, wie diese: Thaten, Schar, bathen, war, wegen des viermahligen a; denn eine Abwechselung, wie z. B. Thaten, mir, bathen, dir, ist doch gewiß weit wohlklingender. — Allein was auch nur immer eine gründliche und geschmackvolle Stylistik über Mannigfaltigkeit und Abwechselung des wörtlichen Ausdrucks vorschreiben mag, so macht sie dennoch auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Gestalt, Maß und Klang antithetischer Sätze ankommt, so erlaubt nicht nur eben diese Stylistik, sondern sie gebiethet sogar,

Kraft des natürlichen Hanges der menschlichen Seele zu Symmetrieen, Gleichheit. Das ist nun gerade hier der Fall. Da es hier unläugbare Vollkommenheit ist, daß in Satz und Gegensatz einerlei Vorstellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterschiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, so ist nicht abzusehen, warum diese Einerleiheit sich nicht auch bis auf die Töne der Reime erstrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, sondern es wird sogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß diese Gleichheit zur Hebung der Antithese sich so ungesucht und von selbst einstellt. Gleichwohl schließt, was noch das Beste ist, diese Gleichheit nicht alle Verschiedenheit aus, die sich in dem männlichen und weiblichen Charakter der Reimwörter noch merklich genug offenbaret.

Die noch übrigen Vorwürfe des unstylistischen Wechsels der Zeitformen, gefreut und freute, und der Auslassung des Hülfsverbi hat, verdienen kaum noch in Betrachtung zu kommen, gesetzt, ich wollte sie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten lassen. Allein auch dieß glaube ich nicht einmahl nöthig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzusehen ist, worauf sich denn wohl die stylistische Regel gründen solle, daß in zwei verschiedenen, ganz von einander unabhängigen Sätzen schlechterdings und überall eine Einheit der Zeitformen beobachtet werden müsse; abgerech-

net, daß sich gewiß in unsern besten classischen Schriftstellern hundert Beispiele des Gegentheils finden lassen dürften, so scheinet hier in dem ersten Satze gerade das Perfect, in dem zweiten aber gerade das Imperfect, so wohl logisch, als grammatisch, am besten zu passen. Das nie scheinet die Vorstellung von dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die äußerste Vergangenheit zu reissen, da hingegen das stets sie wieder von dort zurück zu ziehen, und dem Zeitpuncte der Rede mit jedem Momente zu nähern scheinet. Da nun im ersten Falle die Vergangenheit als immer längst vergangener, im zweiten aber mit jedem Moment als kaum vergangener vorgestellt wird, so scheinet die erste Vorstellung am besten durch das Perfect, die zweite aber am besten durch das Imperfect bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslassung des Hülfsverbi betrifft, so ist diese selbst in der Prose, geschweige denn in der Poesie, so häufig, und wenn dadurch dem Verstande und dem Ohre so wenig, als hier, zu Leide geschieht, so erlaubt, ja, oft so zuträglich, daß sie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man diese Rechtfertigung, so genugthuend sie mir auch scheinet, dennoch nicht ganz gelten lassen, will man, neben den Vorzügen der gewählten Lesart, noch immer so

viele Gebrechen entdecken, daß man sich seiner Zweifel gegen dieselbe nicht entschlagen kann, nun, so setze man einmahl, wo möglich, alle seine und meine Klügeleien bei Seite, man stelle sie jeder andern Lesart gegen über, und merke auf den ersten Eindruck. Dann sollte ich doch wahrlich kaum denken, daß sich auch nur eine einzige finden würde, welche sich eben so leicht, so ungezwungen, so gefällig unter das logische so wohl, als das ästhetische Urtheil schmiegte. — Hier ist versprochener Maßen ein Theil dieser Lesarten, worunter sich auch ein Paar befinden, die mir von Andern vorgeschlagen worden sind.

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Süßer Liebe Lust verschwor!
3. Was sich süßer Liebe freute,
4. Liebe morgen, wie zuvor!

*

2. Noch der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich längst (schon) der Liebe freute,

*

2. Stets der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich stets u. s. w.

*

2. Nie der Liebe Treue schwor!
3. Was sich treu der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe sich verschwor!
3. Was den Schwur der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe Dienst erkor!
3. Was der Liebe Dienst sich weihte,

*

3. Was der Liebe Dienst erfreute,

*

1. Morgen liebe, was noch heute
2. Liebeleer den Tag verlor!
3. Was den Tag der Liebe weihte,

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie sein Liebes (Holdes) sich erkor!
3. Was sein Liebes (Holdes) längst erfreute,

*

2. Lieb' und Lust des Lebens floh!
3. Was sich längst der Liebe freute,
4. Lieb' und leb' auch morgen froh!

*

2. Lieb' und frohes Leben floh!

*

2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was sich schon der Liebe freute,
4. Sey auch noch der Liebe froh!

*

4. Sey der Liebe wieder froh!

*

4. Sey der Liebe morgen froh!

*

4. Sey der Lieb' auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder (eben) so!

*

2. Deine Lust, o Liebe, floh!
3. Was sich dein, o Liebe, freute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe sich, was heute
2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was die Liebe heut erfreute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe froh, was heute

*

4. Liebe noch auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder froh!

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie der Liebe Luſt vernahm!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen ſonder Gram!

*

2. Noch die Liebe nie entzückt!
3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!

*

2. Nie an Liebe Luſt gewann!
3. Was an Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen und fortan!

*

4. Liebe morgen froh voran!

*

2. Nie an Liebe Luſt empfand!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen neu entbrannt!

*

2. Nie der Liebe Luſt durchdrang!
3. Was der Liebe je ſich freute,
4. Liebe morgen ſonder Wank!

*

2. Nie der Liebe Wonne trank!

*

2. Scheu der Liebe sich entrang!
3. Was sich nie der Liebe scheute,

*

1. Morgen liebe, wen bis heute
2. Nie der Liebe Glück erfreut!
3. Wen der Liebe Glück erfreute,
4. Fühle morgen es erneut!

Claudite jam rivos! — Mehr, als noch ein Mahl so viel Lesearten bleiben billig zurück. Auch verliere ich kein Wort weiter darüber, warum diese alle der gewählten billig nachstehen müssen. Künstler und Kunstfreunde, besonders die jüngern, mögen dieß selbst ausfündig zu machen suchen. Thun ihnen so wenig meine Grundsätze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, so habe ich sie doch wenigstens in den Stand gesetzt, sich vielleicht eine ihnen behaglichere Lesart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun alle fernere Krittelei, wenn man anders nicht im Stande ist, bessere Vorschläge zu thun, und ihre Vorzüge durch wohl erwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens selbst dem Alltagswitze überaus leicht

seyn, dieses Treibens und Hülfhohlens, dieses mehr als bogenlangen Geschwätzes über — einen Kehrreim von vier Zeilen zu spotten. Muß ich doch selbst darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeister und sein: „Que des choses dans un menuett!„ denke. Allein nicht so leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es seyn, sich daraus die sehr ernsthafte Maxime abzuziehen, daß es weit öfter, als man glaubt, nothwendig sey, gerade eben so, wiewohl freilich nur für sich im Stillen zu verfahren, wenn man mit seinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Messe bis zur andern.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Theile des Gesanges. Da es weder zu erwarten, noch zu verlangen ist, daß die Leser alle vorigen Ausgaben jedes Mahl gleich bei der Hand haben, und ohne die vollständige Vergleichung der neuen Lesearten mit den alten diese Lectüre ziemlich verdrießlich seyn möchte, so muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Theil des Raumes zur Aufstellung dieser verwenden. Unter 1. A. verstehe ich die erste Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. A. die zweite von 1789, und unter R. Ramler's Lyrische Blumenlese von 1774. Die Abschnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, sind durch die drei Haupttheile des Ganzen, (die ich nicht kürzer und treffender, als durch die Nah-

men Vorgesang, Weihgesang und Lobgesang zu bezeichnen wußte,) fortlaufend mit Römischen Zahlen nummerirt. Diese treffen mit allen Ausgaben zusammen, ausgenommen, daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

2. A.

. . . frohen . . .
. . . . Lenz . . . . .

Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen!
4. Wie sein helles . . . .
Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blasen
8. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Labsal, Nahrung und Gedeihen
12. . . . . .

Die Leseart der 1. A. hat auch K.

Warum wurden zuvörderst die hellen Melodieen in frohe verwandelt? — Weil mir das Beiwort hell mehr den Gegenständen des Gesichtes, als des Gehöres zu gebühren schien. Warum sind aber nun Wonnemelodieen daraus geworden? — Das Beiwort frohen macht durch seinen vermittelst der Aspiration fortgezogenen Ton in der ersten, und durch sein n in der zweiten Sylbe den Vers fast zu langsam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Gesang anhebt. Die Wonnemelodieen aber gleiten wegen des geschärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. — V. 2 habe ich Lenz dem Mai so wohl wegen der größern Allgemeingültigkeit, als

auch des bessern Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton stark auf dieses Wort fällt, so ist es gut, daß es mit Consonanten endige, woran derselbe einen natürlichen und festen Widerhalt finde, der bei einem auf Vocale ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem andern mit einem Vocal anfangenden Worte stehet. Die Vocale würden in diesem Falle zu sehr in einander heulen; so daß ein Declamator, der die Kunst versteht, das Mai erwacht nicht so gern aussprechen würde, als Lenz erwacht. — Die glühen, den Schläfe, V. 3, schienen mir zu sehr ein Bild der Trunkenheit zu seyn, und das Lachen, V. 4, minder den Wangen, als dem hellen Auge zuzukommen. Ich glaubte daher, es wäre besser, bloß dieses lachen, und jene glühen zu lassen. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollständiger auszumahlen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr fast zweifele, gegen die Nebenvorstellung der Trunkenheit geschützt seyn sollte, so leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß die neueste Lesart, die noch über dieß den Vorzug eines vollkommen richtigen und reinen Reimes hat, unendlich genialischer sey. Wonnemelodieen haben den Gott, wie aus süßen Träumen, erweckt; was Wunder, wenn Bilder neuer Lust vor seiner Phantasie schweben, denen sein Auge froh zulacht! Die Idee ist nun weit schöner, weit geistreicher, mit Einem Worte, ästhetischer.

Das Bild des Schwebens über kräutervollen Rasen und Hainen, V. 5 u. 6, schien mir zu fern von der Totalität zu bleiben. Ich suchte ihm daher in der 2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen lauen Wohlgerüche blasenden Weste, oder Winde, die, leider! auch Ramler gebilligt, hatten für mich längst etwas Possierliches, das keineswegs zur Würde des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen pausbackigen Jungen, die auf allen geschmacklosen Tapeten, oder in den Ecken der Landkarten dicke Ströme von Winden ausblasen. Auch ist für Winde das Beiwort klein nicht schicklich. Ein Wind kann wohl gelinde, milde, sanft, schwach, stark, heftig, u. s. w. seyn, aber nicht füglich klein oder groß, welches sich auf körperlichen Umfang beziehet. Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder großen Hitze, u. s. w. reden hören; allein was hört man nicht Alles im gemeinen Leben? Für personificirte Winde könnte zwar das Beiwort allenfalls passen; allein dann sind wieder die lauen Weste unschicklich. Ich verwandelte daher in der 2. A. die kleinen lauen Weste in sanfte Schmeichellüftchen. Allein nicht zu gedenken, daß auch so noch die Phantasie durch das Wort blasen auf jene possierliche Personification hin-

geleitet wird, so ist auch der Nahme Schmeichelüftchen allzu vollgestopft von Consonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu thun. Auch setzt es der Diminutiv unter die Würde des Ganzen herab. Besser war es also, die Winde wieder herbei zu hohlen, diese mit ihren Flügeln wirken, und sie, anstatt der Wohlgerüche, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zusammensetzung, von lieblichem Klange, und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu lassen. Auf diese Weise gewinnen wir auch ein schönes, prachtvolles, der Natur entsprechendes Bild von dem Alles, — Thal und Hügel, das ist, Ebenen und Anhöhen, — blau und golden überschwebenden Lenze, welches weit mehr sagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenständen, ich weiß nicht, wie? schweben läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verse an Wohlklang und ästhetischer Ideenfülle gewonnen. Der 10. V. war wegen des drei Mahl so nahe auf einander folgenden f, — Tropfen auf die Flur, — sehr hart. Der Reim in streuen und Gedeihen war ebenfalls nicht der reinste. Der Segen der Wolken gewinnt jetzt mehr Umfang; er erstreckt sich nicht bloß auf die Flur, sondern auf Wiese, Hain und Flur; die Wirkung ist ausgedehnter geworden dadurch, daß er, außer Nahrung und Gedeihen, gleich zuerst auch Labsal gewähret; das tautologische geben nach streuen in der 1. A.,

so wie auch die etwas harte und dunkele Apposition im 11. B. der 2. A., sind vermieden. Die Darstellung im Grossen ist nunmehr wahrer und der Naturerscheinung gemäßer. Die milden Winde wehen vor dem blau und golden schwebenden Frühlinge her, und erwecken Wohlgefühle in allen Wesen. Befruchtende Regenwolken ziehen ihm nach, und müssen ihm nachziehen, wenn seine Winde, sein blaues und goldenes Schweben nicht endlich zum Unsegen werden sollen.

Für echte und gerechte Kritik halte ich nunmehr diesen Abschnitt, so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die sich aber ohne große Anstrengung kaum wegschaffen lassen dürfte, für vollendet. Diese Kleinigkeit ist aber so klein, daß sie, wenn ich nicht selbst darauf hinwiese, von den Wenigsten bemerkt werden würde. Es ist ein kleiner mechanischer Verstoß, zwar nicht eben gegen die Prosodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerste treiben will, aber doch immer gegen Euphonie und Wohlklang. Da die Sprache selbst nur gar zu oft Anlaß dazu gibt, so dürften wohl wenige oder gar keine jambischen oder trochäischen Gedichte im Deutschen vorhanden und möglich seyn, worin er nicht vorkäme. Er verdienet daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das, wo möglich, ein Kanon vollkommener Form seyn soll; und jeder Dichter, der den Kanon zu erreichen

streben, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne größere Aufopferung geschehen kann, zu vermeiden suchen müssen. Dieser Fehler besteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutschen billig durchgehends kurz seyn sollte, den man aber in jambischen und trochäischen Versen alsdann lang zu machen sich für prosodisch berechtigt hält, wann er Substantiven von kurzen Vorsylben zur Bestimmung dienet. Diese erzwungene Production, ob sie gleich bei weitem keine von den ärgsten ist, behält für mein Ohr immer ihren Mißklang, welcher jedoch nach Beschaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich ist. So scheinen mir z. B. die Artikel dem und das die Production schon besser zu ertragen, als den und der; und diese wieder mehr, als die. Die Stellung im 12. Verse des obigen Abschnittes, — Kinde der Natur, da doch das Metrum — ∪ — ∪ — verlanget, scheinet mir so beschaffen zu seyn, daß der Mißklang, der aus der Verlängerung des Artikels der entstehet, sehr vermindert wird. Weit beträchtlicher würde er seyn, wenn ich einen trochäischen Vers, der billig immer mit einem starken Schlage, — ∪, anfangen sollte, mit der Natur anfinge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige solcher Anfänge, welche stehen zu lassen ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunstlehrer an einigen zusammen gesetzten und andern zweisylbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle, als gewöhnlich, hat, wiewohl die erste Sylbe den ganzen Ton auf sich zieht, wahre Spondäen, — —, zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den 11. im obigen Abschnitte, wegen des Wortes Labsal, für nicht rein trochäisch erklären zu dürfen wähnen, so sehe ich mich bei dieser Gelegenheit genöthigt, dieß für einen sehr großen Irrthum zu erklären. Wir haben im Deutschen durchaus keine spondäischen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, sind wahre Trochäen, wie Moritz in seinem Versuche einer Deutschen Prosodie sehr wahr und gründlich dargethan hat. Wir haben im Deutschen keine echten Spondäen, als höchstens diejenigen, die wir durch Wortstellung hervor bringen. Wenn zusammen gesetzte Wörter, wie Großmuth, Allmacht, Mordstahl, Sehnsucht, Nachwelt, Chorlied, Wohllaut, u. s. w., ferner abgeleitete, wie furchtbar, zaghaft, Weisheit, Bächlein, Labsal, mühsam, Freundschaft, Reichthum, u. s. w., die wir zu vielen tausenden in der Sprache haben, Spondäen, und nicht vielmehr Trochäen wären, so hätte Klopstock, der sich auf Prosodie versteht, wie nur irgend Einer, nicht nöthig gehabt, so sehr nach Spondäen zu seufzen. Ich gebe jedoch sehr gern zu, daß Trochäen den

obigen Art nicht überall mit Bestande des Wohlklanges so benutzt werden können, als etwa solche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten, u. s. w.

II.

1. A.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit;
Und sein Süßestes versparet
Jedes Thier auf diese Zeit.
Wann das Laub ihr Nest umschattet,
Paaren alle Vögel sich.
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe sich.

2. A.

Eben so.

R. hat diese Stelle eben so, außer daß er, V. 5, für umschattet, beschattet lieset. Allein mein umschattet war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl analogisch gebildeten Wortes, wegen seiner mehr ausmahlenden Bedeutung, und hauptsächlich deßwegen vorzuziehen, weil es den fehlerhaften Gleichklang mit dem Reimworte begattet im 7. V. vermeidet. Indessen die ganze Stelle bedurfte

aus verschiedenen Ursachen einer Umbildung, die, wie ich mir schmeichele, nicht unglücklich gerathen ist.

V. 3 mißfiel mir sein Süßestes, Ein Mahl wegen der erzwungenen Production der letzten Sylbe, da das Wort ein wahrer Dactylus, — ⏑ ⏑, ist, und hiernächst, weil es nicht Würde genug für den edeln Ton des Gedichtes hat. Es ist ein Ausdruck, der sich mehr für die populäre vertrauliche Sprech- und Schreibeart, als für eine höhere Gattung schickt. Eben dieß ist auch gegen die Vorsylbe in versparet und die Präposition auf zu erinnern. Es ist ganz gemeine prosaische Sprechart. Das Thier macht gleichfalls hier keine sonderlich poetische Figur; und dann diese Zeit! — Was für eine Zeit denn? Es war ja von gar keiner Zeit, sondern von einem Gotte die Rede gewesen. Man kann sich freilich endlich an den zum Gotte personificirten Lenz erinnern; allein wenn das auch geschiehet, so ist und bleibt es doch äußerst unschicklich, den Knall und Fall wieder eine Zeit, diese Zeit zu nennen. Alle diese Unschicklichkeiten sind hoffentlich in den schönen und wohlklingenden Zeilen:

Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit,

vermieden. Bei dem Ausdrucke Nektarfülle muß ich noch Folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ich

die Nachtfeier nach ihrer Vollendung zur möglichst strengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarfülle an etwas denken, was das Zartgefühl beleidigte. Ich finde dieses im mindesten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantasie, so bald auch in der edelsten und göttlichsten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Nebenvorstellungen geleitet werden könne. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Gesellen, als sie von diesem meinen lieblichsten, süßesten und doch zugleich edelsten Frühlings- und Liebesgesange noch weiter nichts, als den Titel: Die Nachtfeier der Venus, vernommen hatten, sich etwas nicht viel Besseres, als eine besungene Bordell-Scene dachten.

Der 5. V., Wann das Laub ihr Nest umschattet, — ist zwar von anmuthigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Bessern willen, und wegen der Unvollkommenheiten, die er nach sich zog, aufgegeben werden müssen. Denn Ein Mahl hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Paaren der Vögel, eines kleinen Theiles lebendiger, der Liebe fähiger Geschöpfe, angeführt war, nicht, — wie soll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperbolischen, mithin unwahren Totalität:

Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe sich,

beschlossen werden zu können. Ich nahm in diesem großen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hagern Rumpfe einen Mißstand wahr, der schwerlich auch dem aufmerksamen Leser entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl schmeicheln, daß die neu hinzu gekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hägt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt,

nicht unzweckmäßig und überflüssig werde befunden werden. Auf dieser Unterlage fußet auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht so sehr überschreitende Steigerung:

Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,

weit besser, als jene hyperbolische Totalität:

Was da lebet, das begattet, . . .

Hiernächst zweitens kam mir in der vorigen Lesart die Idee des Paarens schon bei der zweiten Erwähnung, geschweige denn vollends zum dritten Mahle in dem begat-

ten, viel zu oft vor. Auch schien drittens das begatten, wenn gleich nur leise, das Zartgefühl zu streifen. Endlich und viertens war mir der so genannte reiche Reim, — sich auf sich, — zuwider, der meinem Ohre dadurch noch unangenehmer wurde, daß dieses unbedeutende klanglose sich so weit von seinen Zeitwörtern paaret und begattet, worauf es sich beziehet, getrennt, zwei Mahl an das Ende des Verses, mithin jedes Mahl an die klangbedürftigste Stelle geschleppt worden war. — Wenn man alles dieses erwäget, und an ästhetischer Urtheilskraft nicht gänzlich verwahrloset ist, so wird man hoffentlich eingestehen, daß die neue Umbildung weit edler, schöner, reicher und wohlklingender sey, als die alte ärmliche Lesart, und daß sonderlich das süße melodische Tonspiel der letzten Zeilen:

Wann die Knospe sich entfaltet,
Wann die Hyacinthe blüht,

im Deutschen kaum übertroffen werden könne. Man wird aber auch zugleich bedauern müssen, daß die höchste und reinste Sonorität eines Deutschen Verses sich selten anders, als durch Beihülfe eines fremden Wortes erreichen lasse. Außer ihrem Wohlklange und der Anmuth ihres Inhaltes haben diese letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

Wann das Laub ihr Nest umschattet,

auch noch den Vorzug, daß sie weit klärer und bestimmter ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, nähmlich die Zeit, worin die Liebe so große Wirkungen äußert. Das Laub umschattet die Nester vom Frühlinge an bis in den Herbst, und doch paaren sich diese ganze Zeit über nicht die Vögel. Man mußte sich also erst etwas hinzu denken, z. B. wann das junge, — das erste Laub ihr Nest umschattet, oder etwas dem Ähnliches, welches doch immer die Zumuthung einer unvollkommenen Darstellung war.

III.

1. A.

Schauet! Freudiger und röther
Bricht des Tages Morgen an,
Als im Anbeginn, da Äther
Mutter Tellus lieb gewann;
Da ihr Schooß von ihrem Gatten
Flore'n und den Lenz empfing,
Und des ersten Haines Schatten
Um die Neugebornen hing.

2. A.

Wonneseliger und röther
Bricht uns dieser Morgen an,

Als der Bräutliche, da Äther

4. . . . . .

Da ihr Schooß vom Himmelsgätten

. . . . . .

. . . . . .

8. . . . . .

R. hat die Leseart der 1. A.

Das Schauet! schien mir, ich weiß kaum selbst, warum? etwas Mattes und Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil nach meinem Gefühle alle Imperative, wenn sie durch das tonlose Flexions-e in zwei und mehr Sylben da aus einander gezerret werden, wo es ohne Härte vermieden werden kann, eine gewisse Schlaffheit bekommen, die dem Imperative nicht geziemen will. Ich muß freilich redet! reitet! u. s. w. sagen; allein in andern Fällen sage ich doch fast lieber: Sprecht, so viel Ihr wollt! — Jagt, was Ihr jagen könnt! Denn in sprechet! und jaget! scheint mir das Aufgeboth merklich zu erschlaffen.

Nun war wohl schon ein Aufgeboth zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem schauenden und hier redenden Subjecte verweilende Bemerkung verlautbart werden soll, die sich allenfalls mit einem Ausrufe des Affectes, z. B. einem Ha! — oder Eia!

wenn das hier edel genug wäre, — hätte äußern können. Wäre aber auch das Aufgeboth zum Schauen nicht müßig, so dürfte doch wohl ein straffes schaut! dem schlaffern schauet! vorzuziehen seyn.

Die erste Veränderung dieses Verses in Wonneseliger und röther schaffte zwar das mißfällige Schauet! weg; allein durch seliger wurde ein prosodischer Fehler, der auch schon in freudiger lag, da beide Wörter reine Dactylen, — ∪ ∪, sind, nicht gehoben. Auch hat die Zusammensetzung in wonneseliger ein etwas tautologisches Ansehen, indem die im Sinne gehabte Bedeutung, wonach wonneseliger so viel, als wonnereicher heißen sollte, etwas dunkel seyn und nicht sogleich einleuchten möchte. Besser, glaube ich, ist also die neue Lesart:

Heller, goldner, rosenröther, —

lauter Beiwörter, die das Bild des Morgens bestimmt, schön und glänzend ausmahlen! — Anstatt des Tages Morgen, V. 2, mußte nothwendig das demonstrative dieser Morgen stehen, damit es sogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint sey, nähmlich der, von welchem im Kehrreime die Rede ist, und welchem die Singenden entgegen sehen. — In dem Folgenden: Als im Anbeginn, ist der Ausdruck offenbar mangelhaft, und führt auf einen ganz falschen Sinn. Wie? Ist denn eben dieser Morgen, dem die Singenden

jetzt entgegen sehen, schon im Anbeginn, da Äther Mutter Tellus lieb gewann, angebrochen? Nein! Dieser, der schon der Zeit nach von jenem verschieden ist, zeichnet sich auch noch durch eine weit größere Pracht vor demselben aus. Das: Als im Anbeginn, wurde daher schon in der zweiten Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein überaus paßlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die dactylische Beschaffenheit des Ausdruckes abermahls den gerechten Abschied hätte zuziehen müssen. Der neueste: Als das erste Licht, ersetzt seine Stelle auf das vollkommenste, ohne den mindesten Vorwurf.

Irre ich, oder spielt V. 5 das Pronomen possessivum in ihrem Gatten in der That eine ziemlich müßige, matte und unpoetische Rolle? — Woher das? Vielleicht, weil kaum vorher eben dasselbe Possessivum den Schooß bestimmte, und daher ein Gleichklang entstehet? — Vielleicht! — Mehr aber doch wohl um deßwillen, weil der kaum erwähnte Gatte, der Äther, den bestimmten, nach ihm hinweisenden, individualisirenden Artikel, und, wenn ich recht fühle, ein ästhetisches, ihn noch mehr hervor hebendes, charakterisirendes Beiwort verlanget. Das: von ihrem Gatten, könnte leicht auch noch auf einen Andern, der ihr Gatte gewesen wäre, hinweisen, und den Äther blos zum Liebhaber und zu weiter nichts machen. Wenigstens schließt

dieß ihrem einen Dritten als Gatten gar nicht aus. Ich setzte daher in der 2. A.: Als ihr Schooß vom Himmelsgatten. Allein bald fühlte ich, was für ein entsetzlich von Tönen vollgestopfter, und daher sehr schwerfällig sich fort bewegender Vers dadurch entstand. Die Zusammenziehung des von dem in vom war hier auch nichts weniger, als zweckmäßig. Der Gang des Verses mußte also nothwendig erleichtert werden; und dieß konnte sehr schicklich durch Hinwegwerfung des sehr entbehrlichen Schooßes geschehen. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Kinder nirgends anders, als im Schooße empfangen werden. Auf diese Weise wurde Raum für das nothwendige von dem gewonnen. Aber auch die Zusammensetzung in Himmelsgatten ist dunkel, und wenn ich recht angeben sollte, was sie sagen soll, so würde ich in Verlegenheit seyn. Ich wollte erst hohen Gatten setzen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatischen Style. Jeder Ausdruck aber, dessen sich dieser und der Kanzellei-Styl bemächtigen und zu häufig bedienen, ist für die Poesie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort hehr scheinet das einzige treffende für den Äther zu seyn, welches sich durch ein anderes so leicht nicht ersetzen lassen dürfte. V. 7 ist des ersten Haines Schatten in den ersten Maienschatten verwandelt, um die mehrmahligen Erwähnungen des

Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der seltenere Ausdruck Neugeborne, V. 8, mag zwar stattlicher klingen, als der so gewöhnliche anspruchslose die schönsten Kinder, und ein poetischer Schalenbeisser möchte meinen, Wunder! was er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren, als eine ganz leere Schale; oder, wenn etwas darin ist, so ist es eher Würmerunrath, als sonst etwas Gutes. Der Ausdruck sagt im Grunde nichts, weil er Alles sagt. Neu geboren ist Alles, was vor kurzen aus Mutterleibe hervor gegangen ist, es mag auch übrigens beschaffen seyn, wie es will. Wohl aber sagen die schönsten Kinder etwas, und zwar etwas ästhetisch Gutes. Die Phantasie wird dadurch von allem ästhetisch Schlechten, das ihr bei den bloß Neugebornen vorschweben könnte, hinweg, und auf ein anmuthiges Bild hingeleitet.

Noch muß ich bemerken, daß die Reime röther und Äther zwar nicht zu den allerreinsten, aber doch gewiß unter den verzeihlichen Reimen unserer Poesie, welche sich unsere feinhörigsten Dichter erlauben, zu den verzeihlichsten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Reime nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen beurtheilt, anders vorkommen, so muß ich ihn erinnern, daß Äther nicht etwa wie Thäter oder Verräther, sondern gewöhnlich wie etwa Peter ausgesprochen wird. Wenn nun der

Declamator bei Aussprechung des röther den Mund nicht gerade bis zur Grimasse rundet, so wird der Unterschied der Töne kaum merkbar seyn.

IV.

1. A.

Als der erste Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus Blut,
Göttinn Venus Aphrodite,
Bei gelinder Wogenfluth,
Sich allmählich aus des grauen
Oceans verborgnem Schooß,
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheuern, los.

2. A.

. . . . . .
. . . . . .
Wand sich Venus Aphrodite
. . . . . .
Wunderlieblich aus des grauen
. . . geheimen . .
. . . . . .
. . . . . .

R. hat diesen Abschnitt so umgeändert:

Als der erste Frühling blühte,
Wand aus stiller Wasserfluth,
Wand sich Venus Aphrodite,
Cälus allerreinstes Blut,
Langsam aus des silbergrauen
Oceans geheimen Schooß, u. w. wie oben.

TAYLOR INST. OXFORD

Zu der vorzüglich schönen, genialischen Umbildung und Erweiterung dieser so wohl bei mir, als bei Ramler, äußerst schlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelnen triftigen Ursachen Anlaß gegeben.

Zuvörderst dürfte es doch wohl unschicklich seyn, daß V. 1 von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung, und vollends gar von dem Blühen eines ersten Frühlings, der also auf mehrere folgende seines gleichen hinweiset, die Rede ist, da er doch kaum vorher unter dem gleichbedeutenden Nahmen des Lenzes personificirt und individualisirt worden war. Hätte der Dichter etwa gesagt: Als der Lenz die Flur, — die Natur — zum ersten Mahle blühen hieß, oder etwas dem Ähnliches, so fiele jenes Bedenken weg, und der Gedanke hätte seinen gehörigen Bestand. Aber diesen kaum personificirten Lenz, oder Frühling selbst durfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Anakoluthie,

ohne eine der Einheit widersprechende Vermischung der tropischen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen lassen, viel weniger durfte er ihn, den personificirten, individualisirten Gegenstand, zu einem *ersten* machen. Gesetzt aber, diese Rüge wäre zu scharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftsteller, Prosaist oder Dichter, classisch seyn will, die Genauigkeit in Ausbildung so wohl des Gedanken- und Phantasie-Stoffes, als auch der Form, nie weit genug getrieben werden kann, so waren doch *blühte* und *Aphrodite* nicht die besten Reime. Sollte aber auch dieser Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit seyn, wiewohl er es für einen Kanon kaum seyn darf, so ist es doch gewiß nicht der 2. V. bei mir, und noch viel weniger der 4. bei *Ramler*. Ich habe mir freilich den mythologischen Schnitzer in *Kronus* vorzuwerfen, den R. ganz richtig in *Cälus* verbessert hat; allein den höchst undelicaten, empörenden Umstand, der die Entstehung der Venus laut der Fabel veranlaßte, welcher durch meinen Ausdruck, *erzeugt aus Kronus*, oder vielmehr *Cälus Blut*, der Phantasie so fern entrückt blieb, daß er kaum bemerkt werden zu können schien, diesen Umstand hat R. durch seine Appositon, *Cälus allerreinstes Blut*, und sonderlich durch den vermittelst des *aller* aufgedunsenen Superlativ so nahe vor die Phantasie gebracht, daß er den Augen derselben unmöglich entge-

hen kann. Dieser Superlativ hat nicht so wohl das Ansehen eines ästhetischen Epithets, als vielmehr eines logischen Bestimmungswortes, so daß der Geist nicht mehr umhin kann, seine Aufmerksamkeit auf die Ursache dieser so ängstlichen, pünctlichen physiologischen Bestimmung hinzulenken. Und wenn er das thut, worauf stößt er alsdann in Cälus allerreinstem Blute? Wahrlich auf nichts Ästhetisches.

Ob sich die Beiwörter gelinde und still zur Wogenfluth schicken, daran dürfte ebenfalls zu zweifeln seyn. Eine Wogenfluth scheinet vielmehr eine heftige starke Bewegung der Wogen zu bezeichnen. Doch, dieß möchte allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es, daß der Dichter einem männlichen Wesen, dem Ocean, einen Schooß beilegt, welchem sich die Liebesgöttinn entwindet. Besser geschieht dieses aus einem weiblichen, aus Amphitrite'ns Schooße. — Der Ausdruck, Göttinn Venus Aphrodite, V. 3 der 1. A., klingt ungefähr eben so poetisch, als der Professor Bürger in Göttingen. Das zweimahlige wand in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Womit verdient denn die Vorstellung des Loswindens diese Wiederhohlung? Sie geschah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen. Das ist aber ein armseliger Behelf eines faulen Versificators. Die Beiwörter des Schooßes, geheimen, verborgnem, waren sehr müßig und entbehrlich. Was kommt denn

hier auf die Vorstellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts, gar nichts! Der Schooß des Oceans ist freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus Geburt hat das nicht den mindesten Einfluß. Jedes andere diesen Schooß charakterisirende Beiwort hätte eben so gut hier stehen können; und wenn so etwas Statt findet, so werden die Beiwörter zu Lückenbüßern.

Die des Reimes wegen von ihren Substantiven durch die folgenden Verse abgerissenen Beiwörter *grauen* und *blauen* verursachen einen Fehler, der nur höchst selten *verziehen*, niemahls aber *gut geheissen* werden sollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorstellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von Pause, selbst nicht durch die kleinste, ohne Übelstand getrennt werden können. Dahin gehören vornähmlich die Substantive mit ihren Bestimmungswörtern, die der Verstand auf das engste mit einander verbindet. Nun verlanget aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus seine Pause; und gesetzt, daß es seiner Forderung vergessen könnte, so würde es doch durch den Anklang des Reimes daran erinnert werden. Diese Pausen muß dem Ohre der Verstand entweder von *selbst darbiethen*, oder wenigstens aus Nachsicht *bewilligen*, wo er sich allenfalls eine kleine Trennung der Vorstellungen gefallen lassen kann; keinesweges aber darf sie das Ohr dem

Verstande abzwingen. Nun kann und wird der Verstand niemahls bewilligen, daß ein von ihm innigst verbundenes Ganzes getrennt werde, dergleichen das Substantiv mit seinen Bestimmungswörtern, nähmlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjective ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich sind jedoch dergleichen Trennungen in einigen Fällen. Sie sind erlaubt, wenn mehrere Adjective einem Substantive zur Bestimmung dienen. Denn alsdann fallen zwischen die ersten von ihnen kleine Verstandespausen, und mit einem Adjectiv, nach welchem eine solche Pause eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl schließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigen Adjectiven, niemahls aber unmittelbar mit dem Substantiv anfangen. Das Letzte ist gleichwohl in dem obigen Abschnitte, V. 6, mit Ocean, und, V. 8, mit Wasserungeheuern auf eine unangenehme und verwerfliche Weise geschehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann seyn, wenn man ohne sie, nicht etwa bloß einen neuen, seltenen, schönen Reim, (denn so viel ist solcher wohl schwerlich werth,) sondern mit dem Reime auch einen schönen Gedanken schlechterdings aufgeben müßte. Aber dieser müßte doch sehr vortrefflich seyn. Denn man erkauft ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht diesen Fehler sehr merklich, so verbannet man lieber beide, und sieht

sich nach andern Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wackern, rüstigen, seines Stoffes, seiner Sprache, seines Verses mächtigen Dichter muß dieß fast niemahls unmöglich seyn.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzosen nennen, um so widerwärtiger, da es zwei Mahl hinter einander vorkommt, und die beiden Beiwörter grauen und blauen weder etwas vorzüglich Schönes in ihrem Klange, noch auch, wenn man dieß etwa nicht einräumen will *), in ihrer Bedeutung haben. Ich habe schon vorhin zu erkennen gegeben, daß mir ein ästhetisches Beiwort alsdann müßig, oder doch ziemlich unbedeutend zu seyn schiene, wenn man es mit vielen andern eben so gut ersetzen kann. Man überlege, ob dieß nicht der Fall mit den angeklagten sey. Sie verrathen zu sichtbar das Bedürfniß des Verses und des Reimes. R's Zusammensetzung silbergrauen mißfällt mir noch mehr. In der poetischen Welt dürfte wohl weder das Silber grau, noch das Graue silbern seyn; und wenn gleich hier und da von einem silbergrauen Haar die Rede ist, so bleibt doch

*) Völker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren scheinen von unsern vollen und breiten Diphtongen au, eu, ei, ai eben keine Freunde zu seyn.

immer noch die Frage, ob diese Zusammensetzung schicklich, und ob silbenweiß nicht eine schönere Vorstellung sey. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so fühlt es sich leicht, daß diese Bestimmung nur zur Ausfüllung des Verses hinzu gekommen sey.

Auch die Auseinanderzerrung in angestaunet, V. 7, ist meinem Gefühle zuwider. Sie scheinet mir den Vers schlaff zu machen, und dem Ausdrucke die Congruenz mit dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob sie gleich die Flexions-Sylben zunächst in ihrer Vollständigkeit dargestellt wissen will, dennoch in vielen Fällen die Zusammenziehungen keinesweges verbiethet, sondern es dem Ohre und dem Geschmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach Beschaffenheit der Umstände Gebrauch davon zu machen, so würde ich in dem gegenwärtigen Falle außer dem Verse sicherlich angestaunt gesetzt haben. Denn das neulich von Hrn. Bartels, einem sonst einsichtsvollen und gelehrten jungen Manne, in Vorschlag und, leider! auch sogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unserer Sprache durch Einschiebung der längst ausgestoßenen unbetonten Flexions-e Geschmeidigkeit und Wohlklang zu verschaffen, ist ein Einfall, womit Hr. Bartels vermuthlich allein bleiben dürfte. Wir haben dieser schändlichen unbetonten e, denn auch Adelung das Wort leidet, ohnehin schon so viele in unserer Sprache,

daß es vielmehr verdienstlich seyn würde, ihrer noch einen guten Theil wegzuschaffen. Es fehlt uns freilich gar sehr an Vocalen; und kann Hr. Bartels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbei schaffen, so soll er mir ein sehr großer Apoll seyn. Hierzu scheinet aber keine Aussicht, ja, es scheint überhaupt nicht einmahl Hoffnung vorhanden zu seyn, daß unsere Sprache einen nur einiger Maßen beträchtlichern Grad der Geschmeidigkeit und des Wohlklanges, als sie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftsteller, und besonders ein Dichter von feinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprech- und Schreibgebrauch verändern; und wenn für einen nothwendigen Begriff gerade kein anderes, als ein in jeder Verbindung übelklingendes Wort vorhanden ist, so muß er sich dessen bedienen, er mag sich auch sträuben, wie er will. Wenn ich gerade die Vorstellung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, dem schändlichsten Worte auszuweichen? Denn schändlich ist es doch offenbar, wenn man auch gleich seine soupiri oder soupire daneben hält. Soll ich etwa ein unbetontes e einschieben, und Seufezer sagen? Nun wahrlich! damit möchte doch vermuthlich wenig gewonnen seyn.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unserer Sprache mehr

Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wohlklang, durch Hintanschaffung einiger harten Consonanten und Consonanten-Verbindungen, zu erwerben, wüßte ich allenfalls; und dieses würde darin bestehen, daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprachgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte. Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verbathen werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unläugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinen einmahl gegebenen Gesetzen auf immer zu beharren, vielleicht bloß damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das ist gerade eben so viel, als wenn

ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringet, welches er zwar aus den für jetzt bestehenden Landesverordnungen zu schöpfen sich für verbunden erachtet, gleichwohl sich herausnehmen wollte, dem höchsten, von seiner Wenigkeit ganz unabhängigen Gesetzgeber zuzumuthen, daß er seine Verordnungen ewig unverändert lasse, damit nur sein Büchlein hübsch im Gange bleibe. Eine höchst unverschämte Zumuthung! Gleichwohl machen unsere Sprachlehrer sich ihrer bald mehr, bald weniger schuldig. Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste darüber; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharret, für richtig. Was ist z. B. richtiger, Mädchen, oder Mägdchen? Kein thätiger vernünftiger Sprachlehrer wird läugnen, daß man lieber Mädchen, als Mägdchen, sagen und schreiben müsse, ob dieses gleich ehedem richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch so verordnet, welchem Mädchen mit Recht besser klinget, als Mägdchen. Es gab eine Zeit, da wohl Jedermann Jungfrau sagte und schrieb; damahls war Jungfrau allein und ausschließlich, jetzt ist aber auch Jungfer recht, und jetzt ist

nur für die höhern und feierlichern Gattungen des Ausdrucks noch im Gange. Was ehedem vielleicht durchgängig Knopflauch hieß, heißt jetzt mit größerm Rechte Knoblauch. Man lieset jetzt nur höchst selten noch eilf, und hören thut man es fast gar nicht, sondern elf. Und so ist es mit unzähligen andern Wörtern ergangen. Nach wessen Vorschrift sind sie verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist. Zuverlässig räumen dieses vernünftige Sprachlehrer ein; aber warum verwehren denn nun eben diese vernünftigen Herren dem Sprachgebrauche, quoad futurum noch ähnliche Veränderungen vorzunehmen? Was unterfängt sich denn ein inconsequenter Mensch, es zu tadeln, wenn Jemand z. B. dem harten ohrfolternden fordern das weichere wohllautendere fodern vorzieht, wie ich allerdings gefunden habe? Würde er nicht vollends wie ein Besessener schreien; wenn Jemand, einer überaus merklichen Neigung des hochdeutschen Redegebrauches gemäß, für Kopf — Kopp, für klopfen — klappen, für Pfropf — Propf, für Pflanze — Flanze, für nicht — nicht, u. s. w. zu schreiben anfinge? Und doch muß wohl etwas Aehnliches ehedem ohne allen Geschrei Statt gefunden haben, zumal wir sonst sehr viele harte Töne der ältern Sprache noch jetzt aussprechen und

schreiben müßten. Schriee nun der unsinnige Mensch nicht so scheußlich, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abscheulichsten aller Töne, wie z. B. pf, ganz und gar aus unserer Sprache, zu ihrem sehr großen Gewinne, verbannt seyn würden. Wahrlich, es ist ein höchst erbarmenswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmahl in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen, recht wie gewisse Christen, die sich lieber todt schlagen, als den Teufel nehmen ließen. Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantasirende Sprach-Philosophie, wie etwa die weiland Moritzische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden verstehet.

Manche, wenn gleich nicht alle, ja, nicht einmahl die meisten alten Wörter und Wortformen haben so wohl in Ansehung der Bedeutung, als auch des Klanges, offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen meckert. Wir sagen jetzt von Thal in der Mehrheit die Thäler; ehedem sagte man unendlich wohlklingender die Thale.

Man versuche es nur, und schiebe im folgenden Verse von Stolberg:

In deinen Wonnethalen, Elysium

den alten Thalen die neuen Thäler ein! Der müßte doch ein arges Fell vor den Ohren haben, der diese jenen vorziehen wollte. Gleichwohl habe ich gefunden, daß die Thale, statt der Thäler, in Recensionen bemerket worden sind. Sollte man darüber nicht ungedultig werden? Ist denn das recht, Ihr Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was Ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen: Was dieser oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deswegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemahls auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung empor kommen, wenn Ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit stehet, sie todt zu schlagen, so bald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht werth, angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurück schreckt, wenn man es nur eurer Achtlosigkeit

verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt Ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa eben so seltsame, als Adelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht? Wenn dieses ist, so muß ich, da ich doch einmahl von meinem Ziele abgeschweift bin, noch ein Wort weiter hierüber reden. Adelung sagt in seinem Buche über den Styl, einem Werke, welches für die ästhetischen Gattungen des Vortrags eben so großen Schaden, als für die logischen Vortheil zu stiften im Stande ist, mit dürren Worten: „Die Verdienste des Schriftstellers um die Sprache bestehen weder im Erfinden, noch Ausbilden, sondern bloß in einer größern Richtigkeit, und in einer sorgfältigern Auswahl, als der flüchtige und schnell vorüber gehende Ausdruck in den meisten Fällen gestattet.„ Die Gründe, womit er diese Behauptung unterstützt, scheinen sehr unzulänglich zu seyn, und keineswegs das zu erweisen, was sie erweisen sollen. Er sagt: Sprache ist das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Sie folgt dem jedesmahligen Grade des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart im Ganzen. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft muß sich also dem jedesmahligen Zustande seiner Sprache gemäß ausdrücken, wenn es anders verstanden,

oder gern gehört, gern gelesen seyn will. Nun sind aber die Schriftsteller nur einzelne Glieder der Gesellschaft; also müssen sie sich dem jedesmahligen Zustande der Sprache gemäß ausdrücken. Sie dürfen also nicht schaffen und nicht ausbilden.

Was ließe sich nicht Alles hiergegen sagen? Daß man nicht sein eigenes kauderwelsches Deutsch reden und schreiben dürfe, wenn man anders verstanden und gern vernommen seyn will, das versteht sich von selbst. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luther's Zeiten! — Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen? Nach A's Vorstellungsart hat sie der jedesmahlige Grad des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart des ganzen Volkes hervorgebracht. Allein heißt denn das wohl etwas anders gesagt, als: Die gesammte Hochdeutsche Gesellschaft hat jede einzelne Veränderung einstimmig und aus voller Kehle sich zugeschrieen? Welche Behauptung! — Die Sache verhält sich aber unstreitig ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sey, wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne gibt gleichsam

den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des grösten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sey, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versieht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervor gebracht hätte.

Dieses Entstehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht im Stande seyn, abzuläugnen. Allein er wird weiter sagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftstellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem solchen Grade der klaren Vorstellungsart und des Geschmackes, der mit der Vorstellungsart und dem Geschmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte stehet. Ein solcher hat eben so viel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftsteller. — Ich antworte: Was das Recht betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden. Hier ist aber nicht die Rede von dem Rechte, sondern davon, wer öfter, wer allgemeiner, wer mit glücklicherm Er-

folge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken kann, und in der That auch wirket. Da fällt nun, wie mir däucht, offenbar das Übergewicht auf die Seite des Schriftstellers. Denn Ein Mahl wird billig voraus gesetzt, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der große Hause der Übrigen, selbst aus den obern Volks-Classen. Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter, als der Alltagsplauderer, das Bedürfniß fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Voraus gesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem Publicum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks

weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter seyn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obern Volks-Classen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erst recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre seit Luther's Zeiten unsere Schriftstellerei in einen Stillstand gerathen, oder hätten alle Schriftsteller seit Luther's Zeiten Adelung's Theorie befolgt, hätten sie sich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache schlechterdings nicht anders bedient, als etwa die obern Volks-Classen in Ober-Sachsen sie lieferten, hätten sie höchstens darunter nur ausgewählt, keinesweges aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungsarten eingeführt, hätten sie also nicht in der That erfunden und ausgebildet,

würde unsere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit erstiegen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem sich gar nicht vernünftig streiten ließe.

Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja, den größten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschsüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohlgefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon nirgend Jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß Jedermann von Verstand und Geschmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftsteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Mensch läugnen. Daß aber der allgemein

beliebte und geleſene Schriftſteller von Verſtand und Geſchmack weit öfter Gelegenheit habe, dieſes mit glücklicherm Erfolge zu thun, das iſt wohl eben ſo unläugbar. Es geſchieht ſo auch wirklich. Wohlgerathene Neuerungen der Schriftſteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, Trotz allem anfänglichen Geſchrei pedantiſcher Sprachmeiſter. Es würde aber noch beſſer gehen, wenn nicht ſo viel geſchrieen würde.

Beſſer? Ha, auch in vielen Stücken noch ſchlechter! kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftſteller ſo viel Verſtand und Geſchmack hätte, als er zu haben ſich einbildet, ſo möchte man ſie nur ſchalten und walten laſſen. Da aber Superklugheit und Verbeſſerungskitzel oft zu den tollſten Einfällen verleiten, ſo müſſen Sprach-Fiscäle vorhanden ſeyn, deren Anklagen dem beſorglichen Unweſen ſteuern.

III.

Vermischte Blätter,

Deutsche Sprache und Schreibart betreffend.

1.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine *).

Der Gräuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt Jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserm ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein Jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachtheiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art Keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und so genannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nähmlich in Zeitungen, Intelligenz-Blättern, u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke erscheinen hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

Mängel habe, das werden auch die eifrigsten Vertheidiger derselben nicht läugnen. Daß aber unsere neueren Verbesserer offenbar zu weit, und so weit gehen, daß ihnen der größere Theil dahin nicht folgen wird, ist ebenfalls eine von allen Vernünftigen, außer den Reformatoren selbst, anerkannte und ausgemachte Sache. Wenn nun aber unter hundert und noch mehr Parteien keine der anderen nachgibt, so weiß ich nicht, was aus diesem Chaos noch werden wird und werden kann. Wahrscheinlich, da das Gähren und Brausen nicht ewig währen kann, kommt es mit der Zeit ohne Beihülfe und von selbst zu einem ruhigen Bodensatze. Wann aber dieses, ob es bald und auch gut geschehen werde? Das ist eine andere Frage.

Ich für mein Theil hielte dafür, daß es sehr wohl gethan sey, diesen Zeitpunct der Anarchie dahin zu nützen, daß man eine Regierungsform festsetzte, welche, wo möglich, das Gute aller Meinungen in sich vereinigte, und dagegen ihr Unnützes, ihr Schädliches vermiede. Viele von unsern Besten, welche Anfangs den Neuerungen auch nachhingen, aber hernach sahen, daß sie zu gar zu großen Thorheiten und Abgeschmacktheiten mit fortgerissen wurden, ergriffen die Partie, lieber ganz auf ihren vorigen Stand zurück zu kehren. Und es ist fast wahrscheinlich, daß auf die Art die so genannte gewöhnliche Orthographie wieder die Oberhand

gewinnen werde. Das ist gut, aber doch nicht allzu gut. Die Thorheiten werden freilich auf solche Weise endlich gedämpft; wir erhalten wieder Gleichförmigkeit; aber bewahren dabei auch unsere alten Mängel und Gebrechen.

Ehe es in diesem Gange, den der Strom zu nehmen scheint, weiter kommt, und zu spät wird, will ich daher versuchen, eine Vereinigung vergleichsweise zu stiften. Ich will nicht Gesetze geben und aufdringen; sondern nur Vorschläge thun, meine Gründe angeben, und alsdann die mißhelligen Parteien bitten, sie anzunehmen. Haben sie aber die meisten und besten Schreiber unseres Vaterlandes wirklich angenommen, befolgen sie dieselben, nun, so kann man die Convention als geschlossen betrachten, und es dem übrigen geringeren Gesindel, oder auch einem und anderem halsstarrigen Kopfe zum wirklichen Sprachschnitzer anrechnen, wenn er noch dawider handelt. Um dieses zu erreichen, fordere ich alle und jede schreibenden Gelehrten meines Vaterlandes auf, gemeinschaftlich mit mir hieran zu arbeiten, mir ihren Ab- oder Beifall sammt hinlänglichen Zweifels- und Entscheidungsgründen entweder öffentlich, oder durch Privatbriefe zu erkennen zu geben. Ich werde sodann nach und nach die Nahmen aller derjenigen nennen, welche dem Vergleiche beigetreten sind, um ihm dadurch die Kraft eines großen allgemeinen Schreibgesetzes so lange zu ver-

schaffen, bis die Umstände folgender Zeiten eine Änderung nothwendig machen.

Y.

Das y, da der Haufe derjenigen, die es in den meisten Wörtern nicht mehr gebrauchen, fast größer, als der Anhänger desselben ist, dächte ich, schafften wir gänzlich ab. Für das Gehör und den Verstand verlieren wir dadurch nicht das Mindeste. Es kann seyn, daß es ehedem zu Bezeichnung eines besonderen eigenthümlichen Lautes dem alten Ottfried nöthig gewesen ist. Allein dieser Laut ist längst verloren gegangen. Was machen wir also noch jetzt mit dem überflüssigen Zeichen, da das i das Nähmliche thut? Ein einziger Einwurf könnte aus der Zweideutigkeit hergenommen werden in den Wörtern sein, suus, und sein, esse. Allein ich wüßte kaum eine Stelle, wo der Zusammenhang nicht sogleich alle Dunkelheit und Zweideutigkeit aufhöbe.

In fremden Wörtern aber, dächte ich, behielten wir es hergebrachter Maßen bei. Z. B. Hysterisch, Nymphe.

H.

In Ansehung des h wäre wohl die Mittelstraße die beste. Als Dehnungszeichen könnten wir es füglich in Wörtern weglassen, die wir ohnehin dehnen. Als z. B. Mut, Gut, Hut, Teil, verteidigen, Träne, Tran, Not, u. s. w.

Wo es zum Stammworte gehört, da müßte es nothwendig bleiben. Z. B. glühen, er glüht, blühen, ziehen.

A.

Die Verdoppelungen desselben blieben in Aal, Saal, Aas, schaal, u. s. w. Fielen weg in Schaf, mal, Denkmal.

B.

Das überflüssige b, z. B. Ambt, u. s. w., wird nur noch hier und da von alten Philistern geschrieben.

C.

Behielten wir in allen aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, wo es hergebracht ist, außer den Griechischen, wo es ursprünglich ist, und zwar vor a, o, u. Die Wörter, worin es sich vor ei, e, n, i bereits in ein c verwandelt hat, sind uns in solcher Gestalt schon allzu geläufig, als daß wir's ohne unangenehmen Zwang abschaffen könnten. Also nicht Thukydides, Kypris, Kyklope, Kirke, u. s. w. In allen Deutschen Wörtern, oder wo das Andenken an die Abstammung schon gänzlich erloschen ist, wie z. B. in Krone, blieben wir bei'm k.

D.

Die Verbindung mit t in dt scheint mir höchst widersinnig. Es sollte eigentlich ein Mittel zwischen der Weiche des ersten und der Härte des letzten herauskommen. Das ist gleichwohl nicht, und kann es auch nicht seyn. Wir spre-

chen die Sylben, worin wir's gebrauchen, gemeiniglich ganz hart und scharf aus. Er ist todt. Warum nicht tot, die Toten, töten? Im Substantiv, der Tod, ist es die fast allgemeine Schreibart der Besten, das t wegzulassen. Und so muß es auch seyn, weil ich nicht des Todtes, sondern des Todes declinire. Die Stat; die Städte; das Brot; der Schmid, des Schmiedes. In gesandt, verwandt, u. s. w. hat es zwar eine andere Ursache, nähmlich, die Abstammung von senden, verwenden noch anzuzeigen. Allein da wir nie ein Gesandeter, Verwandeter, u. s. w. mehr schreiben, so dächte ich auch da, wir ließen es weg, und schrieben ein Gesanter, Verwanter.

E.

Die Verdoppelung desselben ließen wir weg in Sele, selig, u. s. w.; behielten sie aber in beseelen, wegen er beseelt, du beseelst. Ließen sie weg in The, Ther; behielten sie in Meer, See, Klee.

F.

Hier ließen wir die Verdoppelung weg in allen Endsylben auf schaft; Freundschaft, u. s. w. Kraft, Taft, Saft, haft. Behielten sie aber um des Stammwortes willen in schafft, er schaffet, rafft, klafft.

G.

Hier habe ich an nichts, als an die Beobachtung

des Unterschiedes der Endsylben ig, lich und icht zu erinnern.

J.

Je muß überall, wie bisher, bleiben.

K.

Die Verdoppelung des k, kk, ist, weil der Buchstab ohnehin nicht die angenehmste Form hat, etwas widerlich, auch in der That unbequem zu schreiben. Ich dächte, wir ließen es in der Verdoppelung bei dem ck. Wem etwa der Gedanke an das c, als einen Undeutschen Buchstaben, anstößig ist, der bilde sich ein, daß das ck ein bloßes Zeichen des verdoppelten k, und daß hier gar kein wahres c mit im Spiele sey. Nun dieses ck gebrauchen wir immer fort in allen Wörtern, die sich in der Umendung verdoppeln; z. B. das Glück, des Glückes. So auch in Zeitwörtern; ich beglücke, du beglückst, er beglückt.

L, ll.

Behalten wir allenthalben, wie bei'm k und ck. Ich falle, du fällst, er fällt. Der Fall, des Falles, u. s. w.

M.

Die Verdoppelung wird auf gleiche Weise, wie bei den vorigen Buchstaben, beibehalten. In den einsylbigen Imperativis aber könnten wir's wohl weglassen. Z. B. in kom, nim. Auch in den Flexionen, wo das e auf immer

abgeschafft ist; z. B. er komt, er nimt. Denn wir sagen nie mehr, er kommet, er nimmet. Wohl aber sagen und schreiben wir noch, er schwimmet. Also da müßten wir auch, er schwimmt, schreiben.

N.

Eben so, wie vorher.

O.

Die Verdoppelung wird behalten in Moos, Schooß. Nicht in Los, sors, Stoß.

P.

Wie bei l, m, n.

Qu.

Weil es gar zu allgemein und fest noch in Ansehen stehet, behalten wir ein Qu überall.

R.

Wie bei l, m, u. s. w.

S, ß, ß, z, ß *).

*) Vergl. die Vorrede des Verfassers zur ersten Ausgabe seiner Gedichte, Göttingen, 1778, S. XVI, und in diesem Bande seiner sämmtlichen Werke S. 13.

D. H.

2.

Über die Deutsche Rechtschreibung.

An Lichtenberg.

Sie haben in der Vorrede zu Ihrem Magazine die Hoffnung geäußert, daß dereinst ein vortrefflicher Mann in diesem Buche die Materie von der Deutschen Orthographie mit aller der Einsicht und Toleranz behandeln werde, die hierbei nöthig ist. Ob ich nun gleich dieser vortreffliche Mann nicht bin, so dünkt mich doch, daß der Schade nicht groß seyn werde, wenn auch ich ein gleichgültiges Wort darüber verliere, unbekümmert, ob irgend Einer es aufheben will, oder nicht. Wenn man von so etwas schreibt, so muß man sich ja keine glänzenden Bekehrungen träumen lassen. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Engel Gabriel vom Himmel herab käme, und mit überirdischer Beredtsamkeit eine neue vernünftige Norm der Rechtschreibung empföhle, dennoch der kleinste Pfop am literarischen Parnasse sich klüger, als er, dünken, und bei seiner Weise bleiben würde. Es ist also wohl gleich viel, Wer? und Was? man über Orthographie schreibt.

Daß unsere Orthographie einer vernünftigen Verbesse-

rung fähig sey, das läugnen Sie so wenig, als andere gescheidte Leute. Wenn man nun einen Versuch machen wollte, dieselbe einzuführen: Worin bestände sie? Wie finge man es an?

Wenn anerkannt wird, daß es nicht gleichgültig sey, mit wie vielen und was für Buchstaben man ein Wort schreibt, so müßten vor allen Dingen eine oder mehr Regeln festgesetzt werden, welche von allen Seiten philosophische Prüfung aushielten. Die Aussprache zur allgemeinen Richtschnur machen zu wollen, haben Sie mit Recht eine unphilosophische Lehre genannt, wiewohl ich mich selbst ehedem von ihrem Scheine verblenden lassen, sie für unumstößlich zu halten. Ich Thor! Mir nicht einfallen zu lassen, daß man in jeder Provinz, in jeder Stadt, ja, in jedem Dorfe mehr oder weniger anders ausspricht! Aber es ist mehr ehrlichen Leuten so gegangen.

Freilich wäre die Regel ihrer Allgemeinheit und leichten Anwendung wegen vortrefflich gewesen, wenn das fatale Wenn sie nicht ganz und gar unbrauchbar machte. Und ich zweifele, daß sich eine andere, eben so allgemeine wieder aufstellen lassen werde. Wenn aber unsere liederliche Orthographie wieder in Zucht und Ordnung gebracht werden soll, so wird schwerlich eine einzige hinlänglich seyn, sie wieder unter das Joch zu bringen.

Die bisherige Anarchie, so viel auch mit Recht darüber geklagt worden seyn mag, kann doch vielleicht dazu dienen, daß sich am Ende Alles wieder in eine neue und bessere Form setzt. Wenn daher die alte Fehler hatte, wenn diese wirklich zu dem Hobbesianischen Kriege Anlaß gaben, so höre und lese ich es doch ungern, wenn Schriftsteller der ersten Ordnung die Rebellen wieder zu der Orthographie unserer Bibeln, Gesangbücher, Frachtbriefe und Lotterie-Zettel zurückrufen. Eben diese Orthographie hat die Empörung veranlaßt, und wird sie in kurzen wieder hervorbringen, wenn schon die Aufrührer eine Zeit lang der Stimme eines oder des anderen Koryphäen gehorchen.

Wenn die alte Herrschaft, oder vielmehr Tyrannei, Fehler hat, so ist jetzt gerade der Zeitpunct, sie zu stürzen, und ein besseres Regiment einzuführen. Es fragt sich also, nach welchen vernünftigen Gesetzen? Folgende Fundamental-Gesetze halten, däucht mir, die Mittelstraße.

1. Abstammung. 2. Sparsamkeit. 3. Schönheit des Einfachen. 4. Uraltes Sprachherkommen. 5. Aussprache, in so fern sie in einem Worte durch ganz Deutschland gleichlautend ist. 6. Unterscheidung. 7. Ursprüngliche Deutschheit.

3.

Über Deutsche Sprache.

An Adelung.

Ich habe dieß und das über Deutsche Sprache und Dichtkunst auf dem Herzen. Meine Zeit leidet es nicht, dicke und runde Abhandlungen darüber zu schreiben, wenn ich auch ein größerer Freund davon wäre, als ich wirklich bin. Ihr Magazin für die Deutsche Sprache wird mir Gelegenheit geben, Verschiedenes an den Mann zu bringen; und der Mann sollen Sie seyn. Für das Rhapsodische meiner Materie schickt sich nichts besser, als die Briefform. Ich biethe Ihnen daher einen Briefwechsel an, der Ihnen aber ganz und gar keinen Zwang auflegen soll. Er soll Ihnen kein Porto kosten; und Sie können antworten, wann und wo Sie wollen, oder können es auch gar unterlassen. Behagt es Ihnen aber, sich mit mir abzugeben, so muß ich nur Eins voraus bedingen. Es wird vermuthlich Kämpfe zwischen uns geben. Freilich keine feindseligen Kämpfe, mithin auch keine Streiche und Stöße, von Erbitterung und Bosheit geführt. Aber Kampf bleibt doch immer Kampf, wenn es auch gleich nur ein Luftkampf seyn sollte. Das

Blut geräth dadurch in Wallung, und in dieser Wallung läßt sich ein Angriff, ein Streich, ein Stoß nicht immer so abmessen, daß er ganz und gar nicht weh thun sollte. Das müssen Sie mir niemahls übel nehmen, wenn ich Ihnen treuherzig zum voraus versichere, daß ich Ihre Verdienste unendlich hochschätze, und daher nie zur Absicht haben kann, Sie zu beleidigen. Ich verspreche Ihnen dagegen von meiner Seite ein Gleiches. Mir ist es, wie Ihnen, um Wahrheit zu thun; ich liebe, wie Sie, Alles; was Deutsch ist, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunsch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Ist irgend in dem ganzen Gebiethe der Wissenschaften etwas werth, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem Übrigen sagen: Ohne mich könnt Ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter, und schnell vergessen von der Nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen; und fehlerhaft schreiben, ist so viel, als zerrissene Schuhe tragen, woran die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte Einem lieber jede andere gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachsünde. Denn nichts steht der Ehre unserer Literatur mächtiger ent-

gegen, als Schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend, und, — o, was weiß ich es Alles? — daß unsere größten und besten Gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!

*

Mit offenbarem Unrechte zeihen sie den guten Fabius eines Irrthums, der die urbanitas der Römer als einen proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem schildert. Die Gelehrsamkeit, sagen Sie, nicht allein, sondern die Feinheit des Geschmackes macht eine Sprache zur Schriftsprache. Lassen Sie uns diese Behauptung einmahl näher untersuchen, und sehen, was daraus folgt.

Vor allen Dingen, was ist denn der Scharwenzel Geschmack, der Ihnen überall hinten und vorn, links und rechts zur Seite stehet? Wenn der Geschmack, wie Sie selbst einstimmen, nichts weiter, als das Vermögen ist, das Schöne oder Nichtschöne zu empfinden, so erhellet schon daraus ganz offenbar, daß der gute Herr nichts weniger, als ein αὐτόχθων ist, sondern schon einige Generationen weit bessrer Geschöpfe ihm voraus gegangen seyn müssen. Denn Niemand darf doch wohl behaupten, daß die Fähigkeit, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden, mit allen Menschen geboren werde und mit ihnen aufwachse, weil sonst alle

Menschen von sich selbst auch guten Geschmack besitzen würden. Es muß also nothwendig ein Etwas seyn, was dieses Vermögen, diese Fähig- und Fertigkeit, nähret, erweitert, bildet, bestimmet, feststellt. Dieses Etwas aber kann wohl nichts anders seyn, als die Vernunft, dieses Vermögen, das Wahre, Vollkommene, Richtige und Schöne nicht zu empfinden, sondern zu erkennen.

Wenn ich nun sage, die Vernunft bildet den Geschmack, so sage ich doch wohl nichts anders, als, vernünftige Leute bringen sich und Andern eine Fähig- und Fertigkeit bei, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Hierzu wird nothwendig erfordert, daß der wahre Begriff des Schönen schon zum voraus richtig bestimmt sey, welches lediglich das Werk der Vernunft zu seyn scheinet. Vernünftige Leute aber, in völliger Alles umfassender Bedeutung des Worts, müssen Sie, sie mögen auf Schulen oder Universitäten gewesen seyn, oder nicht, nothwendig für gelehrte Leute halten, weil wohl Niemand bloß aus sich selbst, ohne fremden Unterricht und ohne Belehrung ein vollkommen vernünftiger Mensch werden kann. Es folgt also hieraus, daß gelehrte Leute den Geschmack bilden.

Wenn also der Geschmack eine Sprache zur Schriftsprache macht, so erhellet schon aus Obigem, daß nicht so wohl die obern Classen, als vielmehr die Gelehrten in der

oben Classen die Sprache zur Schriftsprache machen. Aber wir wollen das Ding doch noch von einer andern Seite betrachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermögen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Diese sind, bekanntlich redend und bildend. Auf die redenden scheinen Sie nicht einmahl Rücksicht genommen zu haben. Denn wenn Handlung, Manufacturen, Bergbau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebten Ober-Sachsen's erhöhet und es zu Geschmack in den Künsten verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umstände zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren, wie diese mit den redenden, in so fern ich die Rede bloß als Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebracht wird, zusammen hängen? In Ansehung des Geistes, der die Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, so wohl redende, als bildende Künste, sehr nahe verwandt, ja, sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu athmen; aber ihr Äußerliches, ihr Körperliches, ihr Materielles, wie himmelweit ist das von einander verschieden! Töne, und Farben, oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste des löblichen Ober-Sachsen's, die doch noch das nicht einmahl,

sondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den obern Classen Geschmack eingeflößet, und dieser hinwiederum eine Schriftsprache gebildet haben! Was ist denn übrigens eine Schriftsprache? Doch wohl nichts anders, als eine Sprache, worin geschrieben wird. Nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftsprache eher fertig, als man schreibt, oder schreibt man schon eher, als die Schriftsprache fertig wird?

Das Erste müssen Sie ganz nothwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftsprache den Gelehrten absprechen, und bloß den obern Classen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorstellung nehmen die Dinge also ungefähr folgenden Lauf. Ein isolirtes Volk, — mit Fleiß sage ich, ein isolirtes, Sie werden bald hören, warum? — ein isolirtes Volk also fängt nach und nach an und kommt immer weiter, sich an allen Kräften seines Geistes zu regen. Von Schreibkunst weiß es noch nichts. Man theilt sich seine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man sich doch gleichwohl schon wechselsweise unterrichtet und belehret, dergestalt, daß schon da dasjenige, was man Gelehrsamkeit nennt, zu schalten anfängt. Man geräth dadurch auf eine Menge von Handkünsten und Erfindungen. Es erhebt sich Cultur und Wohlstand des Volks, und scheidet es in Classen, in höhere, bloß geistig raffinirende, und

geringere, körperlich ausübende Classen. Es leidet nun keinen Zweifel, daß der Sprachvorrath des Volks sich dadurch unendlich vermehrt, ja, ich gebe sogar zu, daß er so ansehnlich werden könnte, daß das ganze Gebäude einer Schriftsprache daraus aufzuführen wäre. Aber wird es denn wohl wirklich aufgeführet, ehe die eigentlichen und alleinigen Baumeister kommen, und Hand an's Werk legen, den Vorrath zu den mancherlei Endzwecken zu verarbeiten, zu ordnen, zu fügen? Das Brauchbare zu behalten, das Überflüssige, Unnütze zu verwerfen, das zu Lange zu verkürzen, das Kurze zu verlängern, das Dicke zu verdünnen, das Dünne zu verdicken, das Viereckige rund, das Runde viereckig, das Rauhe nach Bedürfniß glatt, das Glatte rauh zu machen? Thun etwa das in der Sprache ganz allein die obern Classen, ehe geschrieben wird? Thut der Schreibende von alle dem nichts mehr? Ja, darf er nicht einmahl dergleichen thun? Das darf wohl Niemand behaupten. Eben so leicht müßte der Thurmbau zu Babel vollendet worden seyn, als durch die obern Classen ohne Schreiberei dieser Sprachbau zu Stande kommen könnte.

Die Schreiber sind es also, die das Gebäude ausführen. Und die Schreiber sind keine Andern, als die Gelehrten. Ich will annehmen, daß in Deutschland noch nie ein Buch geschrieben worden wäre; es sollte bisher alles Übrige also

seinen Gang gegangen seyn, wie wirklich geschehen ist. In diesem Jahre 1783 sollte man nun zuerst im südlichen Ober-Sachsen anfangen, Bücher zu schreiben. Mein Gott! sagen Sie mir, liebster, bester Herr, ob wir in Poesie und Prose die Sprache haben würden, die wir nun haben? So heillos die bejahende Antwort hierauf seyn würde, so heillos ist die Behauptung, daß nicht die Gelehrten, sondern der Geschmack der obern Classen die Sprache zur Schriftsprache mache. Und wodurch bekommen denn die obern Classen ihren Geschmack? Wieder durch Niemand anders, als durch die Gelehrten, und zwar hauptsächlich durch die schreibenden Gelehrten.

Sie haben jetzo gut sagen von der Schön- und Richtigsprecherei Ihrer obern Classen. Wie kommt es denn, daß die obern Classen richtiger und schöner sprechen? Von nichts sonst, als von dem Unterrichte, gleich viel, ob von mündlichem oder schriftlichem, doch am Ende von dem Unterrichte der Gelehrten, weil die obern Classen Vermögen und Gelegenheit haben, sich diesen Unterricht zu verschaffen. Nehmen Sie doch einmahl Ihren obern Classen im südlichen Ober-Sachsen Bücher und Schulen weg, und kommen Sie nach ein Paar hundert Jahre wieder, um das schöne Deutsch zu hören, was Ihre obern Classen alsdann sprechen werden! Warum sprechen denn wohl die untern Classen in Ober-

Sachsen um so viel unrichtiger und schlechter, als die obern? Sie sind ja doch mit den obern in beständigem Umgang und Verkehr. Mithin müßte dieser Unterschied nicht Statt haben. Also lediglich daher, weil die untern Classen keinen gelehrten Unterricht genießen.

Übrigens, wenn nach Ihrer Äußerung die höchst mögliche Verständlichkeit die Absicht der Schrift ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie gerade bloß den Geschmack, und nicht vielmehr die Vernunft zur Ausbilderinn der Schriftsprache machen. Ich gebe gern zu, daß Sie hierin irren würden; allein Sie irren auch ganz gewaltig, wenn Sie bloß die höchst mögliche Verständlichkeit zur alleinigen Absicht der Schrift machen. Denn was höchst verständlich ist, ist darum noch lange nicht schön. Gleichwohl soll der Geschmack mit an den Sprachen bilden helfen, wie er es denn allerdings auch thut. Der Geschmack aber ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden.

Da nun dieses Vermögen durch nichts mehr, als durch schöne Gegenstände, wie Sie selbst sagen; seine Leichtigkeit und Sicherheit erhält, so folget, daß, wie in den bildenden Künsten die schönen Gegenstände nichts anders, als die schönen körperlichen Formen sind, also auch in den redenden Künsten schöne Muster in Poesie und Prose die schönen Gegenstände seyn müssen. Wer liefert denn aber diese schönen

Muster? Die schaffende Natur mag sie nun entweder durch ihre seltenen Urgenien aus sich selbst liefern lassen, oder die nachahmenden Geister mögen sie durch Nachbildung aus fremden Ländern zu uns herüber hohlen, so ist es in beiden Fällen dennoch gleich wahr und gewiß, daß also nicht durch die obern Classen die Bildung des Geschmacks und der Sprache bewirkt wird. Denn wenn ich auch zugebe, daß solche Urgenien oder Nachbilder aus den obern Classen gemeiniglich hervor gehen, so kommt das doch nicht daher, weil in den obern Classen schon mehr Geschmack vorhanden und ihnen angeboren wäre, sondern weil die obern Classen mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf diese Stufe der Vollkommenheit, auf welcher sie Regel und Muster werden können, empor zu helfen. Transportiren Sie auf Ein Mahl das Vermögen und den Unterricht der obern Classen auf die niedern, so werden Sie die Lehrer und Muster des guten Geschmacks aus diesen hervorgehen sehen. —

4.

Wider die majestätische Länge.

Ein heller practischer Kopf, der seine Sache auch recht gut zu sagen weiß, spottet in Schlözer's Staats-Anzeigen, (Heft 8, Num. 59,) über eine gewisse majestätische Kürze, wowider ich nichts einzuwenden habe. Ich aber wage es, hier mit einer gewissen majestätischen Länge, — noch richtiger, Weitschweifigkeit, — anzubinden, wowider auch er hoffentlich nichts einzuwenden haben wird. Da aber, um dem Gegenstande sein gehöriges Licht zu geben, mehr Thatsachen erst gesammelt werden müßten, als ich besitze, so begnüge ich mich, bloß mit einem allgemeinen Winke Aufmerksamkeit darauf zu erwecken. Denn in der That scheinen noch wenige Menschen, sonderlich Deutsche Menschen, daran gedacht zu haben.

Wer von Duderstadt nach Göttingen, ob er schon den geraden Weg wüßte, für nichts und wider nichts, über Cassel und Münden ginge, den müßte man ohne Zweifel für einen Narren halten. Die erste und natürlichste Frage würde seyn: „Hast du denn nichts Besseres zu thun, als mit den Hunden unnütze Wege zu laufen?„ Gesetzt nun auch, der

Narr antwortete: „Nein; ich hatte nichts Besseres zu thun; es kam mir ja auf diese Zeit und Mühe gar nichts an!„ gesetzt, des Narren Antwort wäre im ganzen Umfange wahr, so könnte der Vernünftige sich doch wohl nicht entbrechen, zu sagen, daß es bei dem Allen zuträglicher wäre, sich durch Ruhe gütlich zu thun, als für nichts und wider nichts müde Beine zu machen.

Es versteht sich, daß ich dieß Gleichniß so nehme, daß der Wanderer durch seinen Umweg platterdings nichts, weder für den Geist durch Zerstreuung und Aufheiterung, noch für die Gesundheit des Leibes durch die Bewegung gewonnen habe. Er soll bloß seine Zeit verthan und müde Beine erlangt haben.

Über die Narrheit dieses Menschen wären wir also wohl sammt und sonders, die wir dieß lesen, collegialiter einig. Was halten wir aber wohl von dem Schreiber, er sey welcher Art er wolle, der für dasjenige, was er in zwei Zeilen sagen könnte, ganze Seiten, ganze Bogen gebraucht? Ich für mich stimme für denjenigen, der es freiwillig thut, auf die Tollheit. Hergegen denjenigen, der es nach unsern Staatsverfassungen, wie, leider! meisten Theils der Fall ist, thun muß, muß ich für einen eben so geplagten Sclaven halten, als den auf der Galeere vor Algier.

Von den freiwilligen gelehrten Schreibern dicker Alpha-

bete über Dinge, die sich auf einen Bogen bringen ließen, mag ich nicht einmahl groß Redens machen. Denn je mehr Bogen, je mehr Geld. Und um das Geld ist es eine herrliche Sache, weil man, was auch eine Menge so genannter Weisen dagegen declamiren mag, sich gar sehr viel Glück auf Erden dafür kaufen kann, dessen zu entbehren den wenigsten Menschen gegeben ist. Also ist wohl derjenige, der recht viel und dicke Bücher schreibt, in so fern sie nur der Verleger bezahlt, mit nichten in Ansehung seiner für einen Thoren zu achten, wenn die Bücher sonst auch noch so unnütz wären.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit dem Beamten, dem etwa sein Bericht mit acht Groschen bezahlt wird, er mag nun sechs Zeilen, oder einen ganzen Bogen lang seyn. Denn wenn dieser seine sechs hinreichenden Zeilen für nichts und wider nichts zu einem ganzen Bogen voll ausdehnt, so ist er ein Verschwender seiner Tinte, seiner Federn, seines Papiers, — doch, das sind Lappereien! — er ist Verschwender seiner Zeit, der edelsten Gabe Gottes, und seiner Leibes- und Seelenkräfte. Versteht er's nicht, sich kurz zu fassen, nun, so muß man freilich fünf gerade seyn lassen, und den armen schwitzenden Stümper bedauern. Aber wenn er's versteht, so darf er sich wahrlich nicht damit entschuldigen: „Ich versäumte ja nichts damit; ich

hatte ganz und gar nichts anders zu thun.„ Wo ist der Mensch, wann ist die Zeit, da der Mensch nicht etwas Besseres, als etwas Unnützes, zu thun hätte? Selbst dann, wann Leib und Seele platterdings nichts zu thun hätten, selbst dann ist noch ein besseres Thun möglich, nähmlich, Gemächlichkeit und Ruhe pflegen.

Noch aber, wie ich bemerke, bin ich nicht ganz auf dem Fleckchen, welches ich eigentlich kitzeln wollte. Man könnte sagen, der Mann, der mit sechs Zeilen abkommen konnte, fand mehr Vergnügen daran, einen Bogen voll zu schreiben, als in der Stube auf und ab zu gehen, sich auf sein Kanapeh zu strecken, oder zum Fenster hinaus zu schauen: Wer darf ihn gerechterweise über diese Neigung tadeln? Thue das Letzte, wer Belieben daran findet. Und was das längere Sitzen am Schreibtische betrifft, so schadet ihm das nichts. Er befindet sich nirgends gemächlicher und seliger, als hinter dem Tintefasse.

Hierwider mag ich nun nichts weiter einwenden, wenn auch etwas einzuwenden wäre. — —

5.

Wissenschaft des Styls.

Weil unter einem cultivirten Volke nicht leicht eine Kunst allgemeiner und öfter in Ausübung kommt, als die Kunst des schriftlichen Vortrags seiner Gedanken und Empfindungen, so ist natürlich auch von keinen Kunstregeln öfter die Rede, als von diesen. Daraus aber darf man dennoch auf nichts weniger, als auf Vollkommenheit der Wissenschaft dieser Kunst schließen. Es scheinet vielmehr einer jeden Wissenschaft nichts nachtheiliger zu seyn, als wenn sie ein Gegenstand des Alltagsgeschwätzes wird. Denn ein beträchtlicher Theil des Grundlosen, des Willkürlichen, des Falschen, oder Halbwahren, des Schiefen, des Dunkeln und Unbestimmten, des Zwecklosen und Überflüssigen, des Fremdartigen, der Unordnung, und wie die Unvollkommenheiten weiter heißen, die eine Wissenschaft drücken können, rühren gerade daher, wenn sie in die Hände des großen Haufens fällt, und ein jeder Schwätzer sich anmaßt, über ihre Sätze sein Urtheil fällen zu können. Dieß Schicksal hat die gesammte so wohl theoretische, als practische Philosophie in allen ihren Zweigen, in keinem aber mehr, als in dem ästhetischen erfahren. Wo maßt

sich leicht auch der Unwissendste schneller ein entscheidendes Urtheil, wo unverschämter eine gesetzgebende Gewalt an, als wenn es darauf ankommt, über irgend ein Werk der Redekünste abzusprechen? Dieser Unfug hat besonders auch noch das Nachtheilige, daß er eine große Menge abhält, dergleichen bis auf einen gewissen Grad gleichsam populär gewordene Kenntnisse gründlich, vollständig und im Zusammenhange nach einer gut gewählten Methode zu studieren, und sie mit den rhapsodistischen, unordentlich durch einander liegenden Brocken zum nothdürftigen Fortkommen sich begnügen läßt. Theologie, alte Philologie, Rechts- Arzenei- Geschichtskunde, Mathematik u. s. w. glauben doch die Meisten noch auf die angegebene Weise studieren zu müssen, wenn sie anders etwas Gründliches und Brauchbares davon wissen wollen, weil die zu diesen Wissenschaften gehörigen Sätze nicht so sehr im gemeinen Umlaufe sind. Aber wie weit seltener kommt es hierzu in Ansehung der philosophischen Wissenschaften, wo Trägheit, Unbesonnenheit oder Eigendünkel sich so gern mit der leichten abgegriffenen Waare begnügen, welche der Wochenmarkt des Lebens liefert?

6.

Geschäfts-Styl.

Ob gleich nicht zu läugnen ist, daß Vernunft und guter Geschmack in den neuern Zeiten auch auf den Geschäfts-Styl gewirkt haben, so befürchte ich dennoch keinen gegründeten Widerspruch, wenn ich behaupte, daß dieser Zweig des schriftlichen Vortrages im Ganzen noch immer am weitesten vom Ziele möglicher Vollkommenheit entfernt ist. Nicht zu gedenken, daß so wohl aus einzelnen, als aus den Federn ganzer Provinzen aller Schmutz der Barbarei in diese Gattung fließt und dieselbe verunstaltet, so wird der Kenner selbst an den bessern Producten noch immer bald mehr, bald weniger Flecken gewahr werden, die mit dem Gesetze der Vollkommenheit nicht bestehen können. Was zur Verbesserung des Geschäft-Styls bisher gethan, oder geschrieben worden ist, hat hauptsächlich wohl deßwegen nicht Alles wirken können, weil es zu häufig von Männern mit nur halben Kenntnissen hergerührt hat. Denn bald waren die Verbesserer solche, die nur mit der Kritik des Geschmacks, hingegen wenig mit der Theorie und Praxis der mancherlei Gattungen der Geschäfte bekannt waren, oder es waren bloße

Juristen, ohne guten Geschmack und Kritik, die ihre Sachen nur desto schlimmer machten, je mehr sie sich einbildeten, in Sachen des Geschmacks auch wohl ein Wort mitsprechen zu dürfen. Nimmt man dazu nun noch die große Gleichgültigkeit, die lange Zeit in Ansehung der Muttersprache und des guten Vortrags unter uns geherrscht hat, und gewiß bei weiten noch nicht ausgetilgt ist, so darf man sich über die langsamen Fortschritte des Geschäfts-Styls nicht wundern.

Ein besserer Erfolg ist unstreitig alsdann zu erwarten, wann gründliche Kritik des Geschmacks und Geschäftskunde sich vereinigen, und unter Vorleuchtung der Vernunft, deren Licht ewig und wie die Sonne unauslöschlich ist, diesen Gegenstand von allen Seiten betrachten. Wann sie allgemeine unerschütterliche Grundsätze und Regeln feststellen, und in deren Anwendung, so viel nur immer möglich, bis zu den geringsten einzelnen Fällen herab steigen.

7.

Vollkommenheit des Styls.

O, man glaubt kaum, wie viel Liebe und Leben gerade nichts anders, als die Diction, einem Werke verschaffet. Vollkommene Diction ist fast der einzige Gesundheits- und Lebensbalsam für Schriftwerke in einer lebendigen Sprache. Denn eine lebendige Sprache gleicht einer jungen Dame, die immer und immer mit ihren Kleidungsstücken wechselt. Man muß also die Perlen und Edelgesteine seiner Gedanken ja an ihre besten und liebsten Kleider, die sie wahrscheinlich am längsten tragen wird, zu heften, und so zu heften suchen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen, ohne Schmuck und Einfassung zugleich zu zerstören. Wehe dem Schriftsteller, der seine Perlen in ihren Plunder wickelt! —

Es ist und bleibt ewig wahr, ohne Kritik gehört Alles, was das Genie für sich etwa Vollkommenes hervorbringt, zu den Erbsen, welche die blinde Taube findet.

IV.

Vermischte Blätter,

die poetische Kunst betreffend.

1.

Hübnerus redivivus.

Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten.

Ein Fragment *).

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für, noch wider den Reim vernünftelt werden soll. Mag doch der Dichter reimen, oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen soll, — allenfalls auch darf.

Wenn gleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbiethet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen dergleichen Vernachlässigungen öfter vor, so summiren sie sich am Ende doch, und geben ein be-

*) Abgedruckt aus G. A. Bürger's Akademie der schönen Redekünste. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. 1. Bandes 4. Stück. Göttingen. 1797. S. 345. II. Bandes 1. Stück. 1798. S. 3.

D. H.

trächtlich unangenehmes Deficit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künstler und Kunstrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines solchen Unterrichtes nicht; allein dieß ist auch vielleicht der Fall mit der ganzen Ästhetik. Wer kann und mag es aber allen Unberufenen wehren, sich mit Reimen und Reimbeurtheilungen abzugeben? Diesen kurz und gut zu sagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht schaden, damit unser Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält, und unsere gesunde Urtheilskraft durch falsche Kritiken nicht so sehr geärgert werde. Mit der möglichsten Güte und Kürze will ich das Kleinliche meiner Theorie gut zu machen suchen.

Der Reim ist Übereinklang verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere auf einander sich beziehende Verse beschließen.

Seine Vollkommenheiten sind Richtigkeit, Wohlklang, und Harmonie mit dem Inhalte.

Diese werden insgesammt von einem Hochdeutschen Ohre, nach echt Hochdeutscher Aussprache, nicht aber von

dem Auge, oder nach einer andern, als Hochdeutschen Aussprache beurtheilt.

*

1. Von der Richtigkeit.

Die Richtigkeit erfordert eben so viele Erklärungen, als es Arten gibt, gereimte Verse zu beschließen.

Man nennt die Ausgänge der Verse männlich, wenn sie sich mit betonten Sylben schließen; es mag nun der Ton geschärft, oder gedehnt seyn. Z. B. Wall, oder Wahl. Weiblich hingegen, wenn die vorletzte Sylbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont ist. Z. B. Wälle, Wahlen. Wall und Schall, Wahl und Strahl sind daher männliche; Wälle und Schälle, Wahlen und Strahlen sind weibliche Reime.

Außer diesen, die gewöhnlich und fast überall vorkommen, gibt es noch, aber nur sehr wenige Beispiele einer dritten Gattung von Reimwörtern, die meines Wissens weder männlich, noch weiblich heißen, und im Deutschen noch gar keinen festen Nahmen haben. Die Italiener nennen sie Rime sdrucciole, gleitende Reime. Das sind solche, in denen die dritte Sylbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont ist, die beiden letzten aber unbetont sind. Z. B. muthigen, blutigen; beschuldigen, huldigen.

Nach dieſer Vorausſchickung läßt ſich die Richtigkeit folgender Maßen erklären.

Die Richtigkeit der männlichen Reime beſtehet in dem vollkommenſten Übereinklange zweier betonten Endſylben von ihrem letzten Vocal an bis zu Ende. So klingen in Macht und Pracht der Vocal a und die Conſonanten ch und t völlig überein. — Da viele Sylben ſich mit mehr, als Einem Conſonanten anfangen, ſo können auch von dieſen noch der eine oder der andere in zwei betonten Endſylben übereinklingen; jedoch trägt dieß zur größern Richtigkeit nicht das Mindeſte bei. So ſind z. B. Pracht und Tracht, worin auch das r vor dem Vocal übereinklingt, um kein Haar richtigere Reime, als Schlacht und Pracht. Wenn ſogar alle Beſtandtheile der ganzen Sylbe übereinklängen, ſo würde der Reim in einem andern Betrachte, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Dieſe Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

Weibliche Reime ſind richtig, wenn vom letzten Vocal der vorletzten Sylbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig übereinklingen. So ſind laben und graben richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zuſammen ſtimmen.

Zwei Wörter von der dritten Gattung reimen sich richtig, wenn von dem letzten Vocal der dritten Sylbe vor der letzten an alle übrigen Töne bis zu Ende völlig überein stimmen. Z. B.

Deinem sanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen die tödtenden
Sorgen der Seele.

In flötenden und tödtenden stimmen von ö an alle übrigen Töne bis an's Ende völlig überein.

Daß man nicht für das Auge, sondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohre beurtheilt werden müsse, dürfte kaum erinnert werden, wenn nicht so manche unstatthafte Reim-Kritik, die mir in Recensionen vorgekommen ist, mich dazu aufforderte. Es ist eben so große Tollheit, Töne sehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Mensch, was du da auf dem Papiere vor dir siehest, sind ja nicht Töne, sondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, sondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie diese: Weich, Zweig; zeigt, reicht; borgt, horcht; durch, Burg; Gesang, Dank; werfen, schärfen; Tanz, fand's; Diamants; Harz, bewahrt's; hat's, Schatz; niederwärts, Scherz;

Wachs, stracks; Axt, packt; Hexe, Kleckse, u. s. w. Gleichwohl reimen sich alle diese Wörter wegen des völligen Übereinklanges der Töne in der guten Hochdeutschen Aussprache sehr richtig, so verschieden auch die Schrift ist. Der Hochdeutsche, welcher diesem widersprechen kann, ist, wenn nicht ein einfältiger Tropf, zum mindesten ein eigensinniger Kopf, wenn anders der eigensinnige Kopf, der ohne vernünftige Gründe mit Händen und Füßen behauptet und widerspricht, etwas Besseres, als ein Tropf ist.

Ich bin geneigt, sogar noch weiter zu gehen, und auch Reime, wie diese: Hals, Salz; Sans, Kranz; Tag, sprach; Pflug, Buch, — für richtig zu erklären, weil die Verschiedenheit in der echt Hochdeutschen Aussprache äußerst und sogar alsdann noch fast unmerklich ist, wenn man vermittelst einer Mund-Grimasse sich rechte Mühe gibt, die Verschiedenheit merklich zu machen.

Doch, vielleicht denke ich von den Tadlern jener Reime schlimmer, als sie es verdienen. Wie, wenn sie sich wirklich auf ihr Ohr und auf die Aussprache beriefen? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann bist du? Bist du ein Hochdeutscher, geboren und erzogen unter den höhern und gebildetern Volks-Classen derjenigen Deutschen Provinzen, in welchen unsere neuere Schrift- und höhere Umgangssprache seit Luther's Zeiten entstanden und

fortgebildet worden? Oder bist du ein Franke, ein Schwabe, ein Elsasser, ein Baier, ein Schweizer, ein Österreicher, mit Einem Worte, bist du ein Süd-Deutscher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Schriftsprache längst veraltete Hochdeutsch sprechen? Im ersten Falle bist und bleibst du, Einwendens ungeachtet, entweder der einfältige Tropf, oder der eigensinnige Kopf; im zweiten aber berufst du dich auf ein falsches Ohr, auf eine falsche Aussprache.

Nur ein neu Hochdeutsches Ohr, nur eine neu Hochdeutsche Aussprache können und dürfen hierin entscheiden; und es steht mit Recht zu behaupten, daß nur die höhern gebildeten Volks-Classen des nördlichen Deutschland's in dem Besitze dieser Stücke sind. Denn nur sie haben an der Revolution, welche Cultur des Verstandes und des Geschmacks seit Luther's Zeiten erfahren, den nächsten und stärksten Antheil genommen, und sich die dadurch entstandene Sprache mit geringern Ausnahmen am meisten eigen gemacht. Die aus ihrem Schooße entstandenen Schriftsteller haben nicht nur das Gebäude unserer Deutschen National-Literatur gegründet, sondern auch den Bau schon größten Theils hinaus geführet, ehe es den übrigen Provinzialen kaum noch eingefallen ist, an diesem Baue gleichfalls Theil zu nehmen. Wollen diese nunmehr, daß man ihnen für ihren Beitritt danken soll, so müssen sie alle die Materialien

zu Hause lassen, die zu diesem Baue nicht passen. Wie kann und darf ein seit gestern angekommener Fremdling sich anmaßen, heute schon an der Verfassung des Staates zu meistern? Es ist Thorheit, sich einzubilden, daß es gelingen werde; und Unverschämtheit, es nur zu wollen. Das neue in Ober-Sachsen entstandene, von den obern Volks-Klassen dieser und anderer Sächsischen Provinzen und ihren classischen Schriftstellern fortgebildete Deutsch herrschet nun einmahl, und kein Elsasser, kein Schwabe, kein Baier, kein Österreicher wird es mehr wegherrschen. Jede Abweichung davon, jede Empörung dagegen wird in gerechten Anspruch genommen. Alle vernünftigen und billigen Provinzialen sehen das auch sehr wohl ein, und fügen sich ohne Widerrede den Hochdeutschen Sprachgesetzen, so weit sie ihnen nur immer bekannt sind. Nur der Pöbel übertritt sie aus grober Unwissenheit, oder mit trotzigem Vorsatze.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutschen mit Recht getadelt werden können? Daß sie wirklich getadelt worden sind, das kann ich versichern. Von einigen derselben steht zu behaupten, daß sie billig nicht nur vor jedem Hochdeutschen, sondern vor jedem Deutschen Ohre überhaupt als richtig gelten müßten. Wo ist wohl in irgend einem Winkel Deutschland's ein Mensch, der werfen und schär-

fen, Tanz und Diamants, Harz und bewahrt's, niederwärts und Scherz nicht vollkommen gleich tönend aussprache? Von Tanz und fand's, hat's und Schatz möchte dieß zu bezweifeln seyn, weil mir zu Muthe ist, als hätte ich fand's und hat's von manchen Provinzialen wohl gedehnter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher diese, und ein Deutscher überhaupt jene Reime unrichtig nennet, so kann er offenbar keinen andern Grund anführen, als weil sich die Wörter nicht für das Auge reimen, und das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben angeführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hochdeutschen gegen die Richtigkeit des Reims mehr Anschein haben; und dieß veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine kleine Ausschweifung zu machen, besonders, weil ich die Hochdeutschen Sprachlehrer, und nahmentlich unter diesen den größten, nähmlich Adelung, hierüber entweder nicht recht verstehe, oder selbige mir Unrecht zu haben scheinen. Mir, der ich im Fürstenthum Halberstadt, und also auf der Grenze von Ober-Sachsen, der Heimath der neuern Hochdeutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Ober-Sachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in

und um Göttingen gelebt habe, und also echte Hochdeutsche Aussprache so wohl in den Ohren, als in dem Munde haben kann, mir scheint es, daß jene Herren die Aussprache dieser beiden Laute, wenn nicht unrichtig, dennoch unbestimmt in ihren grammatischen Schriften angeben.

Was zuvörderst das ch betrifft, so nehme ich jetzt zum ersten Mahle, da ich genauer nachsehe, mit Verwunderung wahr, daß Adelung zwei auffallend verschiedene Aussprachen desselben auch nicht mit einer Sylbe bemerket. Ich meine die Verschiedenheiten nach a, o, u, und nach ä, e, i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter Ach und Ich. Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des hintern Theils der Zunge nach dem Gaumen, und durch Herabsenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Diesen kann man mit Adelung den stärksten Hauchlaut nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in sprach, oder scharf und gedoppelt, wie in Sache, lautet. Davon ist aber der Laut des ch in Ich gänzlich verschieden. Diesen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der vordern Seitenränder der Zunge halb an die vordern Backenzähne, und halb an die Ränder des Gaumens, dergestalt, daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine Mittelrinne bildet, nicht mehr gehaucht, sondern vielmehr heraus gepfiffen wird. Auch dieser Laut ist entweder gelinde

und einfach, wie in fiech, fieche, oder scharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterscheidet sich derselbe durch nichts, als durch den stärkern Druck der Organe, die bei Hervorbringung beider Laute eine völlig gleiche Lage annehmen.

Jenen beiden verschiedenen Lauten des ch, dem gehauchten und dem gepfiffenen, weiß ich keine schicklicheren Nahmen zu geben, als wenn ich jenen den Achlaut, diesen aber den Ichlaut nenne. Der Unterschied zeigt sich nie merklicher, als wenn Ausländer unsere Sprache lernen sollen. Den Achlaut lernen sie ohne Schwierigkeit; den Ichlaut hingegen oft in ihrem ganzen noch so langen Leben nicht mit der den Hochdeutschen eigenthümlichen Delicatesse aussprechen. Sie sprechen ihn entweder wie ein k, oder wie g, oder auch wie ch in Ach aus, welches Letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Westphalen, thun.

Eben dieser Unterschied des Ach- und Ichlautes wird auch beobachtet, wenn a, o, u, oder ä, e, i, ö, ü darauf folgen. China wird mit dem Ichlaute; Chaos aber am liebsten mit dem Achlaute ausgesprochen. Daß übrigens ch vor einem s in einer und eben derselben Sylbe wie k, und also der Dachs, das Wachs, wie Daks, Waks ausgesprochen werden, hat seine völlige Hochdeutsche Rich-

tigkeit, wie auch Adelung bemerkt hat. Anders verhält es sich, wenn das s einer andern Sylbe angehört hat, und nur durch Elision heran gerückt ist, wie in Dach, des Daches, — Dachs, wo es seinen Ablaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neu Hochdeutschen Aussprache auf folgende verschiedene Arten.

I. Es liegen die Organe eben so, als bei'm k; nur daß sie nicht so stark an einander gedrückt werden. Mir däucht, der mittlere Theil der Zunge erhebt sich, und schlägt dabei leise und gelinde an die mittlere Höhe des Gaumens, anstatt daß die Zunge bei'm k stark angedrückt, und nach dem gehörigen Engorgement des Hauches und des Tones schnell davon wieder abgeschnellt wird. Diesen Laut hat das g 1) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. Gott wird nicht wie Kott, auch nicht wie Jott, auch nicht wie Chott, mit dem Ach- oder Ichlaute, sondern mit diesem ganz eigenen, bis zur äußersten Gelindigkeit gemilderten K-tone ausgesprochen. 2) Eben diesen Laut behält das g überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vocal darauf folget, und kein n vorher gehet. Z. B. sagen, folgen, bergig, blaudugig. Dieser Ton bleibt auch bei der Verdoppelung, in Flagge, flägge, in den Nieder-Sächsischen Wörtern Pogge, ein Frosch, Plagge, ein abge-

kochenes Stück Rasen, die Linnenlegge, der Freiherr von Knigge, Egge, u. s. w.

II. Lautet das g wie ein k am Ende einer voll betonten Sylbe nach n. Z. B. Gesang, wie Gesank; so auch Klang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau. Ausnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

III. Hat das g nach n einen Nasenton, fast wie en, an, un der Franzosen; und zwar 1) in allen Wörtern vor den Ableitungs- und Biegungslauten e, und denen, die sich noch dazu gesellen. Z. B. Stange, Stängel, singen, Anger. Diesen Nasenton behält es auch, wenn das e elidiert wird. Z. B. singt, Singweise, des Gesangs, — nicht wie Gesanks. 2) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, bange; selbst wenn dieses e wieder ausgestoßen wird, wie z. B. der engste, bänglich. Auch in den Wörtern Angst, Hengst, jüngst, längst, Pfingsten, vermuthlich, weil das s hier überall mit einem ehemahls vorhanden gewesenen Vocale noch leise und unvermerkt angefeuchtet wird, sollte es auch nur das e seyn, womit der isolirte Sauselaut ausgesprochen wird.

Ausnahmen hiervon machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ng ohne weitern Vocal ausging. Also z. B. empfänglich, von Empfang, wie k, so auch vergänglich, von Vergang, langsam, lang-

wierig, langweilig, u. s. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet ist, worin schon vorher ein e das ng begleitet hat.

Zweifelhaft scheint die Aussprache des g in den halb betonten Sylben ung und nung zu seyn, ob es nähmlich den K- oder Nasenton haben soll. Ich, meines Theils, bin fast mehr für den K-ton.

IV. Endlich hat das g den wahren Ach- und Ich-ton des ch, in Ansehung dessen man mir zwar widersprechen, aber mich schwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinste Hochdeutsche Aussprache hierin allzu aufmerksam erlauscht zu haben glaube.

1. Den Ach-ton des ch hat das g am Ende jeder betonten Sylbe nach a, o, u, und au. Man spricht also Tag, wie sprach; zog, wie hoch; trug, wie Fluch aus. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e ausgestoßen sind. In fragt, trugt, behaglich, tauglich, saugt, u. s. w. spricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Substantiv Jagd, wie Jacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man sogar auch das Zeichen zu Hülfe genommen.

2. Den Ich-ton des ch hat das g 1, am Ende jeder betonten und unbetonten Sylbe nach ä, e, i, ö, ü, ei und eu. Man spricht also hinwég und der Wèg, wie hinwéch und Wèch; Sieg und Krieg, wie Siech und Kriech; Teig, wie Teich. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e ausgestoßen sind. Du sägst lautet daher, wie du sprächst; täglich, wie tächlich; möglich, wie möchlich; vergnügt, wie vergnücht; zeigt und beugt, wie zeicht und beucht. — Geheiligt lautet, wie geheilicht. 2, Der Ich-ton findet überall Statt am Ende einer Sylbe, wenn irgend ein anderer Consonant, als n, vor dem g steht. Z. B. in Sarg, wie Sarch; so auch Talg, Balg, Berg, Zwerg, verbirg, Borg, Burg, borgst, bürgt, folgt, tilgt, folglich, bürglich, u. s. w.

Wer diese Lehre läugnet, muß bei dem g, wenn er's auf der Einen Seite nicht mit dem Ach- oder Ich-tone des ch, und auf der andern nicht mit dem K-tone, wie manche Provinzialen, sondern in dem G-tone Nummer I aussprechen will, eine gezwungene Grimasse machen. Die macht er zuverlässig, so lange er streitet. So bald er aber an den Streit nicht mehr denkt, fällt er entweder in den K- oder in den Ch-ton, und spricht entweder Sark, Tak, was er nicht sollte, oder Sarch, Tach, erstares mit dem

Ich- und letzteres mit dem Ach-tone, wie es auch den besten Hochdeutsch-Sprechern durch ganz Deutschland natürlich und eigen ist. Aber in Särge, Tage, bergig, zweitägig behauptet der gelinde G-ton Nummer I, wie Gott, sein Recht wieder, und es ist falsch, wenn man die Särje, oder Särche, oder Särke ausspricht.

V. Sollte nicht g auch zuweilen fast wie j ausgesprochen werden? In der That, ich glaube dieses in der Ableitungssylbe ig, wenn das Concretions-e hinzukommt. Daß z. B. gütig nicht gütik, auch nicht im Tone des g Nummer I, wie in Tage, auch nicht im Nasentone ausgesprochen wird, das ist, däucht mir, doch offenbar. Auch kann das g hier nicht den Ach-ton des ch haben. Also bleibt nur noch der Ich-ton desselben übrig, welcher auch in der That der rechte zu seyn scheint. Das End-g in gütig klingt, wie ch in lieblich; allein in gütige klinget es anders, als ch in liebliche. Und wie? Fürwahr, wenn nicht völlig, doch beinahe so weich, wie gütije. Denn nie habe ich in „der gütige Gott„ irgend einen nicht grimassirenden Hochdeutschen alle drei g überein aussprechen hören. Noch offenbarer wird dieser Unterschied, wenn die Ableitungssylbe ig zu Stammwörtern kommt, die sich auf g endigen, z. B. geringfügig. Niemand wird geneigt seyn, das letzte g in fügig dem vorher gehenden, wenn er dieß

anders richtig im G-tone Nummer I ausspricht, gleich auszusprechen. —

Diese Ausschweifung über die Aussprache des ch und g geschah, um die Richtigkeit angefochtener Reime, wie Tag, sprach, Pflug, Buch, Molch, Erfolg, braucht, taugt, zeigt, reicht, liegt, riecht, drang, sank, u. s. w. zu retten. Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen diejenigen Consonanten und Vocale nicht völlig überein klingen, welche nach dem Urtheile Hochdeutscher Richtig-Sprecher und Hörer überein klingen müssen, sind unrichtige, oder vielmehr unreine Reime.

Unreine sind daher I. in Ansehung der Consonanten alle weiblichen Wörter, in denen b auf p, oder p auf b klappt. Z. B. laben, Satrapen; Lobe, Trope; Glaube, Raupe. Richtig hingegen sind die Männlichen, z. B. gab, Satrap. Denn b wird am Ende wie p ausgesprochen. Noch weniger, als b und p, reimen sich w und b, z. B. Löwe, schöbe; am allerwenigsten b und f, z. B. Liebe, Briefe, nach einer verderbten Aussprache, Briebe oder Briewe, wie ich einmahl gelesen habe. So reimen sich auch nicht b, t, und dt. Z. B. laben und braten; reden und treten; Friede und Niete; Ode und Bothe; Stute und Bude; Staude und Laute; leide

und ſtreite; Rinde und Flinte; bunte und Hunde; Fehde und Städte, u. ſ. w. Ferner reimen ſich nicht g und ch in weiblichen Wörtern. Z. B. Sage und Sprache; Flagge und Sache; Auge und tauche; ſpräche und erwäge; zeige und reiche; fliege und kriech; Pfluge und ſuche. Richtig hingegen ſind die männlichen, z. B. lag, ſprach, und Tag; Pflug und Buch; Molch und Erfolg; braucht und taugt; zeigt und reicht; liegt und riecht; borgt und horcht, u. ſ. w.

Am unrichtigſten und widerwärtigſten ſind die Reime g auf k, und umgekehrt. Z. B. jagen, haken; jagt und hakt; ſingt und winkt; Flagge und Hacke; Egge und Strecke; Menge und Schenke; Berg und Werk; Folge und Wolke, u. ſ. w. Gedoppelt unrichtig und widerwärtig ſind ſolche, wie legte und deckte, weil das e im erſten gedehnt, im zweiten geſchärft ausgeſprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig ſind auch das gelinde ſ auf das ſcharfe ß, wenn ein Vocal darauf folgt. Z. B. Haſe und Straße; Rieſe und fließe; Reiſiger und Fleißiger; mooſig und kloßig. Noch ärger iſt es, dieß gelinde ſ auf das verdoppelte ſcharfe ß oder das ſſ zu reimen, z. B. Haſe und Gaſſe, weil da auch der Unterſchied zwiſchen dem geſchärften und gedehnten Vocale noch

hinzu kommt. Da, wo nach ſ und ß kein Vocal mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo er ausgeſtoßen iſt, klingen ſie überein. Wenn alſo da nur der Unterſchied zwiſchen dem geſchärften und gedehnten Vocal es nicht verbiethet, ſo können ſie ganz richtig auf einander gereimt werden. Z. B. Gras und faß, raſ't und ſpaßt, Laſt und faſſ't oder faßt ſind ganz richtige Reime.

II. In Anſehung der Vocale ſind ſo unrein und widerwärtig, als möglich, 1) wenn man geſchärfte Vocale vor verdoppelten Conſonanten, und gedehnte vor einfachen auf einander klappt. Z. B. Fallen und Kabalen; ſchämen und dämmen; treten und betten; bothen und ſpotten; Sprache und Sache; Fläche und bräche; Straße und Gaſſe; Grüße und Küſſe. Die männlichen ſind es faſt eben ſo ſehr. Z. B. Stall und Mahl; Cabinett und Gebeth; kam und Lamm; Tod und Gott; ſpükt und drückt; ſchwer und Herr; ſiech und Stich; Fuß und Kuß; los und Roß; floß und groß, u. ſ. w. Reime, wie die lezten, möchten die Schwaben für richtig halten, weil ſie floß wie groß dehnen.

Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Sylben in dactyliſchen Wörtern, welche durch einen Sylbenzwang bisweilen zu langen und betonten erhoben werden, dürfen nicht auf wirklich lange betonte geklappt werden. Der Mißklang wird

hier noch ärger, wenn die letzten gedehnt sind, z. B. Grazien, stehn. Das sind sehr schändliche Reime.

2) Falsche Reime geben ferner alle zusammen gepaarten Vocale, die nicht mit einerlei Öffnung des Mundes ausgesprochen werden. Ist die Verschiedenheit der Öffnung zu beträchtlich, so ist auch die Dissonanz zu auffallend, als daß nicht auch das dickste Ohr sie empfinden sollte. Nicht leicht wird daher wohl Jemand a, e, i, o, u auf einander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe ungebildete, eben so falsch hörende, als sprechende Schwaben seyn, die wohl sonst und Kunst, können und sinnen auf einander zu reimen im Stande sind. Allein die Vocale ä, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphtongen ei, eu, ai und äu sind unter einander ungleich näher verwandt. Was ist von diesen zu halten? — Will man es ganz genau und strenge nehmen, so sind Thränen, sehnen und stöhnen, Lehre und Sphäre, Meer und Speer, Liebe und trübe, Blick und Glück, träumen und leimen, Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indessen hier die Dissonanz nicht so auffallend ist; da ein guter Vorleser durch Senkung des einen und Erhebung des andern beiderlei Töne einander ziemlich nähern kann; da ein so großer Mangel an Reimen in unserer Sprache ist, und da endlich eben daher das Ansehen aller, auch unserer besten Dich-

ter ohne Ausnahme sie in Schutz nimmt, so darf man sie wohl, wenn nicht völlig richtige, doch wenigstens verzeihliche Reime nennen, zu denen naseweise Kunstrichter wenigstens zu schweigen haben. Dennoch wird ein Dichter von feinem Ohre, zumahl in denjenigen lyrischen Gedichten, worin es auf höchste Correctheit angesehen ist, sich erst nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach solchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu seyn scheinet.

Wegen unserer Armuth an Reimen hörte ich schon manches Mahl mündlich den Vorschlag thun, die auch in Rücksicht auf Consonanten bloß ähnlich klingenden Reimwörter gut zu heissen. Z. B.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man solche Reime auch dem Bothen Asmus gut heißt, so würde man's doch schwerlich seinem Vetter Claudius, dem Homme de lettres, thun. Der Homme de lettres wird sich auch wohl hüthen, wie der Bothe zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, versificirt und reimt auch Bürger, als Professor Bürger, ganz

anders, als wenn er den Minstrel macht, wiewohl er als dieser keinen besondern Nahmen führet. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche Klügelnden Kunstrichter; und doch wäre es, dächte ich, so leicht zu begreifen.

*

Es thäte Noth, daß das Meiste, was in diesem Abschnitte von der Richtigkeit des Reimes gesagt worden ist, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zwei und dreißig Winden hin so wohl den Deutschen Dichtern, als auch den Dichter- und Reimerlingen zugerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Ja wohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein so guter Dichter, als z. B. Blumauer, ein so nachlässiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling ist. Ich steche hiermit Blumauer'n vorsätzlich eben deßwegen, weil er mir als Dichter so werth ist, damit er sich aufmache, und seinem Landsmanne Alxinger in dem rühmlichen Bestreben nach Hochdeutscher Correctheit nachahme. In funfzig oder hundert Jahren sind ohnehin wir, die wir jetzt leben, nicht correct mehr; noch weniger werden wir's seyn, wenn wir es nicht einmahl für unsere Zeitgenossen zu seyn streben. Dem Dichter, der seine Kunst, seine Leser und sich selbst ehrt und liebt, wie er soll, ist auch das Kleinste keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind **wohlklingend**, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruhet der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken.

I. Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohlklingend seyn.

II. Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Consonanten sind in männlichen so wohl, als weiblichen Wörtern wohlklingend. Z. B. gab, Bad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Lamm, Flamme, Kette, Affe, u. s. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Consonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metall-Klang geben. Z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe, Stunde, warb, Garben, Sturme. Wenn die flüssigen unter einander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime; Z. B. Halme, Palme; lerne, ferne; Zorne, Dorne; Harme, erbarme, u. s. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Consonanten zusammen stoßen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzu-

hören sind, können nicht für wohlklingend geachtet werden. Z. B. schöpfte, schröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; klopft, stopft; schärft, werft; nichts, Gesichts; kürzt, schürzt, u. s. w. Solche entfernen sich zu weit von dem reinen Metall-Tone. Der Vocal wird durch die Menge der über ihn her stürzenden Consonanten erstickt:

Klagestimmen versinken also, wann bebend die Erde
Städt' einstürzt, und der Staub der gestürzten gen Himmel empor steigt.

Daher sind auch die gedehnten Vocale vor einfachen Consonanten in der letzten männlichen Endsylbe, so wie auch in der vorletzten Sylbe der weiblichen Wörter wohlklingender, weil der gedehnte Vocal länger und voller tönt, als der kurz abgestoßene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen.

III. Billig müssen die Reimwörter unter den übrigen der Verse am vollesten und lautesten tönen. A, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als ä, e, ö, ü und eu, oder ei. Z. B. labe, liebe, lobe, Grube, Glaube sind in dieser Rücksicht wohlklingender, als gäbe, lebe, schöbe, grübe, Scheibe. — Im Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Drittheile der vielen e in

unſerer Sprache hohlte! Vor dieſem e kann faſt gar keine muſikaliſche Sonorität aufkommen. Wer dieſen Schwall von e für wohlklingend halten kann, hat gar kein Ohr für die ſchöne Sonorität der Italieniſchen Sprache. Man höre die wohlklingendſten Deutſchen Verſe gegen Italieniſche, wie dieſe:

Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti venirti intorno
A offrir ti amore e fé!
O Dio chi sà fra tanti
Teneri ommagi e pianti,
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.

In elf Verſen kaum ſo viel e, und dieſe faſt alle betont. Dagegen nehme man ungefähr eben ſo viel Deutſche von einem Dichter, der ſich bewußt iſt, auf dieſen Italieniſchen Wohlklang ſo ſehr, als Einer, zu raffiniren.

Unter Wonnemelodieen
Iſt der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantaſieen
Neuer Luſt ſein Auge lacht!

Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur *).

Man zähle die grösten Theils unbetonten e, und sehe, ob man mit vierzig auskommt. Schändlich, schändlich ist es, daß dieser E-Ton sich überall aufdringt, daß man kaum einen Vers von vier Sylben ohne ihn zu Stande bringen kann. Adelung meint zwar Wunder, was unsere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen, daß dieses e so manches a, i, o, u der alten Lingua francisca verdränget hat, daß wir z. B. statt Githanko, Gedanke, statt Frankono, Franken, u. s. w. sagen. Allein das sey dem Apollo geklagt! — Der große König wußte gar wohl', was er mit seinem lebena, für leben, sagen wollte, worüber man gleichwohl gespottet hat. —

*) S. den Anfang der Nachtfeier der Venus.
D. H.

Zurück kehrend von dieser Ausschweifung, füge ich in Ansehung der Laut- und Volltönigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größten Theils auf e ausgehenden End-Sylben der weiblichen Wörter, welche mit einem Consonanten, etwa l, m, n, r schließen, tönender sind, als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. Gabel hat mehr Klang, als Gabe.

IV. Die männliche Reim-Sylbe muß eine vollbetonte seyn. Huldigen und Grazien sind für männliche Reime nicht tönend genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungs-Sylben ig und lich auf sich. Z. B. feierlich, adelig. An den Ableitungs-Sylben bar, sam, haft, heit, keit, ung ist in dieser Rücksicht nichts auszusetzen. Voll und laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge auf wunderbar, tugendsam, grillenhaft, Erfahrenheit, Tapferkeit, Huldigung.

V. Ein wichtiges Erforderniß des Wohlklanges ist Mannigfaltigkeit und Abwechselung der betonten so wohl, als unbetonten Reim-Sylben, in Rücksicht auf Consonanten und Vocale.

1. Der betonten.

1) Mannigfaltigkeit der Schluß-Consonanten in den männlichen Wörtern, die nahe auf einander folgen. Z. B. die Reime Stab und gab, lieb und schrieb, hob und

schnob, hub und grub dürften wohl die Gesetze wenigstens des feinern Wohlklanges beleidigen, wenn sie in Einer Strophe, oder sonst allzu nahe bei einander vorkämen. Eben die Bewandtniß dürfte es auch wohl mit den weiblichen Wörtern laben, graben, heben, geben, lieben, trieben, loben, toben, huben, gruben haben.

2) Mannigfaltigkeit der Vocale und Diphtongen. Diese will, daß die letzte Sylbe der männlichen und die vorletzte Sylbe der weiblichen neben einander stehenden, oder abwechselnd unter einander gemischten Reimwörter nicht einerlei Vocal oder Diphtongus führen. In nicht mehr, als vier Zeilen übersieht man dieß allenfalls; allein in noch mehrern entsteht dadurch ein unangenehmer Gleichklang. Z. B.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendliches Grab von Welten und von Zeit,
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit,
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

2. Mannigfaltigkeit und Abwechselung der unbetonten.

1) In Ansehung der Vocale ist da nun, leider! wegen des überlästigen unbetonten e, worauf bei weiten die mei-

sten weiblichen Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfaltigkeit möglich. Indessen gibt's doch auch einige, wiewohl nur wenige weibliche Ausgänge mit andern Vocalen, die man möglichst zu Hülfe nehmen muß. Ich meine die unbetonten, oder nur halb betonten ung, ig, lich. Z. B. Empörung, Zerstörung; gütig, edelmüthig; unvergeßlich, unermeßlich. Da sich aber das e gar zu oft aufdringet, so muß man wenigstens

2) Durch die Schluß-Consonanten in die unbetonte E-Sylbe Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen suchen, so viel es nähmlich da das gleichfalls sich allzu oft aufdringende e verstattet. Indessen ist doch in Ansehung der Consonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end, u. s. w. Wie z. B. in Handel, stammeln, sammelt, Wasser, eisern, schauert, Grabes, labet, waltend.

Öfters wird man aller angewandten Mühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegschaffen können.

VI. Um der Mannigfaltigkeit und Abwechselung willen muß man auch nach neuen, aber in sich wohlklingenden Reimen streben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzu gewöhnlichen, zu oft schon gebrauchten, z. B. Liebe, Triebe, Jugend, Tugend, u. s. w., ohne jedoch hierin gar zu ängstlich zu

seyn. Die Schönheit des Gedanken muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber sehr oft mit sehr alten und abgedroschenen Reimen ein sehr neuer und schöner Gedanke bestehen, und wenn dieß ist, so vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu sichtbares Bestreben nach neuen und sonderbaren Reimen trägt um so mehr ein Ansehen von Geckerei, je weniger schön und geistreich der Gedanke ist, der durch die seltsamen Reime herbei geführt wird. Sind sie in sich auch nicht einmahl wohlklingend, so trifft sie in vollem Maße der Spott der bekannten schwer gereimten Oden.

Was stehst du Spötter da, und pausbackst
Schwer reimende Lehroden her?
Gib Acht, daß man dich nicht hinausbarx
Für dein satyrisches Geplärr.

Von einem meiner sonst guten Almanachs-Contribuenten kann ich manches Gedicht blos um der seltsamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil sie weiter nichts, als seltsam und abenteuerlich, oft sogar gemein und niedrig sind. Es ist auch gar kein Wunder, wenn der Hascher neuer Reime in niedrige Regionen geräth. Denn das, was im Gebiethe des Edeln vorkommt, ist überall schon mehr

oder weniger gebraucht worden. Ich wünsche, daß ihn, den ich meine, bei dieser Stelle das Gewissen rühre.

VII. Es klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetischen Episteln, zwey nicht sich reimende männliche oder weibliche Endwörter zusammen stoßen; oder wenn da, wo männliche und weibliche Reime gehörig wechseln sollten, nur Reime von einerlei Art wechseln. Bequeme Versificateurs und Reimer erlauben sich dergleichen nicht selten. Ich muß hierin meinen Freund Göckingk nahmentlich in Anspruch nehmen. Ich wähle die erste Stelle, die mir in's Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradepferd,
Wie Herr Pythagoras, zu reiten,
Den Mancher noch als Mann erfährt,
Der sollte mich als Jüngling nicht verleiten?
Mit einem ernsten Angesicht
Bestieg ich dieses Roß, und ritt, (ich hielt's für Pflicht!)
Bei Tag und Nacht, und über Stock und Stein,
Den Weisheitstempel aufzufinden;
Ach aber, ach! ich fand ihn nicht.
Jetzt seh' ich wohl die Ursach' ein:
Ich ritt, was läugn' ich's noch? im Blinden!

Sonst hätt' ich wohl den Fußsteig sehen müssen,
Der zwischen zwei bebäumten Flüssen
Auf Rasen hin zum Tempel lief. U. s. w.

*

Ich mahlt' euch gern das ganze Bild
Des Hazenkutzen redlich aus;
Doch wär' es einst vielleicht ein Schild
Vor seines Mahlers eignes Haus!
So mahl' es denn ein Ehmann aus.
Doch laß den ersten Umriß noch
Mit diesem Seufzer mich beschließen:
Ein traurig Ding ist's wahrlich doch,
Das Leben ledig zu genießen!)

Und so beschaut, wird, wie ich meine,
Des Griechen Antwort richtig seyn:
Nimm eine Gattinn, oder keine,
Es wird dich Beides oft gereun!
So ist's! Das Glück hat immer Mängel,
Die Freud' ist unstät auf der Erde;
Allein der Mensch ist Mensch, nicht Engel,
Damit er erst zum Engel werde. U. s. w.

Eine solche Reimstellung ist mir ein allzu verworrenes regelloses Glockenspiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieser Art mehr, als zwei männliche, oder weibliche Reime auf einander folgen. Drei lasse ich mir höchstens noch gefallen; mehr aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden Harmonie willen geschehen. Außer dem ist es lästiger Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen können, daß man in jambischen Gedichten von gleicher Verslänge, worin regelmäßig zwei männliche mit zwei weiblichen Reimen abwechseln sollten, zwischen durch, ehe man sich's versieht, auch auf drei der einen oder der andern Art stößt, das ist mir unbegreiflich. Mir ist das eben so unangenehm, als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehaltenen Gleichgewicht fortgefahren bin, und dann bald nach einer kürzern, bald längern Pause plötzlich zur Seite geschwenkt werde.

VIII. Die so genannten reichen Reime, wenn sie nicht zur Harmonie dienen, sind eben nicht wohlklingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in Eins zusammen. Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen komme, so ist nichts billiger, als daß er auch mit eben demselben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungs-Sylben, z. B. heit, keit, an verschiedenen Stammwörtern

von verschiedenem Begriffen ist der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar ist. So kann man Tapferkeit und Heiterkeit auch wohl reimen.

Warum er der reiche Reim heißt, das mag der Himmel wissen. Ich würde ihn lieber den armseligen heißen. Vielleicht heißt er indessen reich, weil hier in zwei Reim-Sylben alle, selbst die Anfangstöne übereinstimmen.

2.

Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst *).

Der ältere Plinius erzählt, dem Griechischen Mahler Timanthes sey das Genie ganz vorzüglich hold und gewärtig gewesen. Denn als er die von den Rednern, — vermuthlich Kunstschwätzern, — so sehr gerühmte Opferung der Iphigenia gemahlt, und an allen Umstehenden, besonders an dem Oheim, die ganze Charakteristik des Kummers bereits erschöpft gehabt hätte, so habe er das Angesicht des Vaters verschleiert, weil er dessen Schmerz nicht mehr kräftig genug habe ausdrücken können **).

*) Dieses und das folgende Bruchstück sind hier zuerst aus der Handschrift abgedruckt.

D. H.

**) Hist. Nat. L. XXXV, c. 10. Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Eius enim est Iphigenia oratorum laudibus celebrata; qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Es ist allerdings sehr möglich, daß der gute Timanthes weiter nichts, als das, mit diesem so berühmten Schleier habe sagen wollen. Eben so möglich ist es aber auch, daß es dem guten Plinius und allen Schwätzern, denen er etwa nachschrieb, eben so gegangen sey, als es den Schwätzern noch alle Tage geht, wenn sie dem Künstler Absichten anräsonniren, an die er vielleicht nicht im Traume gedacht hat. Ich darf mich hierbei auf die Erfahrungen aller Dichter und Künstler an den Commentarien ihrer Werke berufen, die sie mehr, als Ein Mahl, bei lebendigem Leibe still lächelnd haben lesen müssen. Dieß ist nun an sich nichts weniger, als ein Wunder. Denn welches Forschers Geist kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nähmlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?

Hätten jedoch Plinius und seine Leute Recht, so däucht mir, daß bloß um eines Einfalls willen; womit der Künstler sich aus einer selbstgemachten Verlegenheit helfen mußte, von seinem Genie kein solches Aufheben hätte gemacht werden sollen. Jene Verschleierung wäre alsdann noch nicht so viel werth gewesen, als ein Bonmot, womit noch alle Tage ein munterer Kopf einen Verstoß in Worten oder Handlun-

gen augenblicklich wieder gut macht. Sie wäre ein Kunststückchen gewesen, das auch leicht ein langsamer Alltagskopf hätte erfinden können; ein armseliges Kunststückchen, welches nunmehr, nachdem es nur ein einziges Mahl vorgemacht worden, von jedem noch so armseligen Stümper auf den allerersten Versuch herzlich leicht nachgemacht werden könnte.

Niemahls aber ist das wahre Genie in den Stunden seiner Kraft ein solcher armer Stümper. Es hat des Stoffes eher zu viel, als zu wenig, und ist weit minder um den Vorrath, als um den schicklichen Gebrauch desselben verlegen. Wenn ich daher dem Mahler Timanthes wahres Genie, wenn ich ihm diejenige Fülle der Begeisterung zutrauen soll, in welcher gleichsam ein überirdischer Strahl von oben die ganze wirkliche und idealische Natur umher aufdeckt und erleuchtet, so muß ich ihm auch so viel Vorrath an mannigfaltigen Kummerzügen zutrauen, um ein jedes, selbst das Angesicht des leidenden Vaters in vollkommener Natur und Wahrheit darstellen zu können. Hätte er aber, was sich doch ohne Unbesonnenheit kaum behaupten läßt, den ganzen möglichen Vorrath bereits an Nebenpersonen verschwendet, so hätte sich Timanthes unstreitig beträchtlicher Fehler schuldig gemacht. Er hätte mit seinem Stoffe übel Haus gehalten, und besonders die poetische Wahr-

heit dadurch nicht wenig verletzt, daß er den Nebenpersonen Züge aufgeladen, die bloß der Hauptperson gebühret hätten.

So wäre denn in Timanthes wohl gar über etwas zu tadeln, weßwegen ihn die Kunst-Magister seit Jahrtausenden gelobpriesen haben? Freilich, wenn die Magister die Ursache seines Verfahrens richtig erklären. Allein kommt diese Entdeckung nicht fast ein wenig zu spät? Ist sie nicht schon um deßwillen verdächtig? Und wird sie nicht durch die allgemeine Bewunderung vernichtet, die diese Verschleierung hervor brachte? Sie muß also doch wohl das Ihrige gewirkt haben. — Ei, wer läugnet denn dieses? Auch ich finde sie, so gut, als alle Magister der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, höchst zweckmäßig, höchst vortrefflich. Aber nicht um jenes Grundes, sondern um ihrer Wirkung willen, die immer eben dieselbe bleibt, der Künstler mag nun aus dieser, oder einer andern Absicht, mit oder ohne Bewußtseyn, also zu Werke gegangen seyn.

Es pflegt nicht selten zu geschehen, daß die kunstrichternde Vernunft und das Genie auf einerlei Ziel, wiewohl aus sehr verschiedenen Absichten, losarbeiten. Die gute Matrone bildet sich dann ein, sie führe das Ruder, und das Genie folge lediglich ihrer Leitung. Im Grunde aber ist dieses bloß seinem eigenen Willen gehorsam. Wenn Beide hernach am Ziele sind, so beschäftigt sie allzu sehr das Ver-

gnügen glücklicher Erreichung, als daß sie sich da noch über ihre zweierlei Beweggründe entzweien sollten.

Könnte dies nicht gerade hier auch der Fall seyn? Allerdings! Das Genie des Timanthes könnte nach ganz andern, entweder klar und deutlich gedachten, oder dunkel empfundenen Absichten also gehandelt haben. Aber wie kommen wir darüber zur Gewißheit? Alle Versuche dürften vielleicht vergeblich seyn, wenn wir sie dem Timanthes nicht selbst abfragen könnten. Nun ist aber Timanthes längst todt; war auch vermuthlich längst todt, als die Kunstrichter des Alterthums über sein Werk räsonnirten. — Das Beste hierbei ist, daß es eben nicht groß darauf ankommt, welche Hypothese sich in facto bestätige. Uns kann genug seyn, zu wissen, daß Timanthes ein Kunstwerk aufstellte, und gewisse Theile desselben in einen Schleier verhüllte, welcher seine gute Wirkung that. Was liegt uns daran, sein besonderes Warum zu wissen? Wir können dessen ungeachtet noch allerlei Fragen bei der Betrachtung des Werkes selbst thun. Und wenn wir die rechte Antwort darauf finden, so könnte vielleicht unsere Speculation für andere Künstler, die sich des Schleiers bedienen wollten, nicht ganz ohne Nutzen seyn. Wenn wir fragen: Was wirkt ein solcher Schleier? Warum wirkt er also? In welchen Fällen und in welcher Maße kann oder soll sich ein mit weiser

Besonnenheit verfahrender Meister so wohl der bildenden, als redenden Kunst desselben bedienen? — so können wir das besondere Beispiel des Timanthes, das uns bloß zur schicklichen Einleitung in unsere Materie diente, beinahe ganz verlassen, und uns zu einer weit fruchtbarern Allgemeinheit erheben.

Ehe wir uns aber näher einlassen, muß noch dieß bevorwortet werden, daß hier gar nicht die Rede seyn soll von der Verschleierung solcher Dinge,

quae tractata nitescere non possunt,

noch viel weniger solcher, welche nicht nur nichts Angenehmes, sondern sogar etwas Unangenehmes wirken. Denn, was hierin Rechtens sey, das ist eben so schwer nicht auszumachen, und ist durch Regeln unter mancherlei Einkleidungen, wie z. B. diese:

Non tamen intus
Digna geri promes in scenam, ...
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus etc.

längst ausgemacht, obgleich nicht immer befolgt worden. Die Rede ist hier vielmehr davon: Die Kunst wirft bisweilen aus sehr weisen Ursachen über gewisse Theile ihres Werkes, welche in der Darstellung nicht nur kein Mißvergnü-

gen, sondern sogar Vergnügen erwecken würden, einen Schleier, und erreicht dadurch Wirkungen, die der Ursache entsprechen. Noch mehr! Die Kunst soll und muß das bisweilen thun, wenn sie nicht schlechterdings die einzige rechte Wirkung ganz verfehlen will. Es ist nicht Unvermögen des Genies oder der Kunst, diese Theile in natürlicher oder idealischer Waheheit, ja sogar Schönheit, auszubilden und darzustellen. Das würden in der That Genie und Kunst nicht selten können. Aber sie wollen es nicht; sie dürfen es nicht wollen. Und warum nicht? Darum nicht, weil auch das Vollkommenste, was hierin objective selbst ein Gott zu leisten vermöchte, dennoch subjective nicht die Wirkung des Schleiers erreichen würde.

Um hierüber etwas Gründliches und Lehrreiches auszumachen, werden wir etwas weit aushohlen, werden wir uns in die Tiefen der Seelennatur senken, und versuchen müssen, ob wir aus so manchen ziemlich dunkeln Gängen dieses Schachtes etwas zu Tage fördern können. Sollte dieses auch nichts Gediegenes seyn, nun, so ist es doch auch vielleicht nicht ganz taube Stufe, und was wir nicht scheiden konnten, das scheidet vielleicht ein Anderer. Auch veranlassen wir vielleicht geübtere Bergleute, uns mit besserm Glücke nachzufahren. —

3.

Von der Popularität der Poesie.

Das Deutsche Wort **Dichtkunst** entspricht dem Griechischen Poesie keinesweges. Richtiger wäre es durch **Bildnerei** zu übersetzen. Denn **gedichtet**, oder gefabelt, wird nicht immer; hergegen überall wird **gebildet**.

Wollte man sagen, **dichten** heiße nicht immer so viel, als **fabeln**, sondern auch so viel, gewisse Geisteskräfte in Bewegung setzen, etwas hervorzubringen, so würde diese Bedeutung nicht aus dem gemeinen Sprach-Archive, sondern aus einem der entlegensten Winkel hervorgesucht seyn.

An dem Begriffe des **Bildens** hängt der Begriff von **Gestalt**, und an diesem wieder der Begriff des **Sinnlichen** und **Körperlichen**. Wir sind also mit kurzem Schritte so weit gelangt, um zu wissen, daß die Poesie sich mit Bildung sinnlicher körperlicher Gegenstände befasse.

Aber nicht jede Bildung eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes ist Poesie. Die besondere Eigenschaft eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes, in so fern dessen Bildung zur Poesie gehören soll, ist die Schönheit.

*

Das Wort Bildnerei aber entspricht der Sache noch nicht völlig; so wenig, als das Wort Poesie.

Anders bildet die Natur; anders der Dichter. Die Natur bildet vor, und bildet für die äußeren Sinne. Der Dichter bildet nach für den inneren Sinn, das ist, für denjenigen Punct, auf welchen Alles, was die äußeren Sinne auffangen, zusammen geführt wird.

Man könnte also, wenn uns daran gelegen wäre, die Sache mit Einem Worte zu umfassen, die Poesie Nachbildnerei nennen.

Ob nun gleich auch dieser Ausdruck noch nicht Alles erschöpft, so umfaßt er doch den wesentlichen Haupttheil, der auf unveränderliche Regeln, die von Sonnen-Aufgang bis Niedergang gelten müssen, gebracht werden kann.

*

Nicht Alles soll und kann nachgebildet werden. Denn so wie nicht jedes Urbild der Natur gefällt, so gefällt auch nicht jedes Nachbild der Poesie. Hier tritt der Geschmack der Menschen auf, und behauptet sein Recht. Natur und Geschmack sind die Gesetzgeber in der Poesie. Die Natur ist Monarchinn; sie gebiethet, und fragt Niemanden. Was sie einmahl gebiethet, das gebiethet sie in allen Zeiten, in allen Ländern. Der Geschmack ist eine tausendstimmige moralische Person. Die meisten Stimmen entscheiden.

Es ist leichter, das Gesetz der Natur zu befriedigen, als das Gesetz des Geschmacks. Wenn der Dichter auf das Urbild der Natur, als sein Gesetzbuch, und auf sein Nachbild blickt, Beide mit einander vergleicht, so muß er, wenn es ihm nicht gänzlich an dem Iudicio discretivo fehlt, geschwinde wahrnehmen, ob er das Möglichste geleistet habe.

Er kann aber nicht umhergehen, und die Stimmen des Geschmacks sammeln. Es gehört hohe Beurtheilungskraft und weitläuftige Erfahrung dazu, zu beurtheilen, ob er die meisten Stimmen für sein Werk haben werde.

Wo es der Chinesischen Mahlerei fehlt, ist bekannt. Das muß man aber nicht, wie gewöhnlich, Chinesische Geschmackslosigkeit, sondern Chinesischen Unverstand nennen.

Wenn sich ein einfältiges Frauenzimmer mahlen läßt, und den Künstler bittet, nicht so viel Schwarzes in ihr Gesicht zu mahlen, so fehlt es ihr nicht am Geschmacke im Zufälligen, sondern an dem Iudicio discretivo im Wesentlichen. Sie hat nie auf die Wirkung von Licht und Schatten in der Natur Acht gehabt. Sie weiß keine Vergleichung zwischen Urbild und Nachbild anzustellen, und weder Harmonie, noch Disharmonie zu beurtheilen.

*

Alle Bildnerei ist in der Endwurzel nichts anders,

als Darstellung des Urgegenstandes. Die Verschiedenheit des Stoffes, womit dargestellt wird, theilt hernach den Stamm in verschiedene Zweige. So wird aus Darstellung mit Farben Mahlerei, aus der mit Tonlauten Musik, und aus der mit Wortlauten Poesie. Mein Blick ist hier bloß auf den letzten Zweig geheftet.

Aus jenem Wurzelsatze entspringen nur zwei Fragen: Was? Und wie soll dargestellt werden? Die Antwort darauf umfaßt die ganze Poetik, und kann nur kurz seyn. Wahrlich, es war nicht nöthig, seit Aristoteles so viele dicke Bücher darüber zu schreiben.

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgend wo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deßhalb alle die dicken Bücher durchlesen. Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Wespennest stören werde. Hu! Was wird's zu brummen, summen und stechen geben.

Dieß, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt, oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen.

Was ist Darstellung? Das Wort selbst sagt es deutlicher, als jede Erklärung. Wer aber so sprach- und begriffarm ist, das Wort nicht zu verstehen, der wisse: Dar-

stellung ist Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes. — Überhaupt, ehe ich's vergesse, sey hier Ein für alle Mahl bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlassen kann, und überall straffe, kurze, schnelle Schreibart liebe.

Man merkt schon, daß ich Darstellung an den Platz setze, wo sonst das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken stand. Nachahmung ist ein Bild, kümmerlich zurück geworfen von trüber Fläche; Darstellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du bist, wie überall, auch hier der ohnmächtige marklose Knecht! Du aber, Darsteller, bist der gewaltige Herrscher, dessen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darstellers Darstellung wieder darstellt, das ist, wer das Urbild nicht in der sinnlichen Wirklichkeit, sondern in der Darstellung des Andern aufsucht, ist und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er ist ein Kleinkrämer, der die Waare aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

* * *

Lieber, du kannst Klopstock's Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, ist Abhandlung, durch Darstellung aufgestutzt. Dieß Verfahren hat er selbst für Zwitterwerk erklärt. Ich strafe dich und ihn mit seinen eigenen Worten.

So bald du das Gebieth der Darstellung von Allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, säuberst, so wird dir fast kein Gegenstand, der nicht allgemeiner faßlicher Darstellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verstand; dargestellt für die Sinne. Die Sinne sind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen strömen sie auf einem Puncte zusammen, welches der den äußeren entsprechende innere Sinn, oder die Einbildungskraft ist. Alle Bildnerei, die einem oder allen dieser Sinne empfänglich, mit Leidenschaft belebt dargestellt wird, ist reine, echte Poesie, die vom Anbeginne der Welt galt, und bis an's Ende gelten wird.

Und diese sollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer seyn? Ha! Als ob nicht alle Menschen — Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte. Freilich gibt's Unglückliche, die eines oder mehrerer Sinne beraubt sind. Deßwegen bleibt es aber nicht minder wahr: Alle Menschen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenschaften.

Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisirt wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche, als die Rose, dem, beliebige man Teufelsdreck, statt der Rose. Den will ich sehen, der diesen Satz umstoßen will aus der Poetik für ein solches Volk.

*

Der Urgegenstand ist wandelbar nach dem Geschmacke. Die Darstellung selbst ruht auf Gesetzen, unveränderlich bis an's Ende der Tage.

*

Du kannst die Gräuel einer Schlacht, eines Lazareths darstellen, daß deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnes-Nerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat.

*

Alle unsere Vorstellungen gehen zwar verkörpert in unsere Seele hinein, aber der Verstand drinnen kleidet sie aus, und so entkleidet werden sie zu abgezogenen, bestimmter, zu ausgezogenen geistigen Begriffen. So lange sie gleichsam über die Brücke der Sinne wandelten, hatten sie ihren Körper. Drinnen entwöhnen sie sich der Kleidung; sie werden und bleiben nur empfänglich für den Verstand, ohne Eindruck auf die Sinne. Die Darstellungskunst kann sie

freilich wieder mit dem Körper bekleiden und sie den Sinnen vorführen. Aber ich fürchte, ich fürchte, sie werden in der ungewohnten Mummerei unkenntlich. Unkenntlich selbst in der ersten eigentlichsten Mummerei, in welcher sie zuerst in die Seele eingingen. Was würden sie vollends seyn, wenn der Darsteller unglücklicher Weise sie in fremden Verkörperungen vorführte! Wie trug sich der Dactylus, als seine Idee zuerst in meine Seele ging? So: — ∪ ∪. Dabei dacht' ich mir ein Wort in diesem Zeitmaße, und lernte den Dactylus kennen. So oft ich nun an den Dactylus denke, so denk' ich auch an das Zeichen — ∪ ∪ und an ein Wort; und vergebens sucht Klopstock mir ihn in menschlicher oder göttlicher Larve vorzuführen. Ich kenne des Menschen nicht; oder ich schlüpfe von der Larve ab auf mein Zeichen — ∪ ∪ und das Wort. Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber Alles wider Sponda, als Werk der Darstellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopstock'en wissenschaftliche abhandelnde Oden verzeihen.

8.

„Laut rollte der schnelle Strom den ohrerschütternden Donnerhall dahin!„ — „Laut donnerte der Strom dahin!„ — Glaubt mir, die kleinen güldenen Kugeln schlagen besser durch, als große vollgestopfte Wollsäcke. Der Dar-

stellung schaden die zusammen gewachsenen, wie Trauben in und an einander hangenden Vorstellungen und Gedanken. Theilt sie aus einander; vereinzelt sie!

*

Phantasie und Empfindung sind die Quellen aller Poesie. Gegenstände, welche das sinnliche Vorstellungsvermögen nicht auffassen kann, und welche an keine Saite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind ausser dem Kreise der Poesie. Hierher gehören alle Arten abstracter Lehrsätze und Einfälle, welche die Phantasie nicht verkörpern und bekleiden kann.

*

Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß Jemand eine leserliche Hand schreibe, so ist wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der lesen soll, der überall weder lesen, noch schreiben kann. Mit der Muse ist's nicht so, wie mit der Tugend. Die Tugend mag stolz seyn, um wenig Edeln zu gefallen. Aber bei dem Dichter ist's Unvermögen oder Mangel an Urtheilskraft, wenn er sich nicht auf der Heerstraße halten kann. Die größten, unsterblichsten Dichter aller Nationen sind populäre Dichter gewesen. Durch die ganze Geschichte der Dichterei findet sich daß gerade bei denen Nationen, welche die Poesie nicht aus

fremden Landen eingeführt haben, sondern wo sie aus ihrer eigenen Natur aufgeschossen ist, die größte Liebe und Allgemeinheit derselben geherrscht hat. Das gibt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im Ganzen am meisten harmonirt.

*

Man hat mich hier und da unsern Volksdichter, ja, wohl gar den größten Volksdichter genannt. Das würde das höchste Lob seyn, welches sich meine Eigenliebe nur wünschen könnte, wenn man unter Volksdichterei das verstände, was ich darunter verstanden wissen will. Denn ich würde alsdann mehr seyn, als Homer, Ossian und Shakspeare, welche meines Wissens die größten Volksdichter auf Erden gewesen sind.

Allein Niemand, selbst diejenigen nicht, welche mich den größten Volksdichter nannten, werden mich deßwegen über Homer, Ossian und Shakspeare setzen. Meine ehemahligen, nur kurz hingeworfenen Äußerungen über Volks-Poesie sind Vielen ein Ärgerniß, noch Mehrern eine Thorheit gewesen. Ich sehe, daß die Theoristen Volks-Poesie zu einer Gattung machen, und ihr, als einer solchen, höchstens ein Capitel in ihren Theorieen einräumen. Alles das überzeugt mich, daß Wenige, ja, wohl Niemand, verstehen, was ich meine. Gleichwohl, was ich auch diesen Gegen-

ſtand ſchon erwogen habe und noch immer erwäge, ſo wird doch der Satz meinem Geiſte ſtets gewiſſer: Alle Poeſie ſoll vollkommäßig ſeyn; denn das iſt das Siegel ihrer Vollkommenheit.

V.

Zur Lebensgeschichte des Verfassers.

1.

Verantwortung an die Regierung in Hannover *).

1784.

Es hat mir der Herr Licent-Commissär von Uslar in Sennikerode, welcher die Stimme der Melchior Uslari-

*) Im Jahre 1772 nahm Bürger die Stelle eines Justiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen an. Das Gerede, welchem man häufig geglaubt hat, daß er seines Amtes entsetzt worden sey, ist durchaus falsch. Was ihn zunächst zu freiwilliger Niederlegung desselben im Jahre 1784 veranlaßte, erhellt aus dieser Verantwortung, welche ohne Wissen des Verfassers und ziemlich entstellt in (Weckherlin's) Grauem Ungeheuer, Num. 5, Mai, 1784, S. 219, gedruckt wurde. (Vergl. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof. Göttingen. 1798. S. 33 und 49.) In einem Briefe vom 20. December, 1785, den Bürger an den Bruder seiner beiden ersten Gattinnen nach Ostindien schrieb, äußert er sich über die Sache auf folgende Art: „Daß ich vor anderthalb Jahren meine Amtmannsstelle niedergelegt habe, wirst Du wohl längst wissen. Es war in dem elenden Edelmanns-Dienste nicht mehr auszuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Armüthchen, sondern auch Gesundheit und

schen Linie, mithin der halben Familie, vertritt, nach der ihm eigenen offenherzigen und edelmüthigen Art, mit welcher er alle Zurückhaltung, Hinterlist, Falschheit und allen öffentlichen so wohl, als heimlichen Mord eines guten Nahmens und Charakters verabscheuet, diejenige schwarze Schilderung, welche die Herren General Major und Ernst Heinrich von Uslar unter'm 9. August d. J. an königl. hohe Landes-Regierung gelangen lassen, sammt dem darauf unter'm 23. desselben Monaths erlassenen hohen Rescripte zu meiner Rechtfertigung mitgetheilet.

Ob ich es nun gleich an dieser gegen ihn nicht ermangeln lassen, und er auch seine Maßregeln darnach zu ergreifen wissen wird, so kann mir dieses doch unmöglich allein genug seyn, sondern ich muß hiermit unterthänigst um Er-

fast das Leben zu Grunde. Die beständigen Händel und Zänkereien, die ich besonders mit dem General v. Uslar in Sellenhausen, und der Widerwille, den ich gegen alle mit diesem Amte verbundenen nichtswürdigen Plackereien hatte, ließen mich meines Lebens nicht voll und nicht froh werden. Ich gerieth mit dem General, auf dessen Hungergute Appenrode ich einige tausend Thaler zugesetzt habe, endlich sogar in Proceß, welcher mich denn so aufbrachte, daß ich etwas that, was ich schon vor zehn Jahren hätte thun sollen, nähmlich, daß ich kurz und gut die elende Stelle aufgab, da ich auf andere Art mich wenigstens eben so gut durchbringen konnte.„

D. H.

laubniß bitten, auch Euer ꝛc. in der ehrerbiethigsten, obwohl freiesten Sprache anzeigen zu dürfen, was von jener Schilderung zu halten seyn wolle. Von den erhabenen, weisen, gerechten und milden Vätern unsers Vaterlandes darf ich mir gewiß ein gnädiges Gehör versprechen.

So gewiß es ist, daß der Herr General-Major von Uslar seit meiner nun länger, als eilfjährigen Amtsführung mich fast jederzeit mit Widerwillen angesehen hat, eben so wenig weiß ich denselben verschuldet zu haben; es müßte denn dadurch geschehen seyn, daß ich ihm seiner Meinung nach nicht Ehre und persönliche Aufwartung genug widerfahren lassen, oder zuweilen seinen Willen nicht erfüllt habe, wenn derselbe meinen Begriffen von Recht und Billigkeit nicht entsprochen. Daß er daher zu Beschwerden gegen mich geneigt sey, ist sehr natürlich, und meinen übrigen Herren Principalen schon seit mehreren Jahren bekannt. Allein dessen ungeachtet würde ich dem Herrn General-Major von Uslar und seinem Charakter gar sehr zu nahe thun, wenn ich den größten und schlechtesten Theil jener unwürdigen Anzeige auf seine, oder des Herrn Ernst von Uslar Rechnung setzte. Der Letzte ist nun vollends gar ein guter unschuldiger Mann in dem ganzen Handel, der nur aus allzu schwacher Gefälligkeit allenthalben ohne Arg mit hingehet, wohin man ihn nur zu locken Lust hat.

An jener Anzeige, deren schlechten, stümperhaften, übel zusammenhängenden, an allen Gliedern lahmen Schreibart, und der hämischen Rhetorik, welche darin herrscht, erkenne ich vielmehr mit Zuverlässigkeit einen Concipienten, dessen Nahmen ich nur zu nennen brauche, um gleich Jedermann, der ihn nur von weiten kennet, ganz richtig schließen zu lassen, weß Geistes Kind diese Schrift sey. Es ist dieses kein Anderer, als der wegen seiner Ränke, Chicanen, Prellereien, Lügen und Lästersucht, und endlich wegen seiner tagtäglichen Branntweinsöllerei weit und breit berüchtigte Hofrath Liste in Gelliehausen. Ich weiß es wohl, daß ich mich hier sehr starker Ausdrücke bediene, allein meine abgedrungene Vertheidigung erfordert solche, und es sind dieselben noch ungleich wahrer und treffender, als sie stark sind, wie ich actenmäßig, und durch ein ganzes Heer blind aufgegriffener Zeugen darzuthun im Stande seyn wollte. Diesem Menschen habe ich ehemahls viele Gutthaten erwiesen, und manchen schlechten gegen mich geführten Streich vom ersten Range verziehen, so daß ich gewiß gegen 1500 Thaler an ihm einbüße. Allein dennoch verbindet derselbe mit seinen übrigen Eigenschaften noch eine so schwarze Undankbarkeit, daß ich den größten Theil der bösen und falschen Nachrede gegen meine Amtsführung ganz sicher bloß auf seine Rechnung setzen kann. Außer obigen notorischen Eigenschaften

des Herzens, deren ich hier bloß gegen Euer ꝛc. vertheidigungsweise erwähne, da ich sie sonst meiner stillschweigenden Verachtung würdig halte, überschattet das Gehirn dieses Menschen eine so dicke Ignoranz in den geringsten juristischen und literarischen Kenntnissen, und das Wenige, so er noch wissen mag, wird vollends noch dermaßen durch Branntweinsdünste verfinstert, daß es zu verwundern ist, wie der Herr General-Major sich einen solchen Rathgeber und Schriftsteller erwählen können.

Doch es ist Zeit, daß ich mich zu dem von mir entworfenen Gemählde selbst wende. Nach solchem werden

1.

„Die allerhöchsten Landesherrschaftlichen Hoheitssachen und der Familie Gerechtsame gegen Eingriffe ausländischer Nachbaren schlecht, oder gar nicht beobachtet, sondern es sind deren bereits verschiedene erfolget.„

Zum Belege dieser Beschuldigung wird nur ein einziger Fall, der aber auch beträchtlich seyn soll, von einer neu angelegten Hessischen Krugnahrung in Selliehausen angeführet. Wenn aber die übrigen in Petto behaltenen Fälle nicht tüchtiger, als dieser, beschaffen sind, so werden meine Widersacher kein sonderliches Vorurtheil für sich und ihre Einsichten erwecken, indem sie damit hervorrücken.

Wozu es mit den Heſſiſchen Einwohnern hieſigen Gerichts, ſchon ſeit undenklichen Jahren, gediehen, iſt Jedermann bekannt. Ich möchte wohl wiſſen, was ihnen ſchon ſeit ſo langen Jahren her an wahren und vollkommenen Heſſiſchen Unterthanen gefehlet hätte? Sie leben nicht nach Hannöveriſchen, ſondern nach Heſſiſchen Landesgeſetzen, und müſſen ſo wohl Krieges- als Friedensdienſte dorthin verrichten. Sie ſtehen unter Heſſiſcher Hoheit und Jurisdiction, und ihre Appellationen gehen an Heſſiſche Obergerichte. Bloß in Conſiſtorial-Sachen erkennen ſie noch Hannover, und diesſeits wird die läſtigſte aller Gerechtſame, nähmlich die Criminal-Jurisdiction, wiewohl mit großem und beſtändigem Widerſpruche von Heſſiſcher Seite, noch prätendirt. Unter ſolchen Vorausſetzungen möchte ich wohl wiſſen, wie man aus irgend einem triftigen Grunde, oder mit irgend einer Wirkung, ohne in den Wind zu ſchlagen, es wehren wolle, wenn einem Heſſiſchen Unterthan, über welchen wir nichts zu befehlen haben, von ſeinem Landesherrn die Conceſſion zum Branntweinſchenken ertheilet wird, zumahl, wenn in dem nähmlichen Dorfe ſchon ſeit undenklichen Jahren auch ein Heſſiſcher Branntweinſchenke hergebracht iſt.

Zwar iſt der Fall mit dem Einwohner Engelhart in Wöllmershauſen, als ein Factum in contrarium, jedoch ohne die mindeſte Überlegung, angezogen. Es verhält ſich damit,

wie ich aus Hörensagen, nicht aber aus der von meinen Vorfahren im Amte, absonderlich von Liste, höchst liederlich, unordentlich und mangelhaft geführten und auch abgelieferten Registratur weiß, folgender Maßen. Engelhart besaß damahls, wie noch jetzt, zwei Güter in Wöllmershausen, ein Hessisches und Hannöverisches, welches letzte er noch bewohnte, als er sich um die Concession zum Branntweinschenken bewarb, die er von Hessischer Seite leicht erhielt, von Hannöverischer aber so leicht nicht erhalten konnte. Er wollte sich also, wie natürlich, mit dem Branntweinschenken auf sein Hessisches Gut ziehen. Um ihn daran zu verhindern, rückte ihm sein Hannöverischer Guts- und Gerichtsherr, weiland Major Moritz von Uslar auf Appenrode, nicht nur mit mächtigen Strafverbothen auf den Leib, sondern fiel auch mit einer übertriebenen Execution über sein Hannöverisches Gut her. Engelhart erhob dagegen eine langwierige Klage bei königl. Justiz-Kanzellei, die auch zu seinem Vortheil ausgefallen seyn muß, indem sie den Erben weiland Majors Moritz von Uslar über tausend Thaler gekostet haben soll. Weil nun Engelhart durch die erste Procedur ruinirt wurde, so fehlte es ihm an Vermögen, seine Branntweinschenke fortzusetzen, und so mag dieselbe liegen geblieben seyn. Über den Punct aber, ob Engelhart befugt war, eine Hessische Branntweinschenke zu

weiben, oder nicht, ist meines Wissens nie etwas erörtert, oder entschieden worden.

Man behauptet diesseits öfters große Gerechtsame; wenn man aber in der vorhin so elend gehaltenen Registratur nach dem Grunde forschet, so sieht man sich gänzlich verlassen, und bloß auf mündliches Geschwätz und Rodomontaden reduciret, so der erwähnte Liste von seiner vormahligen Amtsverwaltung und deren Heldenthaten zu machen gewohnt ist, welchen aber nur Unwissenheit und Einfalt ein andächtiges Gehör verleihen mögen. Wenn ich einige gewaltthätige Faustrechts-Handlungen ausnehme, welche aber keinerlei Gerechtsame zu erwerben oder zu erhalten im Stande sind, so sehe ich nicht ab, was in vorigen Zeiten Reelles und Ersprießliches hierunter geschehen ist. Es soll aber auch mir kein einziger tüchtiger Fall einer überlieferten, durch mich aber vernachlässigten Landesherrlichen oder Familien-Gerechtsame aufgestellt werden, wo ich nicht im Stande seyn wollte, den Anschuldiger der Bosheit oder des größten Mangels an Beurtheilungskraft und juristischen Einsichten zu überführen, und seinen gedankenlosen Vorwurf zu Schanden zu machen.

Wenn gegen den angezogenen Branntweinschenken in Gelliehausen von mir, wie mir vorgeworfen wird, keine Vorkehrungen gemacht sind, so ist solches keinesweges aus Vernachlässigung, sondern aus Überzeugung unterblieben, daß

hiergegen nichts dergleichen Statt finde, und auch nicht abzusehen ist, was für Vorkehrungen von dieser Seite practicabel seyn sollen, wie ich deßfalls mehrmahls so wohl mündlich, als in Briefen, mich gegen den Herrn General-Major von Uslar geäußert habe. Ob meine Überzeugung hierüber wahr oder falsch ist, solches thut nichts zur Sache; indem auch meine falsche Überzeugung mir um so weniger zum anklagenswürdigen Vorwurfe gereichen kann, als keinerlei Urkunde der Registratur mir eine bessere Belehrung gewähret. Sind der Herr General-Major und die übrigen Mitglieder der Familie überzeuget, daß ich irre, so stehet es ihnen ja immer und noch jetzt frei, einen gemeinschaftlichen Schluß abzufassen, und einen ordnungsmäßigen Weg zu betreten, der nach ihrer Meinung zum Zwecke führet, besonders, da der Fall noch so neu ist, und keinerlei Verjährung dabei eintreten kann. Eine solche gemeinschaftliche Resolution aber, sammt einer rechtsbeständigen Anweisung, was ich deßfalls in ihrem Nahmen etwa zu thun oder zu lassen hätte, ist mir noch nicht zugegangen, und ich werde sie auch schwerlich erhalten.

2.

Der zweite Vorwurf, welcher mir gemacht wird, betrifft die Justiz- und Polizei-Pflege, welche beinahe ganz verschwun-

den seyn soll. Alles, was indessen darüber gesagt wird, besteht gröſsten Theils in allgemeinen Declamationen, die wohl schwerlich mit nahmhaften Fällen zu unterstützen seyn dürften. Denn welches sind die kleinsten Sachen, so anhängig gemacht werden, und mehr, als Jahre lang, auch wohl ganz unerörtert liegen bleiben? — Welches sind diejenigen, aus denen Processus ordinarii, (nicht ordinarios, wie der Stümper, der nicht einmahl einen Casum setzen kann, schreibt,) formirt werden, so arme Bauersleute nicht aushalten können, sondern sie entweder liegen lassen, oder mehr verwenden müssen, als das Obiectum litis betrifft? — Man nenne sie mir, damit ich den unwissenden und hämischen Declamator in facto widerlegen könne. Denn ich darf getrost Alles verwetten, daſs derselbe noch weit weniger, als den Unterschied und richtigen Begriff vom Processu summario et ordinario, zu geschweigen denn weiſs, wo dieser oder wo jener Statt findet.

Übrigens darf ich mit Wahrheit behaupten, und das ganze Gericht muſs es mir Zeugniſs geben, daſs ich richtig meine zwei wöchentlichen Gerichtstage gehalten, und dieselben nie, ohne die allerdringendsten Behinderungen, aussetze. Ich darf behaupten, daſs der Fall des Aussetzens, wenn ich nicht anders, mit Urlaub, auf mehrere Wochen auswärts gewesen bin, durch ein ganzes Jahr sich zuverläſsig keine sechs Mahl, —

ich setze damit eine sehr hohe Zahl, — ereignet haben kann. Ich darf behaupten, daß ich an diesen Gerichtstagen die vorgetragenen Sachen zu Dutzenden, Theils in Protocollen, Theils andern schrift- und mündlichen Verfügungen, ohne unnöthige Weitläuftigkeiten, die mir ohnehin von Natur zuwider sind, abthue. Dessen kann meine Registratur alle Tage Zeuge seyn, die, nur seit meiner eilfjährigen Amtsführung, weit stärker, als vorher in hundert und mehr Jahren, angewachsen ist, mithin den vorgeworfenen Mangel des Fleißes gewiß widerlegt.

Bei dem Allen, um nicht eben so unverschämt in's Gelag hinein zu widersprechen, als ich beschuldiget werde, will ich keinesweges läugnen, daß eine und die andere Sache, entweder, weil sie von den Interessenten nicht gehörig betrieben worden, oder sie andere Umstände und dazwischen getretene Dinge, oder auch dringenderer Geschäfte Beendigung verhindert haben, bisweilen auf eine längere Zeit kann zurückgesetzt worden seyn. Wo ist aber wohl das allerreichlichst mit Arbeitern besetzte Collegium, geschweige denn ein Untergericht, das gewiß unzählige Plackereien, und nur einen einzigen Arbeiter hat, wo dieser Fall sich nicht zu Zeiten ereignen sollte? Deßwegen aber über Alles, was wirklich und notorisch geschiehet, hinweg zu sehen, und bloß das Wenige, was sich etwa verzögerte, zu einem so allge-

meinen Vorwurfe zu machen, als ob gar nichts geschehe, ist gewiß eben so boßhaft, als die grundlose Anschuldigung, daß sich die benachbarten Grenzämter über Mangel an Subsidial-Hülfe beschweren. So wie ich mir nicht bewußt bin, die Subsidial-Hülfe solcher Gestalt jemahls vernachläßiget zu haben, daß mir darüber ein gegründeter Vorwurf gemacht werden könne, also wird es mir jederzeit ein Leichtes seyn, von allen Grenzämtern solche Zeugnisse auszuwirken, welche die leere Beschuldigung zu Schanden machen können.

Übrigens ist es wahr, daß ich nicht von allen Excitatoriis auch Poenalibus aus den Obergerichten, wie aber auch wohl kein einziges Untergericht im ganzen Lande, ganz frei bin. Dieses aber kann mir obenhin und im Allgemeinen um so weniger zu einem gehässigen Vorwurfe gereichen, als man öfters bei dergleichen Verfügungen aus unzähligen Gründen des Rechts und der Billigkeit sehr unschuldig seyn kann, und sich völlig zu exculpiren im Stande ist. Wie manche aus den Obergerichten aufgetragene Execution einer Procuratur-Forderung verzögert sich bloß um deßwillen, weil die Herbeischaffung der Gelder von armen unabläßig um Frist und Nachsicht bittenden Leuten so großen Schwierigkeiten unterworfen ist, wodurch die Excitatoria veranlaßt werden. Diesen jedes Mahl mit den Berichten zuvor zu kommen, ist nicht immer thunlich, und würde auch öfters

solche Mühe und Weitläuftigkeiten veranlassen, als weder Zeit, noch übrige Geschäfte verstatten.

Unter der Rubrik des Mangels an Justiz- und Polizei-Pflege wird mir auch das seit meiner Amtsverwaltung nicht jährlich gehaltene Wrugengericht auf eine solche Art vorgeworfen, als ob dasselbe sonst, und bis zu meinem Antritt, in allerschönster, ununterbrochenster Ordnung fortgehalten worden wäre, da doch schon vorher seit 30 und längern Jahren keine Seele mehr daran gedacht hat. Gleichwie ich nun kein etablirtes Wrugengericht vorgefunden, mich auch wegen dessen Beschaffenheit und Einrichtung nach dem uralten längst in Vergessenheit gerathenen Fuße aus der Registratur wenig Raths erholen können, also ist die mehresten Jahre meiner Amtsführung hindurch nur kaum die Rede davon gewesen. Sollte wenigstens ein oder anderes Mahl die Äußerung geschehen seyn, daß es gut wäre, wenn man das Wrugengericht wieder herstellete, so ist das gewiß Alles. Man hat aber immer dabei erkannt, daß diese Wiederherstellung ein gutes Stück Mühe und Arbeit von mir erforderte, welche ich wohl nicht zu jeder Zeit daran verwenden könnte. Über den beständigen currenten und dringenden Amtsgeschäften konnte sich dieses auch wohl ohne Nachtheil etwas länger verzögern, da man seit 30 und noch mehreren Jahren schon ohne Wrugengericht eben so gut

fertig geworden war, als viele andere adelige geschlossene Gerichte ohne dergleichen auch fertig werden. Denn in der That hat man bloß den gravitätischen Punct von Solennitäten und Formalitäten, warum es dem Herrn General-Major von Uslar vielleicht am meisten dabei zu thun seyn mag, entbehret, da die Realitäten, nähmlich die Untersuchung und Bestrafung angeklagter oder angezeigter Vergehungen, deßwegen niemahls unterblieben sind. Erst seit einigen Jahren, da der Herr General-Major von Uslar in Pension gesetzt worden, und es ihm vermuthlich an Beschäftigungen und Zerstreuungen gefehlet, hat ihn ein sonderlicher Reformations-Geist in Ansehung der vermeinten Mängel hiesiger Gerichtsverfassung befallen. Auf seinen hauptsächlichen und alleinigen Betrieb, (denn den übrigen Herren ist in der That wenig oder nichts an einem förmlichen Wrugengerichte gelegen, in so fern nur Realia außer dem dennoch beobachtet werden,) habe ich bereits im Jahre 1781 die nöthigen Vorbereitungen zu einem künftig abzuhaltenden Wrugengerichte nicht ohne viele Mühe gemacht. Denn man konnte doch vorher keine Wrugengerichte halten, ehe man die Unterthanen von neuen gehörig unterrichtete, was sie zu thun und zu lassen hätten, und ehe man hierauf eine hinlängliche Anzahl Wrugen dazu gesammelt hatte. Daher habe ich mühsam alle älteren ge-

richtlichen Polizei-Verfügungen zusammen gesucht und zusammen gefragt, und aus diesen so wohl, als aus den Landesverordnungen ein neues vollständiges Princip solcher Gestalt aufgestellt und in den Gemeinheiten bekannt gemacht, daß nunmehr, wenn es der Familie beliebt, ein Wrugengericht alljährlich abgehalten werden kann.

Hämische und übertriebene Declamation des Concipienten ist es, daß wegen des nicht abgehaltenen Wrugengerichts Feld-Garten-Wiesen- und Holzdiebereien gemein geworden, daß die Kinder ihre Ältern ungescheuet bestehlen und prügeln, und was Alles noch weiter unter dieser Nummer hingeschrieben worden. Unordnungen und Excesse fallen in der ganzen Welt, vermöge des natürlichen Laufs der Dinge, allenthalben Trotz den besten Gesetzen und Trotz der besten Ausübung derselben vor. Wer weiß nicht, daß während dessen Diebe gehängt werden, dennoch unzählige Mahle neue Diebereien vorfallen. Wo man nur hin höret, auch in königlichen Ämtern, wo doch so öftere Landgerichte gehalten werden, wird über Feld-Garten-Holzdiebereien und andere Excesse geklaget. Man hänget die Diebe nicht eher, als bis man sie hat. Wenn nun Excesse vorfallen, wovon der Thäter nicht auszukundschaften, oder welche mir gar nicht einmahl zur Wissenschaft gelangen, so können sie mir doch wohl nicht zur Last gelegt werden. Niemand aber wird mir wohl

mit Grunde der Wahrheit vorwerfen können, daß ich die Untersuchung und Bestrafung mir wirklich angezeigter Vergehungen, wovon der Thäter auszumachen stand, verweigert oder vernachlässiget habe.

Sollte sich übrigens mit Wahrheit behaupten lassen, daß der oberwähnten Diebereien und Excesse in hiesigem Gerichte mehr vorfielen, als an andern Orten, so kann ich nicht bergen, sondern muß es frei und öffentlich sagen, daß die dem Herrn General-Major von Uslar von Hohen und Niedern nachgesagte, und bald bitter getadelte, bald verspottete Habsucht eine höchst ergibige Quelle solcher Unordnungen ist. Denn keinerlei Gesindel ist so schlecht, so bettelhaft und übel berüchtiget von Innen und von Außen, welchem er nicht bei seinen Unterfassen, als Häuslinge zur Miethe zu wohnen, um der leidigen Gebühren und einer Anzahl abzuleistender Dienstage willen, erlaubt. Allen übrigen Gerichtsherren muß ich es nachrühmen, daß sie dabei weit rechtlicher und vorsichtiger zu Werke gehen. Sie suchen sich vielmehr von schlechtem unter ihnen wohnenden Gesindel los zu machen, als daß sie fremdem, von außen herein kommenden in Ertheilung der Einzugs-Concessionen, bloß ihres Privat-Interesses wegen, sich allzu willfährig bezeigen sollten. Alles das nimmt nun der Herr General-Major ohne Bedenken auf, wenn es ihm nur opfern kann,

wovon er gewiß nicht das Mindeste nachläßt. Ja, er hat selbst verschiedene Hütten und Wohnungen, die er um seines Interesses willen mit solchem Gesindel erfüllet. Vor Jahres Frist hat er sich sogar nicht einmahl gescheuet, hundert Goldgulden Strafe daran zu wagen, und einen unverleiteten fremden Betteljuden mit Frau und Kindern in sein Gärtner- und Orangerie-Haus aufzunehmen, weil ein Verwandter desselben zu Osterode, um seiner los zu werden, diese Aufnahme mit 9 Thalern für ein Jahr erkaufte. Weil aber nach Ablauf dieses Jahres der Verwandte nicht noch ein Mahl 9 Thaler bezahlen wollte, so hat er den Betteljuden dieser Tage wieder ausgestoßen, und bei Gelegenheit dieses Verfahrens, wovon alle Welt eben nicht zu seiner Ehre spricht, bin ich diese Aufnahme eines unverleiteten Juden zuerst gewahr worden, die mir Niemand angezeigt hatte, auch wohl von den Gerichts-Unterbedienten um so weniger einer anzeigen konnte, als sich wohl Niemand vorstellte, daß der Herr General-Major als Gerichtsherr und Senior, der so viele Unordnungen reformiren will, ohne gehörige höhern Orts ertheilte Concession sich ein Solches zu schulden kommen lassen würde. Solches Gesindel nun, das nichts hat, und nicht weiß, womit es sich durchbringen, geschweige denn Gift und Gaben für ihn herbei schaffen soll, muß nothwendig diejenigen Excesse und Diebereien vermehren, die

er und sein Schriftsteller jetzt auf die unverantwortliche Weise meiner Justiz- und Polizei-Pflege zur Last legen wollen.

Was sollen übrigens die Worte sagen: „Die mehrentheils erwachsene Jugend durch den Vorgang der Grösern wird dadurch zu den gröbsten Ausschweifungen verleitet, sie sammeln sich an Sonn- und Festtagen, besonders unter währendem Gottesdienst, rottenweise zusammen und verhindern mit Gewaltthätigkeit der Eigenthümer Bestreben, das Ihrige zu verwahren.„ —

Von solchen Vorfällen ist mir nicht das Mindeste bekannt, nie das Mindeste angezeigt worden. Weiß der Herr General-Major so etwas, warum machte er es nicht bekannt? Ich denke aber, er so wenig, als irgend ein anderer rechtlicher Einwohner des Gerichts, wird dergleichen wissen. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß Einer, dem dergleichen wirklich begegnet wäre, nicht geklagt haben sollte, da wohl sonst weit geringere Lappalien von den Bauern sogleich klagbar gemacht werden.

Dem trunkenen, lügenhaften Schriftsteller aber sieht es sehr ähnlich, dergleichen Ungeheuer aus seiner umnebelten Phantasie und aus seinem schwarzen Herzen hervorgehen zu lassen. Niemand pflegt mehr über Unrecht, Diebstahl und Schaden, der ihm zugefügt wird, zu schreien, als

dieser; und dennoch weiß ich fast nie, daß er mit einer rechtlich gegründeten Klage hätte auftreten können. Seinen Worten aber ohne weitern bündigen Beweis wird Niemand, der ihn nur halb kennet, Glauben beimessen, wenn sie auch noch so hoch und theuer versichert würden. Vielmehr weiß ich, daß die ganze Dorfschaft Gelliehausen sich vornähmlich über diesen Menschen selbst beschweret. Es waltet über sein Vermögen seit verschiedenen Jahren ein Concurs, und seine Grundstücke sind, außer der Wohnung und dem Garten, so er noch miethweise inne hat, an fremde Leute verpachtet. Dennoch hält er so viel Vieh, daß er es zu ernähren nicht im Stande ist. Nun hat er zwei Bettelbuben aufgezogen, welche durch seine Zucht so gut gerathen sind, daß nichts in Gärten, Wiesen, Feldern, ja sogar auf Höfen und in Häusern vor ihnen sicher ist, wie denn der eine davon schon wirklich einmahl Dieberei halber vor dem königl. Amte Niedeck in Inquisition befangen gewesen und bestraft worden ist. Diese nun streifen umher, wie die Corsaren, und fouragiren für sein Vieh, welches sonst verhungern müßte. Die Einwohner insgesammt, die dieses wohl wissen, scheuen sich, Anzeige zu thun und klagbar zu werden, weil sie sich vor Liste, der den Bauern leicht an Ränken überlegen ist, fürchten, und lieber Schaden stillschweigend erdulden, als

mit einem so gefährlichen Menschen im Wege Rechtens zu
binden mögen.

Ein Solcher ist derjenige, welchen der Herr Genera
Major zu seinem Rathgeber und Schriftsteller braucht! E
Solcher ist es, von dem er sich die Ohren und das Herz v
Gift blasen läßt! Ein Solcher ist es, dessen Schmähschrift
er unterschreibt, und dadurch seinen Nahmen entadelt! E
Solcher ist es, von dem nicht ohne Wahrscheinlichkeit verla
ten will, daß er mich nur zu stürzen, und sich hernach wie
der hiesigen Gerichtsverwaltung zu bemächtigen trachtet!

Wo ist es übrigens geschehen, daß die Unterthanen d
Respect gegen den Gerichtsherrn und gegen den Beamt
selbst aus den Augen gesetzet? In Ansehung meiner ist n
dergleichen platterdings unbekannt; vielmehr kann ich n
Wahrheit sagen, daß mir von je her mit vieler Ehre u
Liebe von den Unterthanen begegnet worden ist. Seit m
ner ganzen Amtsführung erinnere ich mich nie, daß sich e
Unterthan so viel gegen mich heraus genommen hätte, a
in vorigen Zeiten vielfältig geschehen ist, und in ande
selbst königlichen Ämtern nicht selten geschiehet. Ich dür
mir vielmehr von den meisten und besten der hiesigen G
richtsunterthanen, wenn ich die unwürdige Anklage in d
Gemeinheiten bekannt machen wollte, das liebe, und ehr
volleste Zeugniß zum Gegenbeweise versprechen, und ich beha

mir, wenn ich noch weiter angetastet werden sollte, diesen Weg der Rechtfertigung noch bevor. Wie mir denn auch in solchem Falle wohl nicht zu wehren und zu verdenken seyn dürfte, daß ich Anklage und Vertheidigung öffentlich drucken lasse; wiewohl ich diesen Weg freilich, um den dadurch unter dem Pöbel nothwendig entstehenden Bewegungen, Urtheilen und Geschwätzen, die der Gerichtsverwaltung selbst nachtheilig seyn können, vorzubeugen, nichts anders, als ungern, betrete.

Kein einziger Gerichtsherr wird übrigens mit Grunde der Wahrheit sagen können, daß Unterthanen ihm respectwidrig begegnet wären. Vielleicht errathe ich aber, warum der Herr General-Major allein diese Beschuldigung vorbringt. Weil ich nun in meiner Vertheidigung doch weitläuftig werden muß, so ist es der Mühe werth, den Fall hier zu erzählen, um daraus zu entnehmen, was von den rohen und unverdauten Beschuldigungen, womit die Anzeige gegen mich angefüllet ist, zu halten seyn wolle. Der Herr General-Major von Uslar ist wegen seines adeligen Gutes mit der Gemeine Gelliehausen, des Mitbeitrags halber zu einer angeschafften Feuerspritze, in einem Processe verwickelt. Die Dorfschaft Gelliehausen betrachtet sich deßfalls als eine Societät, zu welcher der adelige Hof mitgehöret, und es ist der Beitrag eines jeden Mitgliedes nach der Summe regu-

lier, welche seine Gebäude in dem Brand-Assecurations-Cataster führen. Diesem widersetzet sich der Herr General-Major, und behauptet die Immunität seines adeligen Hofes von solchen Beiträgen. Hierin habe nun Recht oder Unrecht, wer da wolle, so tritt doch der Umstand ein, daß seine Frau Gemahlinn ein pflichtiges Bauergut in Gelliehausen besitzt, welches mit der übrigen Gemeinde seinen Strang zu ziehen verbunden ist. Nun fügt es sich im verwichenen Frühjahre, daß die Gemeinde Gelliehausen in diesem Spritzen-Proceß-Procuratur-Gebühren bezahlen sollte, wozu natürlicherweise das pflichtige, gemeine, reiche Gut der Frau Generalinn mit beitragen mußte, welches 24 Mariengroschen betrug. Die Gemeindevorsteher, so wohl Hannöverischen, als Hessischen Theils, verfügen sich also auf den adeligen Hof, um diesen Beitrag abzufordern. Der Herr General-Major aber weigert sich dessen, unter dem Prätext, daß er zu einem Processe, der gegen ihn selbst geführt würde, etwas beizutragen nicht schuldig seyn könne, wobei er denn auf die Ungerechtigkeit des Processes selbst nach seinem eigenen Gutdünkte ziemlich losziehet, und die Vormünder etwas rauh zum Hause hinausweiset.

Hierauf äußert der Vorsteher Bertling: „Daß, wenn solcher Gestalt der Beitrag in Güte nicht erfolgte, so hätte die Gemeinde beschlossen, sich an dem, dem pflichtigen Gut

nächstens zufallenden Gemeindeholze schadlos zu halten, und solches verkaufen zu lassen.„

Hierdurch wird der Herr General-Major so aufgebracht, daß er demjenigen nicht nur, wie er selbst gestehet, Arm und Bein entzwei zu schmeissen drohet, der sich ohne sein Wissen und seinen Willen an dem Holze vergreifen würde, sondern auch den Bertling realiter zum Hause hinauswirft, hernach aber ihn gleichsam des Criminis laesae Majestatis bei mir anklagt, und auf exemplarische Bestrafung desselben dringet. Seiner Klage gibt er die Wendung, als habe Bertling den Respect gegen ihn, als Gerichtsherrn, nicht nur auf die strafbarste Weise verletzet, sondern auch Nahmens der Gemeinde gedrohet, Richter über ihn zu seyn, und sein Holzloos eigenmächtig zu verkaufen. Dieser Vorfall nun, und wohl schwerlich ein anderer, gibt ihm und seinem Schriftsteller Gelegenheit, zu behaupten: „Die Gemeinde setze den Respect gegen den Gerichtsherrn und den Beamten selbst aus den Augen, urtheile Sachen unter sich nach Willkür ab, setze sich ihr eigenes Gericht, verhänge Sequester und Executionen auf eine unerlaubte Weise, so wie es ihr nach Mehrheit der Stimmen einfalle, treibe willkürliche Strafen ein, verkaufe solche, und sage, sie bediene sich ihres Rechts.„

Ich habe jenen von dem Herrn General-Major von U-

ler so hoch angeklagten Vorfall, wozu er doch durch seine unbillige Weigerung, die ihm Jedermann fast überall, wo er Geld ausgeben soll, beimessen wird, selbst Anlaß gab, gehörig ad Protocollum untersuchet, und in der Äußerung des Vorstehers Bertling weder etwas Injuriöses und Respectwidriges, noch Strafbares entdecken können. Man kann auch die Äußerung auf keine Weise so nehmen, als hätte sich damit Bertling oder die Gemeinde über den Herrn General-Major zum Richter aufwerfen wollen, und dessen Holzloos eigenmächtiger Weise zu verkaufen gedrohet.

Es erkläret auch Bertling ausdrücklich ad Protocollum vom 4. März d. J., daß seine gegen den Herrn General-Major im Nahmen und mit Auftrag der Gemeinde gethane Äußerung eben so wenig respectwidrig, als so ausgedeutet werden könne, als ob er oder die Gemeinde sich über ihn zu Richtern aufwerfen wollten; denn es verstände sich von selbst, daß es nicht die Meinung seyn können, ohne gerichtliche Autorität sich an das Holzloos zu halten und dasselbe zu verkaufen. Der übrige Vortrag, welchen die Gemeindevorsteher mit zum Protocoll gegeben haben, ist so merkwürdig, und gibt über mancherlei Händel und Unordnungen in der Gemeinde Selliehausen zu vielen Aufschluß, als daß ich umhin kann, ihn noch wörtlich hier abzuschreiben.

„Da Herr Kläger, (nähmlich der Herr General-Major von Uslar,) oder dessen Gemahlinn ein gemeinpflichtiges Bauergut besäßen, so sey die Gemeinde, oder vielmehr deren Vorsteher sehr übel daran, wenn Herr Kläger zu den gemeinschaftlichen Pflichten aufgefordert werden sollte, und solche Weigerungen, wie diese, vorfielen, die sich kein gemeiner Mann beigehen lassen dürfte, ohne schnell zu seiner Schuldigkeit angehalten zu werden. Der Herr Kläger vermeine zwar, die Gemeinde um solcher kleinen Vorfälle willen als ein Nobilis mit ihren Beschwerden immer nach Hannover zu ziehen; allein wenn dieses seyn sollte, so müsse die Gemeinde zu Grunde gehen. Auch verursache es ein allgemeines Murren in der Gemeinde, besonders unter den Hessischen Mitgliedern, da diese meinten, das Gericht könnte, oder wollte nicht gern gegen den Herrn Kläger, als Gerichtsherrn, Hülfe leisten. Sie müßten daher darauf antragen, daß Herr Kläger sich entweder seines Bauerguts abthäte, oder einen gemeinen Mann zum Bevollmächtigten auf den Hof setzte, den man dreist zu den schuldigen Prästationen auffordern könnte, und damit man nicht nöthig hätte, den Herrn Kläger immer selbst darum anzugehen, welches Niemand gern thäte. Vor allen Dingen aber bäthen sie, die Gemeinde zu bescheiden, wo sie Hülfe suchen sollte, wenn Herr Kläger sich seiner Schuldigkeit weigere.„

Übrigens sind in der Gemeinde Gellihausen, so w
fast in jeder andern, erlaubte kleine Conventional-Stra
hergebracht, wenn Jemand sich zu Leistung dieser oder je
Gemeinheitspflichten, z. E. bei Wegebesserungen u. s.
saumselig finden läßt. Alsdann pflegen der Schulze
die Vorsteher umherzugehen, und diese Strafe einzu
dern. Öfters pflegt nun derjenige, der nicht gleich
Cassa ist, so lange ein Pfand abzuliefern. Einem solch
in die Conventional-Strafe Genommenen wird von
nem Menschen das Recht bezweifelt, sich dagegen bei
richt zu beschweren, wenn er glaubt, daß ihm zu nahe
schehen, und er die Conventional-Strafe nicht verwirkt ha
Allein seit 11 Jahren ist kaum ein oder anderer Fall e
getreten, daß wirkliche Beschwerde darüber bei Gericht
hängig gemacht worden wäre. Dieser Umstand wird nun
vorgestellt, daß die Bauern unter sich nach Willkür ab
theln, sich ihr eigenes Gericht setzen, Sequester und Exe
tionen verhängen, willkürliche Strafen eintreiben und sol
versaufen. — Wer sieht aber nicht, wie sehr mir und m
ner Justiz-Verwaltung durch solche Verdrehungen zu n
geschiehet?

Was das Saufen betrifft, so ist es freilich wahr, d
schon seit langen Jahren in Gellihausen eine Neigung zu
Trunke sich bei verschiedenen Einwohnern eingeschlichen.

lein ich verdiente, wenigstens ein Staats-Minister, und nicht Gerichtsamtmann zu Alten-Gleichen zu seyn, wenn ich den Branntweinsoff abzustellen vermöchte. Die Entstehung dieses Lasters vornähmlich in Gelliehausen kann ich mir nicht anders erklären, als daß, leider! der vormahlige Beamte Liste mit so schlechtem Beispiele vorgeleuchtet hat, wie er denn auch jetzt ein Branntweinsäufer vom ersten Range ist. Da auch verschiedene Mitglieder in Gelliehausen, worunter der Herr General-Major wegen des oberwähnten Bauergutes mitgehöret, mehr seyn wollen, als Andere, und daher gemeiniglich weit langsamer zu ihren Schuldigkeiten sich einstellen, als der gemeine Mann, so veranlaßt dieses öftere Händel, Zusammenkünfte und Berathschlagungen, die nothwendig zum Trinken Anlaß geben müssen. Sonst sehe ich in der That das so Hochtadelnswürdige dabei nicht ab, wenn Gemeinheiten bei ihren Zusammenkünften einige Nößel Branntwein vertrinken, und dazu jene kleinen Conventional-Strafen, eher, als andere Gemeinheitseinkünfte, verwenden. Keinem einzigen Gemeindemitgliede, selbst dem gestraften, ist es ja nicht verwehrt, mit davon zu trinken.

Ehe ich diesen Abschnitt verlasse, muß ich noch einen Umstand anführen, welcher den Herrn General-Major, wiewohl sehr ungerechter Weise, veranlassen mag, meiner Justiz- und Polizei-Pflege Vorwürfe zu machen. Es ist

wohl kein Beamter so rechtschaffen und brav in der Welt, über welchen nicht einsichtige oder übelgesinnte Leute, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts oder nicht zu erlangenden Rechts, Beschwerde führen. Nun ist es im hiesigen Gerichte ganz natürlich, daß die Gerichtsherren die Ersten sind, an welchen dergleichen Leute ihre Stimme erheben. Die übrigen Gerichtsherren zu Alten-Gleichen haben aus Beispielen größten Theils gelernt, wie selten man einem solchen Querulanten zu trauen habe, der bloß dasjenige vorspiegelt, was zu seinem Vortheile dienet, und das Nachtheilige für sich verschweigt. Diese pflegen denn dergleichen Schreier von sich ab, und auf gehörige Wege Rechtens zu verweisen. Nur allein der Herr General-Major von Uslar kann und will es nie unterlassen, ihnen in den Mund zu hören, und Alles, was sie vorbringen, für Evangelien aufzunehmen. Nun meint er, es liege ihm ob, sich solcher Leute anzunehmen, und sich in ihre gerichtlichen Angelegenheiten zu mischen, weil nach seiner gegen mich vorgefaßten Meinung die armen Leute kein Recht bei mir erhalten können. Hierdurch geschiehet es denn nicht selten, daß er sich solcher Dinge anmaßet, die ihm keinesweges zukommen, wovon ich noch einen ganz neuen Vorfall anführen kann.

Eine Frauensperson, Nahmens N. Germershausen in Wöllmershausen hatte mit ihrem Schwiegersohne, den

Schulzen Kaufmann daselbst, puncto alimentationis und einer Wohnung, die er ihr einzuräumen hatte, Händel. Diese waren bereits unter'm 6. Mai gerichtlich und rechtskräftig geschlichtet, und jeder Theil so wohl zu seiner Schuldigkeit, als in seine Schranken verwiesen. Die Klägerinn, eine wunderliche Person, die schwer zu bedeuten war, überlief mich hernach dessen ungeachtet verschiedene Mahl, und begehrte Dinge, die nicht nur der rechtskräftig getroffenen Entscheidung und Auseinandersetzung entgegen liefen, sondern auch, wenigstens vor der Hand, gar keine Statt hatten. Da nun diese wunderliche Person mit ihrem verkehrten Kopfe natürlicher Weise bei mir nicht durchkommen konnte, sondern abgewiesen werden mußte, so meinte sie in ihrer Einfalt, daß sie es mit dem Gerichtsherrn wohl zwingen könnte. Hier fand sie auch gleich den Herrn General-Major so gutwillig, ihren vermeintlichen Beschwerden, wie sie, als eine arme, verlassene Frau, kein Recht bei mir erlangen könne, völligen Glauben beizumessen, und ihr einen Befehl an den Schulzen Kaufmann unter'm 3. September zu ertheilen, der meinen längst gemachten rechtskräftigen Anordnungen ganz entgegen lautet. Nun weiß aber wohl der Bauer, daß solche Verfügungen keine Statt haben, und er ihnen nicht zu gehorchen braucht; wie denn auch natürlicher Weise der Schulze Kaufmann diesen Befehl

unbefolgt gelassen, und mir eingeliefert hat. Wenn nun der Herr General-Major solcher Gestalt verfährt, so kann der rechtschaffenste und fleißigste Beamte von dem Vorwurfe und Verdachte vernachlässigter Justiz-Pflege vor ihm nimmer frei bleiben. Und wenn dergleichen unbefugter Weise von ihm ausgehende Befehle unbefolgt bleiben, so darf er daraus wohl nicht auf Respectlosigkeit der Unterthanen schließen, und solche mir zur Last legen.

Überhaupt ist es ein übeler Umstand, wenn der Herr General-Major glaubt, es lasse sich nur Alles so schlankweg befehlen, was er gern befohlen wissen will, und es mir zu Nachlässigkeit und Sorglosigkeit auslegt, wenn ich Manches um deßwillen nicht verfüge und anordne, weil es nach meinen Einsichten keine Statt hat. Ein Gerichtsherr, der bei seinem Patrimonial-Gerichte Recht suchet, muß eben daselbst auch Recht nehmen. Er darf keinesweges erwarten, daß Alles und Jedes bloß darum geschehe, weil er es will.

3.

Ich komme nunmehr zu dem dritten Vorwurfe, welcher die Gestalt hat, als ob ich es sey, der die Kirchensachen in Unordnung gerathen lasse, da doch gerade das, was hierin noch von Ordnung vorhanden ist, von keinem Andern, als mir, herrühret.

Vor dem Jahre 1768 sind seit länger, als 30 Jahren überall keine Kirchenrechnungen gehalten worden, und das Vermögen so wohl, als Rechnungswesen der Kirchen ist in die allerunbeschreiblichste Verwirrung und Dunkelheit gerathen. Damahls erst fing der Herr General-Major an, sich dieser Sache anzunehmen, und eine Untersuchung durch die damahligen Beamten anstellen zu lassen, die aber bei weiten, und nicht zur Halbscheid dieses höchst verworrene und intricate Geschäfte vollendet, ja in vielen Stücken nur Übel ärger gemacht hat. Er hat darauf verschiedene Jahre hindurch und noch bei meinem Amtsantritte diese Angelegenheit unter Händen behalten, bis er bewogen worden, den ganzen unsäglich verworrenen Wust an mich abzuliefern.

Was für ungeheuere Mühe ich mir hierauf gegeben, diesen Kram in Ordnung zu bringen, und Tageslicht darin anzünden, das ist so wohl dem ganzen Gerichte, als auch dem königlichen Consistorium bekannt, welchem meine darin geleistete Arbeit schon vor einigen Jahren vorgelegt worden ist, und welches sie in kurzen von neuen wahrzunehmen Gelegenheit haben wird. Auch kann eine flüchtige Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit demjenigen, worin ich diese Sache empfangen habe, das Höchstfalsche und Ungerechte des feindlichen Vorwurfs bestätigen. Daß aber diese Sachen noch bis jetzt nicht in vollkommene Ordnung gebie-

hen sind, darum bin ich nicht Schuld, sondern die Menge d
illiquiden Posten ist es, die im Wege Rechtens erörtert w
den müssen. Weil ich nun nicht Richter und Advocat b
Kirche zugleich seyn kann, so habe ich längst vorgeschlag
einen gemeinschaftlichen Curator zu bestellen, da die gemei
lichen Altaristen, als einfältige Bauern, die Leute nicht sin
die in so intricaten Angelegenheiten gehörig agnosciren k
nen, besonders, da mit Matadoren, worunter der Herr G
neral-Major als Kirchenschuldner mitgehöret, gar mich
tige Kämpfe durchzukämpfen sind. Allein dieser Vorschla
ist bis jetzt noch nicht in's Werk gesetzt worden. Nicht
desto weniger habe ich Liquida ab Illiquidis zu separiren,
jene zu berechnen, einzumessiren, und zu dem unumgänglich
nothwendigen Kirchenbau zu verwenden gesucht. Wenn aber
Theils die Gelder nicht hinreichen, Theils Schwierigkeiten i
Beitreibung liquider Rückstände in den Weg treten, so kann
ich nichts dafür, daß ein angefangener Bau unvollendet blei
ben muß. An dem letzten Umstande ist der Herr Gene
ral-Major bei der Kirche zu Benjehausen zum Theil
selbst mit Schuld, da er eine ziemliche Summe dessen, w
er dieser Kirche liquide schuldig gewesen, auf Auslagen, di
er für die Gelliehäuser Kirche gemacht hatte, abgezogen hat,
unerachtet er doch selbst der Gelliehäuser Kirche reichlich
verwandt ist.

Unter den mir vorgeworfenen Monitoriis und Anordnungen des königlichen Consistoriums leidet übrigens keinerlei Gerechtsame der Familie, noch auch das Interesse der Kirchen selbst. Ich weiß mich deßhalb hinlänglich zu rechtfertigen. Hätte ich auch hierin wirklich etwas zu verantworten, so würde ich es vor königlichem Consistorium, nicht aber gegen den Herrn General-Major von Uslar abzulegen haben.

4.

Was den vierten Punct, wegen der Depositen, betrifft, so ist gar nicht abzusehen, wie derselbe in der Reihe der übrigen Beschwerden mit aufgeführet werden können. Denn erstlich weiß man gegenwärtig von keinen gerichtlichen Depositis, die dem Vernehmen nach ansehnlich seyn sollen. Nach der hämischen Art, womit die ganze Kette von Klagen abgefaßt und stylisirt ist, soll vielleicht damit verblümt zu verstehen gegeben werden, als ob es mit den so genannten ansehnlichen Depositen nicht gar richtig aussähe. Aber, Gottlob! noch nie ist ein Depositum bei mir vorhanden gewesen, auch wird nie eines bei mir vorhanden seyn, welches ich nicht stündlich vorzuweisen und auszuzahlen im Stande wäre. Der ehrlose Schriftsteller des Herrn General-Majors kann sich nicht eines Gleichen rühmen. Sein infames Verfahren gegen mich ist Schuld, daß er nun-

mehr meiner Caution selbst einen Mangel vorwerfen kann. Als ich mein Amt antrat und, als ein unbekannter Ausländer, einen Bürgen so leicht nicht schaffen konnte, kam mein verstorbener Großvater von Aschersleben, brachte 600 Thaler, und wollte durch deren bare Niederlage bei der Familie Caution machen. Der Hofrath Liste, der damahls eine Uslarische Vormundschaft führte, und um seines Interesses willen meine Anstellung zu diesem Amte sehr mitbetrieben hatte, wußte meinen Großvater zu bereden, diese 600 Thaler ihm so lange in Verwahrung zu geben, bis man wegen der Cautions-Bestellung das Nähere mit der Familie concertirt hätte. Wer hätte dem Manne nicht trauen sollen, den Keiner von uns näher kannte, und der die Rolle des reichen, und für uns freundschaftlich gesinnten Mannes zu spielen wußte? An diesem Deposito der 600 Thaler aber vergriff sich Liste auf die schändlichste Weise wider mein Wissen und meinen Willen, und verwandte es in seinen Nutzen, so daß ich wenig oder gar keine Hoffnung habe, aus seinem Concurse nur etwas davon wieder zu erhalten. Ich wäre nun solcher Gestalt damahls wegen meiner Caution sehr übel daran gewesen, wenn sie mein verstorbener Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck, nicht für mich, zur Zufriedenheit der Familie, geleistet hätte. Nun hat mir aber noch kein einziges Mitglied derselben, ge-

schweige die Familie insgesammt, ein Wort davon gesagt, daß sie nach dem Absterben meines Schwiegervaters eine andere Caution verlange. Wie unbillig ist es also, diesen Punct unter die Beschwerden zu mischen!

5.

Was die vierteljährlich an jedes Haus abzulegenden Lehensrechnungen betrifft, so haben die mehrsten Herren der Familie schon längst eingesehen, daß 2 Thaler, die mir jährlich für Schreib-Materialien gut gethan werden, allzu wenig sind, um so vielen Papieraufwand von mir zu verlangen, und haben daher gut seyn lassen, wenn ich von Jahren zu Jahren die Lehnsrechnungen an die Senioren beider Linien abgeleget habe. Nun ist es wahr, daß diese seit einigen Jahren rückständig geblieben sind, weil ich Theils durch genug andere Geschäfte und immerwährende Leibeskränklichkeiten davon abgehalten worden bin, Theils mir bewußt war, daß ich solche zu allen Zeiten, sammt dem etwanigen Cassen-Vorrathe, (dessen doch öfters gar nichts vorhanden ist,) richtig verfertigen und abliefern könnte; daher ich denn dieses Verzuges um so weniger Arg gehabt, als von Seiten der wenigsten Mitglieder dieser Rechnungsabgabe Erwähnung geschehen. Da mir aber auch dieses, wiewohl nur allein von dem Herrn General-Major, so hoch und gefährlich angerech-

net werden will, so werde ich gewiß von nun an nicht säumen, sothane Rechnungen rein abzulegen, und dadurch zu zeigen, daß ich keinerlei gefährliche Ursachen habe, dieselben zu hinterhalten.

Wenn es übrigens Vasallen gibt, die sich wegen nicht zu erhaltender Lehenbriefe, angeblich auf das bitterste, mit Bedrohung künftiger Renitenz, beklagen, wovon ich aber nichts weiß, und gleichwohl etwas wissen müßte, so würde auch hiervon nur die geringste Schuld auf mich fallen. Vasallen, die ihre Praestanda berichtiget haben, werden wohl schwerlich sich über allzu lange verzögerte Lehenbriefe beschweren können. Haben wir doch wohl selbst von Ober-Lehenshöfen erst ein ganzes halbes Jahr nach der Belehnung oder Berichtigung der Lehenspflichten die Lehenbriefe erhalten. Diejenigen Vasallen aber, die es an ihren Gebühren ganz oder zum Theil ermangeln lassen, haben um so weniger Ursache, sich zu beschweren, wenn ihnen die Lehenbriefe so lange zurück bleiben.

Gar öfters aber hat es mit diesem Zurückhalten eine ganz andere Bewandtniß, woran die Vasallen allerdings unschuldig sind, und weßwegen sie sich freilich zu beschweren Ursache haben, auch wohl meisten Theils wirklich beschweren. Die jedesmahligen Herren Senioren begehren seit neuern Zeiten durch die Bank von jedem Vasallen einen Ducaten

für den Muthschein. Viele Vasallen haben dagegen kein Aufsehens gemacht und sich diese Ausgabe gefallen lassen. Andere hingegen haben sich auf das ältere Herkommen berufen, wonach sie weit weniger dafür entrichtet haben. Wenn sie nun solcher Gestalt nach altem Princip ihre Gebühren geliefert, so haben die Herren Senioren auf den Lehentagen dessen ungeachtet ihren Ducaten vorweg eingestrichen, die Vasallen aber bei der gemeinschaftlichen Familien-Lehen-Casse in Rest schreiben, und die Lehenbriefe zurückhalten lassen, um sie dadurch zu Erlegung eines Residui zu zwingen, wozu sich die Vasallen doch nicht schuldig erkannten. Darüber sind denn nun schon seit mehreren Fällen die Lehenbriefe zurück geblieben, und vielfältige Beschwerden geführet, und es ist mit künftiger Renitenz gedrohet worden. Es liegt in der That eine Menge fertiger Lehenbriefe bei mir vorräthig, die eben um vorangeführter Ursachen willen nicht ausgegeben werden dürfen.

So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen oder Beschönigungen zu vertheidigen.

Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf

eine lieblose Weise in's Ungeheuere übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amts für verlustig achten, wie sich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keinesweges dahin gehet, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel dünchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewähret, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten.

Ich habe daher beschlossen, so bald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan seyn wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie selber zu suchen, und folgende sind die Gründe, die mich hierzu bestimmen müssen. So sehr ich auch Ursache habe, mit dem edeln und billigen Betragen der meisten Mitglieder der adeligen Uslarischen Familie gegen mich zufrieden zu seyn, welches ich mein Leben lang mit dem herzlichsten Dank öffentlich rühmen werde, so wenig ich zu befürchten brauche, daß diese Übrigen dem Herrn General-Major beitreten werden, eben so wenig darf ich auch hoffen, jemahls die billige Zufriedenheit des

Herrn General-Majors von Uslar zu erlangen, und dadurch einem immerwährenden Verdruß auszuweichen, der mich an Leib und Seele zu Grunde richtet, indem es ihm bald an Einsicht und Beurtheilungskraft, bald an Gefühlen des Rechts und der Billigkeit mangelt.

Es sind mir zum fixen Salario nicht mehr, als jährlich 150 Thaler ausgesetzt, wozu noch 30 Thaler Miethgeld für die Wohnung und 2 Thaler für Schreib-Materialien zugelegt sind. Außer dem habe ich plattterdings nichts, als die Gerichts-Sporteln. Diese sind nach dem alten Herkommen und der mir vorgeschriebenen Taxe äußerst geringe. Nun sind die Unterthanen dieses Gerichts größten Theils arme, dürftige Leute, und Jedermann, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben müssen, daß mir das Talent, zu nehmen, wo es nur irgend zu kriegen stehet, nicht gegeben ist. Ich darf mit Wahrheit behaupten, daß der Ertrag der Gerichts-Sporteln, wenn auch noch so viel vorkommt, und auch Alles, was mir von Rechts wegen gebührt, noch so gut eingehet, ein Jahr in's andere, und auf das Alleräußerste gerechnet, nicht über 150 Thaler ausmache. Wie Vieles bleibt nicht mir, der ich um ein Paar Groschen arme Leute nicht mahnen und tribuliren kann, davon im Laufe? Also hätte ich von meinem Amte überhaupt nicht mehr, als 332 Thaler, ohne irgend ein anderes Emolument, sogar ohne eine Wohnung.

unbefolgt gelassen, und mir eingeliefert hat. Wenn nun der Herr General-Major solcher Gestalt verfährt, so kann der rechtschaffenste und fleißigste Beamte von dem Vorwurfe und Verdachte vernachlässigter Justiz-Pflege vor ihm nimmer frei bleiben. Und wenn dergleichen unbefugter Weise von ihm ausgehende Befehle unbefolgt bleiben, so darf er daraus wohl nicht auf Respectlosigkeit der Unterthanen schließen, und solche mir zur Last legen.

Überhaupt ist es ein übeler Umstand, wenn der Herr General-Major glaubt, es lasse sich nur Alles so schlank weg befehlen, was er gern befohlen wissen will, und es mir zu Nachlässigkeit und Sorglosigkeit auslegt, wenn ich Manches um deßwillen nicht verfüge und anordne, weil es nach meinen Einsichten keine Statt hat. Ein Gerichtsherr, der bei seinem Patrimonial-Gerichte Recht suchet, muß eben daselbst auch Recht nehmen. Er darf keinesweges erwarten, daß Alles und Jedes bloß darum geschehe, weil er es will.

3.

Ich komme nunmehr zu dem dritten Vorwurfe, welcher die Gestalt hat, als ob ich es sey, der die Kirchensachen in Unordnung gerathen lasse, da doch gerade das, was hierin noch von Ordnung vorhanden ist, von keinem Andern, als mir, herrühret.

Vor dem Jahre 1788 sind seit länger, als 30 Jahren überall keine Kirchenrechnungen gehalten worden, und das Vermögen so wohl, als Rechnungswesen der Kirchen ist in die allerunbeschreiblichste Verwirrung und Dunkelheit gerathen. Damahls erst fing der Herr General-Major an, sich dieser Sache anzunehmen, und eine Untersuchung durch die damahligen Beamten anstellen zu lassen, die aber bei weiten, und nicht zur Halbscheid dieses höchst verworrene und intricate Geschäfte vollendet, ja in vielen Stücken nur Übel ärger gemacht hat. Er hat darauf verschiedene Jahre hindurch und noch bei meinem Amtsantritte diese Angelegenheit unter Händen behalten, bis er bewogen worden, den ganzen unsäglich verworrenen Wust an mich abzuliefern.

Was für ungeheuere Mühe ich mir hierauf gegeben, diesen Kram in Ordnung zu bringen, und Tageslicht darin anzünden, das ist so wohl dem ganzen Gerichte, als auch dem königlichen Consistorium bekannt, welchem meine darin geleistete Arbeit schon vor einigen Jahren vorgelegt worden ist, und welches sie in kurzen von neuen wahrzunehmen Gelegenheit haben wird. Auch kann eine flüchtige Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit demjenigen, worin ich diese Sache empfangen habe, das Höchstfalsche und Ungerechte des feindlichen Vorwurfs bestätigen. Daß aber diese Sachen noch bis jetzt nicht in vollkommene Ordnung gebie-

hen sind, darum bin ich nicht Schuld, sondern die Menge der illiquiden Posten ist es, die im Wege Rechtens erörtert werden müssen. Weil ich nun nicht Richter und Advocat der Kirche zugleich seyn kann, so habe ich längst vorgeschlagen, einen gemeinschaftlichen Curator zu bestellen, da die gewöhnlichen Altaristen, als einfältige Bauern, die Leute nicht sind, die in so intricaten Angelegenheiten gehörig agnosciren können, besonders, da mit Matadoren, worunter der Herr General-Major als Kirchenschuldner mitgehöret, gar mächtige Kämpfe durchzukämpfen sind. Allein dieser Vorschlag ist bis jetzt noch nicht in's Werk gesetzt worden. Nichts desto weniger habe ich Liquida ab Illiquidis zu separiren, jene zu berechnen, einzucassiren, und zu dem unumgänglich nothwendigen Kirchenbau zu verwenden gesucht. Wenn aber Theils die Gelder nicht hinreichen, Theils Schwierigkeiten in Beitreibung liquider Rückstände in den Weg treten, so kann ich nichts dafür, daß ein angefangener Bau unvollendet bleiben muß. An dem letzten Umstande ist der Herr General-Major bei der Kirche zu Benjehausen zum Theil selbst mit Schuld, da er eine ziemliche Summe dessen, so er dieser Kirche liquide schuldig gewesen, auf Auslagen, die er für die Selliehäuser Kirche gemacht hatte, abgezogen hat, unerachtet er doch selbst der Selliehäuser Kirche reichlich verwandt ist.

Unter den mir vorgeworfenen Monitoriis und Anordnungen des königlichen Consistoriums leidet übrigens keinerlei Gerechtsame der Familie, noch auch das Interesse der Kirchen selbst. Ich weiß mich deßhalb hinlänglich zu rechtfertigen. Hätte ich auch hierin wirklich etwas zu verantworten, so würde ich es vor königlichem Consistorium, nicht aber gegen den Herrn General-Major von Uslar abzulegen haben.

4.

Was den vierten Punct, wegen der Depositen, betrifft, so ist gar nicht abzusehen, wie derselbe in der Reihe der übrigen Beschwerden mit aufgeführet werden können. Denn erstlich weiß man gegenwärtig von keinen gerichtlichen Depositis, die dem Vernehmen nach ansehnlich seyn sollen. Nach der hämischen Art, womit die ganze Kette von Klagen abgefaßt und stylisirt ist, soll vielleicht damit verblümt zu verstehen gegeben werden, als ob es mit den so genannten ansehnlichen Depositen nicht gar richtig aussähe. Aber, Gottlob! noch nie ist ein Depositum bei mir vorhanden gewesen, auch wird nie eines bei mir vorhanden seyn, welches ich nicht stündlich vorzuweisen und auszuzahlen im Stande wäre. Der ehrlose Schriftsteller des Herrn General-Majors kann sich nicht eines Gleichen rühmen. Sein infames Verfahren gegen mich ist Schuld, daß er nun-

mehr meiner Caution selbst einen Mangel vorwerfen kann. Als ich mein Amt antrat und, als ein unbekannter Ausländer, einen Bürgen so leicht nicht schaffen konnte, kam mein verstorbener Großvater von Aschersleben, brachte 600 Thaler, und wollte durch deren bare Niederlage bei der Familie Caution machen. Der Hofrath Liste, der damahls eine Uslarische Vormundschaft führte, und um seines Interesses willen meine Anstellung zu diesem Amte sehr mitbetrieben hatte, wußte meinen Großvater zu bereden, diese 600 Thaler ihm so lange in Verwahrung zu geben, bis man wegen der Cautions-Bestellung das Nähere mit der Familie concertirt hätte. Wer hätte dem Manne nicht trauen sollen, den Keiner von uns näher kannte, und der die Rolle des reichen, und für uns freundschaftlich gesinnten Mannes zu spielen wußte? An diesem Deposito der 600 Thaler aber vergriff sich Liste auf die schändlichste Weise wider mein Wissen und meinen Willen, und verwandte es in seinen Nutzen, so daß ich wenig oder gar keine Hoffnung habe, aus seinem Concurse nur etwas davon wieder zu erhalten. Ich wäre nun solcher Gestalt damahls wegen meiner Caution sehr übel daran gewesen, wenn sie mein verstorbener Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niebeck, nicht für mich, zur Zufriedenheit der Familie, geleistet hätte. Nun hat mir aber noch kein einziges Mitglied derselben, ge-

schweige die Familie insgesammt, ein Wort davon gesagt, daß sie nach dem Absterben meines Schwiegervaters eine andere Caution verlange. Wie unbillig ist es also, diesen Punct unter die Beschwerden zu mischen!

5.

Was die vierteljährlich an jedes Haus abzulegenden Lehensrechnungen betrifft, so haben die mehrsten Herren der Familie schon längst eingesehen, daß 2 Thaler, die mir jährlich für Schreib-Materialien gut gethan werden, allzu wenig sind, um so vielen Papieraufwand von mir zu verlangen, und haben daher gut seyn lassen, wenn ich von Jahren zu Jahren die Lehnsrechnungen an die Senioren beider Linien abgeleget habe. Nun ist es wahr, daß diese seit einigen Jahren rückständig geblieben sind, weil ich Theils durch genug andere Geschäfte und immerwährende Leibeskränklichkeiten davon abgehalten worden bin, Theils mir bewußt war, daß ich solche zu allen Zeiten, sammt dem etwanigen Cassen-Vorrathe, (dessen doch öfters gar nichts vorhanden ist,) richtig verfertigen und abliefern könnte; daher ich denn dieses Verzuges um so weniger Arg gehabt, als von Seiten der wenigsten Mitglieder dieser Rechnungsabgabe Erwähnung geschehen. Da mir aber auch dieses, wiewohl nur allein von dem Herrn General-Major, so hoch und gefährlich angerech-

net werden will, so werde ich gewiß von nun an nicht säumen, sothane Rechnungen rein abzulegen, und dadurch zu zeigen, daß ich keinerlei gefährliche Ursachen habe, dieselben zu hinterhalten.

Wenn es übrigens Vasallen gibt, die sich wegen nicht zu erhaltender Lehenbriefe, angeblich auf das bitterste, mit Bedrohung künftiger Renitenz, beklagen, wovon ich aber nichts weiß, und gleichwohl etwas wissen müßte, so würde auch hiervon nur die geringste Schuld auf mich fallen. Vasallen, die ihre Praestanda berichtiget haben, werden wohl schwerlich sich über allzu lange verzögerte Lehenbriefe beschweren können. Haben wir doch wohl selbst von Ober-Lehenshöfen erst ein ganzes halbes Jahr nach der Belehnung oder Berichtigung der Lehenspflichten die Lehenbriefe erhalten. Diejenigen Vasallen aber, die es an ihren Gebühren ganz oder zum Theil ermangeln lassen, haben um so weniger Ursache, sich zu beschweren, wenn ihnen die Lehenbriefe so lange zurück bleiben.

Gar öfters aber hat es mit diesem Zurückhalten eine ganz andere Bewandtniß, woran die Vasallen allerdings unschuldig sind, und weßwegen sie sich freilich zu beschweren Ursache haben, auch wohl meisten Theils wirklich beschweren. Die jedesmahligen Herren Seniores begehren seit neuem Zeiten durch die Bank von jedem Vasallen einen Ducaten

für den Muthschein. Viele Vasallen haben dagegen kein Aufsehens gemacht und sich diese Ausgabe gefallen lassen. Andere hingegen haben sich auf das ältere Herkommen berufen, wonach sie weit weniger dafür entrichtet haben. Wenn sie nun solcher Gestalt nach altem Princip ihre Gebühren geliefert, so haben die Herren Senioren auf den Lehentagen dessen ungeachtet ihren Ducaten vorweg eingestrichen, die Vasallen aber bei der gemeinschaftlichen Familien-Lehen-Casse in Rest schreiben, und die Lehenbriefe zurückhalten lassen, um sie dadurch zu Erlegung eines Residui zu zwingen, wozu sich die Vasallen doch nicht schuldig erkannten. Darüber sind denn nun schon seit mehreren Fällen die Lehenbriefe zurück geblieben, und vielfältige Beschwerden geführet, und es ist mit künftiger Renitenz gedrohet worden. Es liegt in der That eine Menge fertiger Lehenbriefe bei mir vorräthig, die eben um vorangeführter Ursachen willen nicht ausgegeben werden dürfen.

So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen oder Beschönigungen zu vertheidigen.

Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf

eine lieblose Weise in's Ungeheuere übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amts für verlustig achten, wie sich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin gehet, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel dauchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewähret, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten.

Ich habe daher beschlossen, so bald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan seyn wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie selber zu suchen, und folgende sind die Gründe, die mich hierzu bestimmen müssen. So sehr ich auch Ursache habe, mit dem edeln und billigen Betragen der meisten Mitglieder der adeligen Uslarischen Familie gegen mich zufrieden zu seyn, welches ich mein Leben lang mit dem herzlichsten Dank öffentlich rühmen werde, so wenig ich zu befürchten brauche, daß diese Übrigen dem Herrn General-Major beitreten werden, eben so wenig darf ich auch hoffen, jemahls die billige Zufriedenheit des

Herrn General-Majors von Uslar zu erlangen, und dadurch einem immerwährenden Verdruß auszuweichen, der mich an Leib und Seele zu Grunde richtet, indem es ihm bald an Einsicht und Beurtheilungskraft, bald an Gefühlen des Rechts und der Billigkeit mangelt.

Es sind mir zum fixen Salario nicht mehr, als jährlich 150 Thaler ausgesetzt, wozu noch 30 Thaler Miethgeld für die Wohnung und 2 Thaler für Schreib-Materialien zugelegt sind. Außer dem habe ich platterdings nichts, als die Gerichts-Sporteln. Diese sind nach dem alten Herkommen und der mir vorgeschriebenen Taxe äußerst geringe. Nun sind die Unterthanen dieses Gerichts größten Theils arme, dürftige Leute, und Jedermann, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben müssen, daß mir das Talent, zu nehmen, wo es nur irgend zu kriegen stehet, nicht gegeben ist. Ich darf mit Wahrheit behaupten, daß der Ertrag der Gerichts-Sporteln, wenn auch noch so viel vorkommt, und auch Alles, was mir von Rechts wegen gebührt, noch so gut eingehet, ein Jahr in's andere, und auf das Alleräußerste gerechnet, nicht über 150 Thaler ausmache. Wie Vieles bleibt nicht mir, der ich um ein Paar Groschen arme Leute nicht mahnen und tribuliren kann, davon im Laufe? Also hätte ich von meinem Amte überhaupt nicht mehr, als 332 Thaler, ohne irgend ein anderes Emolument, sogar ohne eine Wohnung.

Nun gebe ich Jedermann zu überlegen anheim, ob es möglich sey, von solchen Einkünften in jetzigen Zeiten, und nur zur Halbscheid, mit Ehre und Anstand, nach dem mir beigelegten Charakter, auszukommen und fertig zu werden. Wenn ich die Gerichts-Sporteln auch noch ein Mahl so hoch anschlagen wollte, welche heraus zu kratzen doch dem ärgsten Harpax unmöglich seyn würde, so kann auch alsdann noch die Einnahme für die nothdürftige Ausgabe nicht hinreichend erachtet werden. Was ist nun die Folge hiervon, wenn ich mit Anstand und Ehre durchkommen, und meiner Station nicht eine Schande machen will, wie sie ihr schon in vorigen Zeiten gemacht ist? Ich muß entweder aus eigenen Mitteln zusetzen, oder durch Nebenarbeiten die fehlende Nothdurft verdienen.

Da ich nun mein eigenes ererbtes Vermögen bei diesem Amte schon zugesetzt habe, so bleibt mir nichts anders übrig, als durch gelehrte, oder durch andere Nebenarbeiten Zuschuß zu verdienen. Nun ist wahrlich dieß Amt, so geringe es auch mit Einkünften dotirt ist, mit einer solchen Portion Geschäfte überladen, daß der allerfleißigste und fertigste Arbeiter seine ganze Zeit schon damit ausfüllen könnte, und dennoch nöthig haben würde, einen guten Schreiber noch zur Beihülfe zu salariren. Was kann also zu erwarten seyn, wenn man gezwungen ist, zu Nebenarbeiten

seine Zuflucht zu nehmen, zumahl, wenn diese oft in einigen Stunden mehr einbringen, als Amtsarbeiten in ganzen Tagen?

Wäre es möglich, mit jenen Einkünften auszukommen, so fehlet es mir, Gottlob! weder an Lust, noch Fertigkeit im Arbeiten, und ich würde herzlich gern alle meine Zeit und Mühe nur allein auf die Geschäfte meines Amts verwenden. So aber sind die Einkünfte zu geringe, damit zu bestehen, der Arbeit aber ist zu viel. Die Gerichtsverwaltung ist schon seit vierzig und mehreren Jahren äußerst schlecht gewesen, so daß eine Menge alten Squerteigs sich schon vor meiner Zeit herschreibt. Und die Hoffnung, nach durchkämpften Mühseligkeiten und aufgewendetem Gute in hiesigem Lande besser placirt zu werden, scheinet dabei mir, als einem adeligen Beamten, der in keiner Reihe stehet, ganz und gar zu fehlen. Was für Anreitzungen kann ich also haben, mich und die Meinigen aufzuopfern? O! man sieht oft Jemanden hinken, tadelt ihn, oder spottet seiner, und bedenket nicht, wo, und wie unschuldig ihn der Schuh drücken mag.

Mit dem Bewußtseyn solcher mir von Gott verliehenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse, die leicht zu etwas Besserem taugten, als Gerichtshalter im Gericht Alten-Gleichen zu seyn, mit dem herzlichsten Triebe zu nützlichen und brauchbaren Beschäftigungen, bei meiner wirklichen tagtäg-

lichen Application, wobei sogar meine Gesundheit leidet, ist dennoch bei meiner bisherigen Lage kein Mensch übeler daran, als ich. Meinen Amtsgeschäften kann ich meine Zeit ganz und allein nicht widmen, weil ich dabei mein Auskommen nicht finde. Darüber kann es nicht fehlen, daß ich in den kränkenden Ruf und Verdacht nachlässiger Amtsführung gerathe. Hierbei ist es mein unglückliches Schicksal, und, wie Rousseau es nennt, der Fluch der unseligen Celebrität, daß Mängel, die an Andern meines Gleichen kaum der nächste Nachbar bemerkt und davon den Mund aufzuthun der Mühe werth hält, so bald sie mich betreffen, laut durch das ganze Land erschallen. Ich kann neun und neunzig Sachen wohl expedirt, und die hundertste nur versäumet haben, so ist das schon genug, um den Ruf meiner Nachlässigkeit zu unterstützen.

Auf der andern Seite bin ich in Ansehung meiner Nebenarbeiten eben so übel daran. Durch den Drang und Anlauf der Amtsgeschäfte werde ich vielfältig gestöret, unterbrochen und behindert.

Kurz, diese unglückliche Situation beschränkt mich, so wohl ein tüchtiger Geschäftsmann, als Gelehrter zu seyn. Eins muß nothwendig das Andere wechselsweise unterdrücken, gleich wie ein Acker keine reichliche Frucht liefern kann, der zu viel tragen soll.

Möchte doch diese wahrheitsmäßige Vertheidigung und Schilderung meiner Lage im Stande seyn, bei Euer ꝛc. das Urtheil über mich günstiger zu stimmen, als es jene so böse gemeinte Anklage zu erwecken fähig war. Denn ob ich mir dadurch gleich eben so wenig dieses Amt zu erhalten und ein neues und besseres zu erwerben strebe, so kann es mir doch auch als dem unabhängigsten Privatmann nicht gleichgültig seyn, von so erhabenen und vortrefflichen Männern, als dieses hohe und verehrungswürdige Regierungs-Collegium ausmachen, für denjenigen gehalten zu werden, zu welchem mich jenes feindselige Bild hat herabwürdigen wollen. Und wie sollte ich mich vergeblich hierin schmeicheln, da ich schon aus Hochdero allerersten Verfügung ganz sichtbar erkenne, was für Gerecht- und Billigkeit ich von den erhabenen und weisen Vätern des Vaterlandes zu erwarten habe.

Zwar scheint die Absicht meiner Feinde auf nichts Geringeres ergangen zu seyn, als mir auf Ein Mahl und ungewarnt einen solchen tödtlichen Streich zu versetzen, daß ich daran zu Boden stürzen müßte, ohne jemahls wieder aufzustehen. Diese ihre Absicht ist ihnen gewiß nicht halb gelungen, da königliche hohe Landes-Regierung nicht plötzlich mit einer weit härtern Verfügung hervorgegangen, und den Verunglimpften ungehört verdammet, sondern erst ei-

nen gemeinschaftlichen Zusammentritt und Berichte der gesammten von Uslarischen Familie erfordert hat.

Ich aber habe dagegen Ursache, diese Weisheit und hohe Milde mit dem dankbarsten Herzen zu segnen, und mir die fortdauernde Gnade weiser und edelmüthiger Männer auch alsdann zu wünschen, wenn ich gleich kein bürgerliches Glück dadurch zu erstreben trachte.

Mein Herz fühlet sich empor gehoben, daß es um diese Gnade ohne interessirte Nebenabsichten zu bitten vermag, und mit diesem Gefühle habe ich lebenslang die Ehre in tiefstem Respect zu verharren u. s. w.

2.

Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will *).

1790.

Beschte die lebhafte ruthe Schwärmerinn, deren Liebe schon durch ein Paar Hauche meines Geistes und Herzens angefacht werden konnte, — besitze sie auch Alles, was die

*) Diese strenge Rechenschaft über sich selbst ließ Bürger der persönlichen Bekanntschaft und näheren Verbindung mit seiner dritten Gattinn, welche ihm in einem Gedichte ihre Hand angetragen hatte, vorausgehen. Vergl. Poetische Blumenlese. Göttingen. 1791. S. 108 — 19. Den 2. Band der gegenwärtigen Sammlung. S. 193 — 9 und S. 329 — 33. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Ehenakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof. Göttingen. 1798. S. 71 und 123. Briefe von Gottfried August Bürger an Marianne Ehrmann. Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausg. von Theophil Friedrich Ehrmann. Weimar. 1802. Gottfried August Bürger's Ehestandsgeschichte. Berlin und Leipzig. 1812.

kühnsten Ansprüche eines Mannes befriedigen möchte, Schönheit und Anmuth, wie des Geistes, so des Leibes, Güte und Adel des Charakters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen; hätte sie auch mit allen diesen Vollkommenheiten mein ganzes Wesen längst bergestalt bezaubert und gefesselt, daß sie nothwendig das Ziel meiner heissesten unauslöschlichsten Wünsche seyn und bleiben müßte: so könnte, so dürfte ich dennoch dirs Bekenntniß der heiligen Wahrheit nicht unterdrücken, — nein, ich dürfte es nicht unterdrücken, wenn ich auch gleich im voraus wüßte, daß sie mir dadurch, zu meinem unaussprechlichen, bis in's Grab hinab dauernden Kummer, verloren ginge. Also gebeuth mir der Richter, der Gesetzgeber, der Gott, den ich in meinem Busen trage, den ich nicht verläugnen kann, den ich verehren, dem ich, Trotz allen widerstrebenden Neigungen, gehorchen muß, wenn ich nicht unmittelbar die grausamste aller Seelenstrafen, Verachtung und Verabscheuung meiner selbst auf mich laden will.

Theures Mädchen! so sehr ich wünsche, daß Sie die Person seyn mögen, der es verliehen ist, den Nachmittag und Abend meines Lebens zu beseligen, die Person, welche nun noch auf Erden zu finden ich längst verzweifelte, so sehr ich wünschte, der einzige Mann Ihres Geistes, Ihres Herzens, Ihrer Sinne, und in allen diesen der Mann Ih-

nur höchstens individuelle Glückseligkeit zu seyn: eben so sehr dringt mich auch die Pflicht, Sie durch dieses getreue Bekenntniß von mir selbst zur strengsten Prüfung aller Ihrer Neigungen und Ansprüche erst aufzufordern, ehe der Enthusiasmus uns Beide zu Schritten verleite, die uns in grosses Unglück führen könnten. Ich will daher mein Inneres und mein Äußeres so schildern, daß, wo möglich, ich selbst hinfort nicht nicht genommen kommen will, als Sie mich kennen sollen.

Was zuvörderst meinen Geist und mein Herz betrifft, so mögen Sie zwar wohl glauben, Beides aus meinen öffentlichen Werken so hinlänglich zu kennen, um sich in Ansehung dieser Stücke volle Genüge für Ihre Wünsche versprechen zu dürfen. Allein vielleicht könnten Sie dennoch irren. Ich will zwar, eben so unbefangen von Demuthsheuchelei, als von Dünkel, gern zugeben, daß Einiges unter meinen Werken beifällig seyn möge, das eines edeln Geistes und Herzens nicht unwürdig ist. Allein daraus dürften Sie auf vollkommenen und unbefleckten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre sonst eben so viel, als ob Sie von einigen schönen Blüthen auf gesunde und unverdorbene Schönheit und Vollkommenheit des Baumes, welcher sie trug, schließen wollten. Auch ein wurmstichiger, mehr, als halb verdorrter Stamm mag, wenn er sonst nur

ursprünglich guter Art ist, und immer deren einige hervorbringen. Nun fürchte ich sehr, daß Sie und Jeder, der mich näher kennen lernt, Trotz dem besten Vorurtheile, das er vorher für mich hegte, genöthiget seyn werde, mich für einen solchen verhorbenen Stamm zu halten. Ungewitter und Stürme des Lebens haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewühlet. O, ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach seyn könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein mildener Himmel geblühet hätte. Durch viele und lange wiederige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt worden, daß ich oft in eine tiefe melancholische Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich für kopflos, für herzlos, für marklos, kurz, für einen höchst unnützen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur anstaunt, spricht bei sich: „Es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!„ weil ich dieß wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir dann selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Da ich im besten ursprünglich gewiß mehr Anlage zum Frohmuth, als zum Trübsinn habe, so war ich wohl in den letzten Jahr

nur in mein erstes Natur-Geleise zurück gelanget, wenn ich meine geseelte Molly-Adamide behalten hätte. Denn in dem Besitze ihrer Person und Liebe fühlte ich mich sehr merklich wieder gebessert, wie an Reichthum des Kopfes, so an Fülle, Wärme und Kraft des Herzens. Jene Laune der Lästigte mich damahls in weit geringerem Grade, und das Weh meines Herzens erfuhr davon, wie ich glaube, gar keine Beschwerde. Wodurch hätte ich aber nach ihrem Hinscheiden genesen sollen? — Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande. Sollte sie aber wohl möglich seyn, eine so gewaltige Liebe, die es der Mühe werth hielte, ein lange verstimmt gewesenes Instrument rein umzustimmen und mit neuen Saiten zu beziehen? Und würde hernach das Instrument ihr Mühe und Kosten vergüten? — Ach, ich bin auch im Stande der Gesundheit des Leibes und der Seele nur ein gewöhnlicher Alltagsmensch, wie sie zu Millionen unter Gottes Himmel herumlaufen. Ich erstaune, wie ein vernünftiges Publicum mich, um einiger guten Verse willen, für etwas Besonderes halten könne.

Elise meint, weil ich nicht übel schriebe, so müßte ich auch wohl artig sprechen. Nichts weniger. Ich bin ein erbärmlicher Sprecher. Meine Schrift fließt mühsetig und langsam, in Prose und in Versen. Nur ein Bischen gesunde

Beurtheilungskraft und Geschmack machen, daß es bisweilen leidlich wird, was ich schreibe. Mein mündlicher Vortrag muß daher vollends schlecht von Statten gehen. Die Gabe, geistreich, lebhaft und witzig im Umgange zu unterhalten, mag ich vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur in meinen glücklichsten seltensten Stunden, und auch da nur für Solche besitzen, die mich sehr lieb haben, und gerade an meiner Weise Gefallen finden. Manchen mag auch bloß deßwegen etwas als schön vorkommen, weil ich, der für etwas Besonderes Gehaltene, es sage; ob es gleich etwas sehr Armseliges ist. Ich könnte nun zwar wohl öfter und mehr mit manchem gesellschaftlichen Schwätzer und Spaßmacher wenigstens gleichen Schritt halten. Allein ich bin zu schüchtern und blöde, alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuspenden, die gleichwohl, wie ich an Andern täglich sehe, ohne Widerrede im gemeinen Handel und Wandel gilt. So oft ich mir auch selbst deßfalls Muth einzusprechen suche, so tritt mir doch gemeiniglich das Gewissen in den Weg. Aus Besorgniß, durch Zucken oder Stocken die Unvollkommenheit meiner Waare zu verrathen, schweige ich lieber ganz stille. Darüber mag mich wohl schon Mancher und Manche für einen armen Schlucker gehalten, und sich gewundert haben, wie ein so langweiliger Mensch doch so leidliche Gedichte gemacht haben könne. Nun, an echter

vollwichtiger Goldmünze des Geistes bin ich auch in der That kein Crösus, wiewohl ich an gemeinem Klappergelde nicht eben ein Bettler bin.

Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth seyn, als meine Geistes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener seyn muß, als mit diesen. Denn so wie ich hier nicht nur erkenne, was zum besser und vollkommener seyn gehört, so fühle ich auch gar wohl die Möglichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtsinn und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe. Dieß verursacht, daß ich auch in Ansehung dessen, worin ich vielleicht wirklich besser bin, als andere Menschen, dennoch nicht gar viel von mir selbst halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen los zu reissen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegen über liegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterstützenden Temperamentes halten. So glaube ich, zum Beispiel, nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, boßhaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig, u. s. w. bin. Aber warum bin ich's nicht? Etwa, weil ich das Alles für unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach! das thue ich frei-

lich. Aber darum meide ich wohl nicht jene Laster und übe die entgegen gesetzten Tugenden aus; sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weichliches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht entspringen!

An meiner Lebensweise und an meinen Sitten ist noch ungleich mehr auszusetzen. Ich bin kein guter Haushälter. Nicht, daß ich etwa zur Verschwendung geneigt wäre; sondern weil ich ziemlich unordentlich, nachläßig, träge und leichtsinnig bin, und weder meines Geldes, noch meiner übrigen Habseligkeiten sonderlich achte. Es läßt sich daher auch kein Mensch bequemer betriegen, als ich. Denn wenn ich den Betrug auch merke, so muß er schon arg kommen, ehe ich ihn nur zur Sprache bringe, besonders auch darum, weil ich mich Niemanden gern unangenehm mache. In Essen, Trinken und vielen andern Gegenständen des Luxus kann ich mich, ohne daß es mir sauer wird, sehr sparsam behelfen. Etwas weniger vielleicht in der Kleidung, worin ich, wenn es seyn kann, wohl etwas mehr, als meines Gleichen, modernisire.

In dem, was die Kinder dieser Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, habe ich auch eben nicht viel gethan. Ich glaube, ich bin ziemlich trocken, hölzern und steif in meinen körperlichen so wohl, als geistigen Bewegungen.

Durch so genannte Galanterie und Politesse bin ich schwerlich im Stande, mein Glück zu machen. Was ich vielleicht auch leisten könnte, den Menschen angenehm und gefällig zu seyn, das unterlasse ich doch entweder aus Stolz, oder aus Nachlässigkeit und Trägheit. Des Stolzes, wie auch des Trotzes gegen fremden Stolz und Trotz ist mir überhaupt eine ziemliche Portion zu Theil geworden. Dieß wäre indessen wohl noch so übel nicht. Aber das ist übel, daß ich's aus Nachlässigkeit und Leichtsinn zum Beispiel oft an Antworten auf Briefe, an Besuchen, an Ehrenbeschickungen und Befolgung mancher Vorschriften der Etiquette ermangeln lasse.

Was indessen Lebensweise und Sitten betrifft, so glaube ich, ein Weib, das ich liebte, könnte mich ohne sonderliche Schwierigkeit zu demjenigen machen, wozu sie mich nur immer gern hätte. Liebe würde meiner mächtig seyn, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei aufrecht erhalten würde; besonders, wenn sie die Kunst, zu herrschen, verstände.

Übrigens kann ich nicht bergen, daß man mich für einen ziemlichen Libertin hält, und, leider! nicht ganz Unrecht hat. Doch ist es darum, weil ich bisweilen eine unartige

Zunge habe, bei weiten nicht so arg, als Mancher glauben mag. Ich bin in diesem Puncte nicht immer, und sonderlich in früheren Jahren nicht, ganz regelmäßig, aber doch nicht auf eine niedrige und schmutzige Art ausschweifend gewesen. Denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten *), ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen. Ich fühle indessen, daß ich dem Weibe meiner Liebe ohne sehr harte und dringende Versuchung nicht ungetreu seyn könnte. Ich weiß das aus der Erfahrung bei dem einzigen weiblichen Geschöpfe, das ich vor Elise'n nur allein im höchsten und vollesten Verstande des Wortes geliebt habe, wovon ich hernach reden werde.

Was ich bisher, und, leider! auch zu meinem Nachtheile, von mir habe bekennen müssen, könnte vielleicht noch nicht hindern, daß ein Weib, welches mich und welches ich liebte,

*) „Er war geboren, schrieb einer seiner Freunde, der Lieblingssänger der Weiber zu werden, und traf ihr Herz, wie kein anderer Dichter. Davon könnte ich manche angenehme Anekdote erzählen, und ich wundere mich gar nicht, daß er sich so manches Herz gewonnen hat. Ein sehr wackeres Weib gestand mir einmahl, daß sie dem lieblichen Sänger nothwendig hätte in die Arme fallen müssen, wenn er's darauf angelegt hätte.„

D. H.

mit mir glücklich wäre. Allein nunmehr folgt das Bedenklichste.

Wenn ich auch noch so liebenswürdig von Geist, Herz und Sitten wäre, so bin ich doch weder jung, noch schön, noch in guten häuslichen Umständen. Meine Jahre reichen völlig an das wohl bewußte — Schwaben-Alter hinan. Von hundert jungen, hübschen, zwanzigjährigen Mädchen dürften leicht neun und neunzig die Schultern davor zucken. Ob ich gleich an Gesicht und Figur nicht eben eine Fratze zu seyn glaube, so bin ich doch wahrlich auch nie ein Adonis gewesen. Das Profil, das Elise kennt *), soll, wie Viele behaupten, mir ziemlich gleichen; wiewohl Andere dieß wieder läugnen. Ich kann's nicht beurtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, mich im Profil zu kennen. Indessen möchte ich doch beinahe fürchten, daß man sich darnach leicht etwas Hübscheres unter mir vorstellen könnte, als ich wirklich bin; etwas mehr Leben und Freundlichkeit allenfalls ausgenommen. Meine kleinen Kränkeleien geben mir oft ein weit hinfälligeres und abgeblaßtes Ansehen; wiewohl in den Zeiten, da ich mich gesunder und munterer an Leib und Seele fühle, die Leute mich auch wohl für zehn Jahr

*) Vor der zweiten Ausgabe seiner Gedichte.

D. H.

jünger zu halten geneigt sind. Denn in der That bin ich ursprünglich von sehr guter Constitution, und stünde vielleicht jetzt noch in eben der Blüthe, in welcher Andere zwischen zwanzig und dreißig stehen, wenn ich nicht Geist und Körper mit so vielen und langwierigen Widerwärtigkeiten hätte müde ringen müssen. Ich bin am ganzen Körper weit schmächtiger und magerer, als mein Gesicht vermuthen läßt. Ich habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letzten pflegten bisher Weiblein und Mägdlein, bei denen ich, Gott weiß, warum? bis auf den heutigen Tag niemahls übel gelitten gewesen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Überhaupt soll ich bis unter die Nase herab, selbst nach Mahlerurtheil, nicht uneben gebildet, der Mund aber soll ganz verzweifelt häßlich seyn. Das liebenswürdigste der Weiber pflegte zu sagen: „Bürger, es ist kein anderes Mittel, als man muß dich unaufhörlich küssen, damit man nur den häßlichen Mund nicht sehe, den du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen lassen kannst.„ — Sonderbar! Mir selbst kommt nun weder der Mund so excessiv häßlich, noch Nase, Stirn und Augen besonders schön vor.

Meine ökonomischen Umstände sind noch zur Zeit sehr schlecht. Ich habe nichts, — nichts! Ja, ich würde sagen müssen, noch weniger, als nichts, wenn ich nicht noch so viel an Grundstücken besäße, daß meine Schulden damit ge-

tilgt werden können. Wenn aber auch dieß geschehen ist, so wird wenig, oder nichts übrig bleiben. Ich hatte ein ganz artiges Vermögen. Allein bei einer sehr wenig einbringenden Beamtenstelle auf dem Lande, wobei ich gleichwohl ziemlich viel Aufwand machen mußte, und bei einer unglücklichen Pachtung ist mein Vermögen drauf gegangen. Auch war meine erste Frau eine eben so nachlässige Haushälterinn, als ich selbst. Schon vor fünf Jahren habe ich, durch unsäglichen Verdruß genöthigt, jene Beamtenstelle niedergelegt, und seitdem, freilich eben nicht im Überflusse, aber doch auch nicht in allzu drückendem Mangel, von meinem Kopfe gelebt. Ich bin nun zwar in diesen Jahren nicht weiter zurück, aber doch auch nicht vorwärts gekommen. Der Tod eines mir abgeneigten angesehenen Mannes, der in verwichenem Frühjahre sich ereignete, hat verursachet, daß ich endlich hier als Professor angestellet worden bin. Wäre dieß, wie billig, eher geschehen, so befände ich mich wohl schon wieder in gedeihlichen Umständen. So aber eröffnet sich mir erst jetzt eine bessere Aussicht. Ich bekomme zwar noch kein Gehalt, und muß vielleicht noch ein Paar Jahre darauf warten; jedoch läßt sich hier durch Collegien-Lesen ein Ziemliches erwerben, und ich schmeichele mir, auf dem Wege zum Beifalle zu seyn. Ich kann alsdann, wenn ich auch gleich noch keinen Heller fixes Gehalt bekäme, auf eine jährliche

Einnahme rechnen, die auf's schlechteste nicht unter fünf hundert Thaler herab sinken, sehr wohl und leicht aber bis über tausend hinauf steigen kann. Wenn sich nun ein gutes liebenswürdiges Weib, begabt mit etwas Vermögen und häuslichen Wirthschaftstugenden, entschließen könnte, mich armen Stümper zu heirathen, so ließen sich zwar wohl, wenn ich leben und gesund bliebe, ganz leidliche Umstände für mich, und zwar ohne des Weibes Nachtheil, erwarten. Aber wie, wenn Kränklichkeit mich unthätig machte, oder gar ein früher Tod mich hinnähme? Ach, dann könnte das gute Weib vielleicht nicht einmahl ihr Zugebrachtes unverkürzt zurück, geschweige denn vollends eine andere hinlängliche Versorgung erhalten. Einigen Trost hiergegen gibt jedoch unsere sehr solide Professoren-Witwen-Casse, woraus sie sich sogleich eine jährliche Pension von hundert und zehn Thalern, und so bald sie in die Classe der sechs ältesten Witwen gehörte, von hundert und dreißig Thalern zu versprechen hätte, mit der Freiheit, diese Pension zu verzehren, wo sie will. Gleiche Pension genießen auch die elternlosen Waisen so lange, bis das jüngste Kind das zwölfte Jahr erreicht hat.

Zu allen diesen bedenklichen Umständen kommt noch der, daß ich nicht weniger, als drei Kinder, eine Tochter von elf, einen Sohn von sieben, und eine Tochter von vier

Jahren habe. Nun ließe sich zwar wohl eine Einrichtung treffen, daß eine Frau wenig oder gar nicht davon belästiget würde. Denn meine älteste Tochter wird hier in einer Pension, wo sie mir aber wohl gegen hundert und zwanzig Thaler jährlich kostet, erzogen; der Sohn ist auswärts bei einer leiblichen sehr edeln Schwester von mir, und die jüngste Tochter bei einer braven Frauenschwester. Jedes Kind hat es da, wo es sich befindet, sehr gut, und wird dergestalt geliebt, daß ich Mühe haben würde, es loszureissen. Denn alle sind, Gottlob! sehr gut geartete und liebenswürdige Kinder von Kopf und Herzen. Allein wenn ich wieder heirathete, so würde es mit darum geschehen, daß ich dadurch von dem Herzweh genäse, welches ich so oft über die Abwesenheit und Zerstreuung meiner lieben Küchlein empfinde. Ich würde sie dann wieder um mich versammelt wissen wollen, Theils, um Kosten zu ersparen, Theils, um ihre Erziehung unter meinen Augen zu besorgen. Da ich aber diese Kinder alle außerordentlich lieb habe, und es bei mir so wohl Temperament, als Grundsatz ist, daß man nie gütig und liebreich genug gegen seine Kinder seyn könne, so würde es mich an meiner empfindlichsten Seite schmerzen, wenn sie es bei einer Stiefmutter hart und übel hätten. Nun könnte eine Stiefmutter, wäre sie gleich sonst ein gutes Weib, die Kinder vielleicht dennoch nicht lieben, bloß, weil sie nicht

Kinder ihres eigenen Leibes wären. Ganz unschuldiger Weise könnten sie ihr zuwider seyn. Denn ich fühle, es könnte mir eben so gehen, wenn ich Stiefvater von manchen Kindern seyn sollte, die ich unglücklicher Weise nicht leiden kann; und gleichwohl brauchte ich mich deßwegen nicht für schlechter zu halten, als ich wirklich bin. Dieses ist also ein höchst wichtiger Punct, der aufmerksame Prüfung erfordert.

Nunmehr noch etwas von meiner vorigen Lebensgeschichte. Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläuftig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damahls noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz abläugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchst-

geliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde,) so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetrauete entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heissen, und die Andere, in geheim es wirklich zu seyn. Dieß brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .*).

Im Jahre 1784 starb meine erste Frau an der Auszehrung,

*) Über dieses Verhältniß erklärt sich Bürger auch in dem bereits oben S. 279 in der Anmerkung angeführten Briefe an seinen Schwager: „Sage mir nur, um des Himmels willen, was für abenteuerliche Vorstellungen von unserer beiderseitigen Abscheu-

die in ihrer Familie erblich war. Im Jahre 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige Höchstgefeierte meines Herzens; allein nach kurzem glückseligen Besitze verlor ich auch sie am 9. Januar, 1786, nach der Geburt der jüngsten Tochter an einem hektischen Fieber. Was ihr Besitz, was ihr Verlust mir war, das sagen meine Freuden- und Trauerlieder *). Seit dieser Zeit lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen.

---

lichkeit Du dir hast beibringen lassen? .... Nein, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dieß weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir selbst; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufener Weise ihre Nasen dazwischen gesteckt, so würde Alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen seyn. Doch, es hat ja nun alle Fehde ein Ende! Wir sind durch alles das, was vorbei ist, um nichts schlechter geworden, und dürfen uns rühmen, daß wir nichts desto weniger von guten und edeln Menschen geschätzt und geliebt werden. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deßwegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sey, als ich wohl sonst gewesen seyn würde. Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sey, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten.„

D. H.

*) Das sagt auch so wahr und schön der folgende Brief an Boie.

Kann Elise'n der Mann noch reizen, der so vor ihr da steht? Noch habe ich, wie mir vorkommt, mir selbst eben

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, Liebster, bester Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Echtes Mitleid ist immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigstens süßer Labung für den Zerschlagenen, besonders, wenn ihn eine so liebe Hand, wie die Deinige, darbiethet. — Ich bin ein armer-unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen, ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. „O, das gibt sich mit der Zeit:„ wirst Du mit hundert andern herzensguten Trösterinnen sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein was sich geben wollte, geben konnte, das hat sich längst und schon in den ersten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monathen noch übrig ist, das gibt sich auch schwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermahl tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr, wie bisher, mein Herz auf das schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief war einst meine unendliche Liebe, eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergessen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes

nicht zum Vortheile geredet. Etwas ist indessen doch wohl demjenigen erlaubt, zu seinem Besten zu sagen, der keinen

---

so wohl, als Geistes, vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach, und wozu? Um so schnell, so auf Ein Mahl mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück sinken zu lassen! O Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien. Wie so ganz verwittwet ich nun bin und wahrscheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieser Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieses mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchst geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an mir verrichten würde.

Ach, liebster Boie, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts war. Könntest du die Stimmen auch der Gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil aus-

seiner wichtigsten Fehler vorsätzlich verschwieg. Dem Weibe, das mich, so wie ich da bin, zu lieben vermag, und wel-

---

fallen. Hat jemahls die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbaret, so war es bei ihr geschehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloset war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde seyn kann, so war sie es; und was sie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser, bei eben so hinreissenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchst reinste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen; in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandtheil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um seines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten Taumel der Liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen

ches ich mit voller Liebe wieder liebe, darf ich ein nicht unglückliches Leben versprechen. Ist es ihr süß, von mir ge-

---

der geistigsten Liebe hätte hinauf dringen sollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich sage Dinge, die ich nicht sagen sollte. Du bist ja aber einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt sagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin ist ja nun hin! Verloren ist verloren! — Niemand nehme sich's heraus, mir zu sagen: „Bürger, sey ein Mann!„ Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen so schön, so frühlingsmäßig blüheten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde, kann eine solche Scene der Verwüstung gleichgültig ansehen lernen, wenn gleich der erste Schmerz der Verzweifelung sich bald genug austobt? Welcher Mensch, der ein Herz von Fleisch und nicht von Stein hat, kann wieder eben so fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabei essen, trinken, schlafen und hantiren, als da noch Alles rings umher unversehrt blühte und duftete? Man wälzt sich ja freilich, noch wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . Doch, wozu noch viele Worte? — Hin ist hin! Verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären

liebt, an meinem Busen gehägt und gepflegt zu werden, so wird es ihr nie an voller Genüge ermangeln. Denn wenn

diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher, je lieber, neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da stehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinan schlang, herab gerissen ist? —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum. Ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

Diese Verse, an die ich seit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluste plötzlich wie Weißagung ein, und dröhnen mir seitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein.

Meine Gedichte würde ich schwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armselige Person, zu interessiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorstehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannst Du etwas für mich thun, so weiß ich, Du thust es ungebethen. Du kannst diese Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Testament ansehen. Meine Kraft ist dahin; was mir noch übrig ist, das will ich zur Ver-

*) Horat. Carm. II. 17.

ich einmahl echt und von Herzen liebe, so liebe ich gewiß unveränderlich, und keine Fülle des Genusses kann mich des

herrlichung meiner Unvergeßlichen zusammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten.

Meine häuslichen Umstände sind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben diesen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich besser geworden, ja, ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen seyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthschaftlichen Tugenden gezierte Auguste, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, so enge ich mich auch zusammen gezogen habe. Meine älteste und einzige Tochter erster Ehe, ein sehr viel versprechendes Mädchen, habe ich der Frau Professorinn Exleben in Kost und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebst seiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Bissendorf genommen. Höchst traurig ist es, daß ich meine lieben Küchlein nun so von mir entfernen muß. Wann werde ich sie wieder zu mir versammeln können?

Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufsicht nehmen, auch ihn von Brüssel, wohin ihn sein Vater, Lord Lisburne, selbst begleiten will, in ungefähr drei Wochen abhohlen soll. Ich hoffe, diese Zerstreuung soll mir etwas wohl thun.

Lebe wohl, mein bester Bote! Gott segne Dich nebst Deinem trauten Weibe mit all dem Segen, den ich einst so heiß, allein umsonst, für mich erflehte! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger.„

D. Q.

geliebten Weibes satt und überdrüssig machen; so gemein auch die Bemerkung ist, der Genuß sey das Grab der Liebe. Nur Afterliebe, die den heiligen Nahmen nicht verdient, erkaltet im Bette der Ehe. Der wahren Liebe, meiner wahren Liebe bleibt dieß immer ein Brautbett. Auch das Weib, welches ich unglücklich genug wäre, nach der unzertrennlichsten Verbindung nicht mehr zu lieben, darf wenigstens keine unedle und rauhe Begegnung von mir fürchten. Das bezeuge mir noch in jener Welt die, mit welcher ich zehn Jahre ohne ein rohes unfreundliches Wort verlebte, ob ich sie gleich nicht liebte. Eher möchte ich vielleicht fähig seyn, mit der Höchstgeliebten meines Herzens, doch nur über geargwohnten Mangel an ihrer Gegenliebe, zu hadern. Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Noch bin ich in diesem Falle zwar nicht gewesen; aber mir däucht, es würde von allen möglichen der schlimmste seyn. Leicht könnte ich dann der unerträglichste Mensch werden. Denn es kommt mir vor, als sey ich großer Eifersucht fähig. Freilich nicht, nach gemeiner Männer Weise, zum Hüthen und Auskundschaften der Schritte und Tritte meines Weibes; nicht zur Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umganges. Aber heimliche Verzweifelung würde mein Herz zerfleischen, und in

der grausenden Gestalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angesichte umher schleichen.

Nun, Elise, prüfen Sie sich und mich! Erkundigen Sie sich, wo möglich, nach mir und meinen Umständen auch bei Andern. Doch glauben Sie eher nichts, als bis ich's Ihnen selbst bestätigt habe. Denn ob gleich kaum irgend Jemand mich schlimmer schildern wird, als ich selbst gethan habe, so könnte mich doch wohl ein Anderer minder wahr schildern, als ich, der ich mich selbst am besten kenne, zu thun im Stande bin.

Sie haben eine Mutter, und, wie mir versichert worden ist, eine rechtschaffene und kluge Mutter. Wenn Ihnen je in Ihrem Leben der Rath einer solchen Mutter theuer und werth war, so lassen Sie sich's in diesem Falle doppelt angelegen seyn, auf ihre Stimme zu horchen. Sie wird vermuthlich diese Darlegung mit einem offneren und unbefangeneren Sinne, als Sie, liebe süße Schwärmerinn, aufnehmen, und der Rath des Mutterkopfes wird vermuthlich zuverlässiger seyn, als der Rath des Tochterherzens. Findet die Mutter, daß der Mann, der sich mit dem Pinsel der Wahrheit hier selbst geschildert hat, ohne mit Wissen und Willen irgend einen Flecken, worauf etwas ankommen kann, auszulassen, dennoch wohl ein guter Mann für ihre

Tochter seyn könne, nun, — so überlassen Sie sich dem vollen Zuge Ihres Herzens!

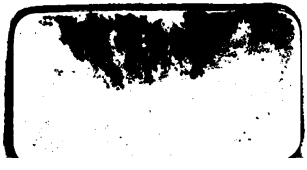
Doch nein! Auch alsdann noch nicht eher, als bis Sie mich selbst gesehen haben. Meinen Sie, nach wiederhohlter und abermahls wiederhohlter Prüfung dieser Beichte, daß ich, Trotz Allem, was an mir auszusetzen ist, dennoch der Mann Ihres Herzens seyn könne, wenn anders mein Körperliches Ihnen nicht ganz und gar zuwider seyn sollte, und Sie sagen mir dieses redlich, offenherzig und unbefangen, so will ich ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Nahmen, um weder Sie, noch mich selbst vor der Welt bloß zu stellen, zu Ihnen nach Stuttgart kommen. Auch ich selbst muß Sie erst sehen, wie Sie leiden und leben, und ob Sie diejenige wirklich sind, die ich im Geiste freilich schon längst mit hoher Liebe umfasse. Geist, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen sind zwar wichtige Ingredienzen zu einer glücklichen Ehe; allein sie machen es doch nicht immer und ganz allein aus. Wir sind insgesammt sinnliche Menschen, und auch die Sinnlichkeit will ihr Recht haben. Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das sich weder mahlen, noch be-

schreiben, sondern allein im Innersten fühlen läßt. Dieses Etwas läßt sich weder geben, noch nehmen.

Nach diesen Vorbereitungen wird es sich in der ersten Stunde unserer persönlichen Zusammenkunft ausweisen, ob wir das Publicum mit der allersonderbarsten Heirathsgeschichte zu amüsiren, — zu unserm eigenen noch größeren Amüsement zu amüsiren im Stande sind, oder nicht.

Elise, Elise! ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh, und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt seyn kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten.

Und so hoffe ich freudig, der Allbarmherzige werde unsern Bund, wenn er zu Stande kommt, mit seinem Segen krönen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

70712539